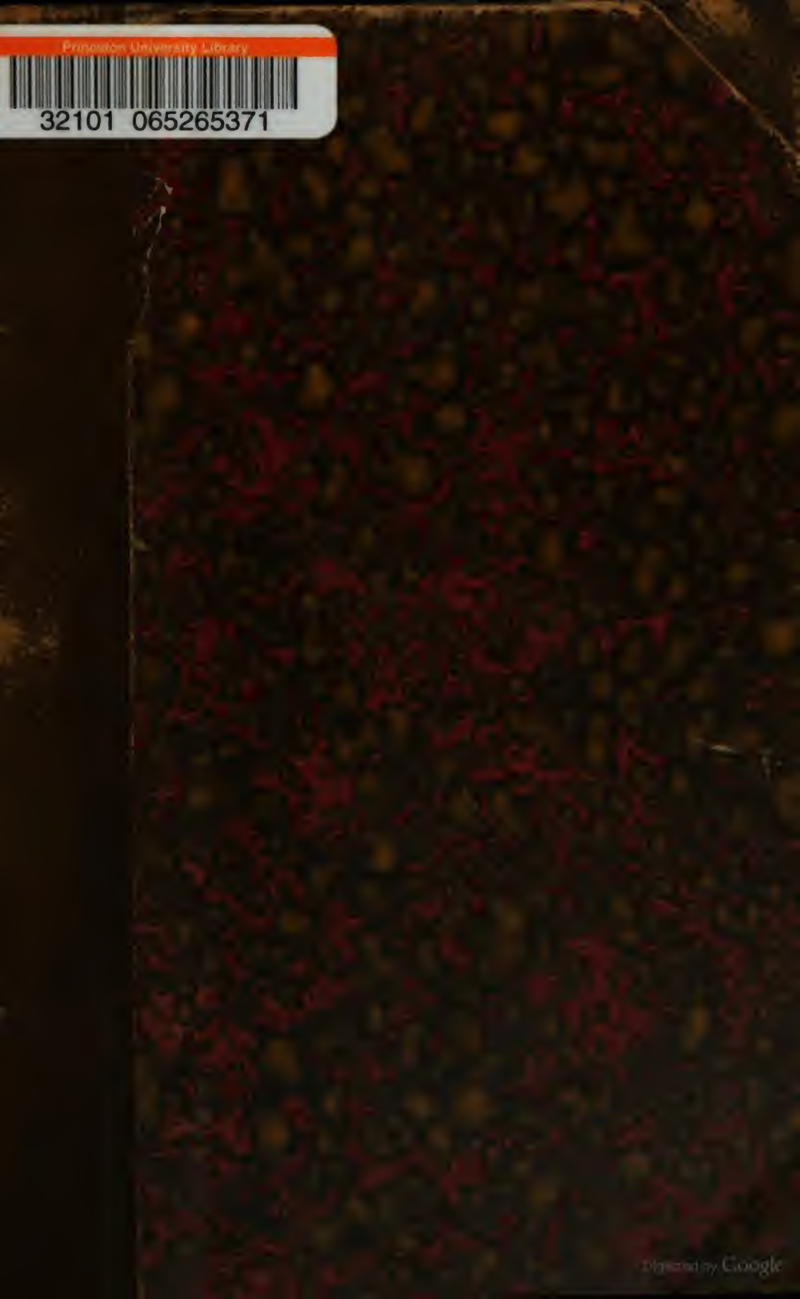
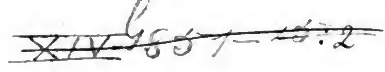

Princeton University Library
32101 065265371
Digitized by Google



Kulturbilder

aus

Hellas und Rom.

Zweiter Band.

Kulturbilder

aus Hellas und Rom

von

Dr. **Hermann Göll,**
Professor und Prorektor am Gymnasium zu Schleiz.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.



Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1869.

Inhalt.



I.

Die sociale Stellung des Weibes.

Fast giebt es keinen Theil der antiken Sittengeschichte, kein Verhältniß des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens, das so verschieden beurtheilt, so einseitig unterschätzt und wieder idealisirt worden ist, als die Lage und Geltung des weiblichen Geschlechts, besonders bei den Hellenen. Theils hat man die christliche Anschauungsweise über Ehe und Familie auf die Verhältnisse des Alterthums übertragen, theils vom Standpunkte einer überfeinerten Civilisation aus den Urtheilsspruch gefällt, theils den verschiedenen Einfluß des Klimas auf die Geschlechter nicht in Anschlag gebracht, theils die Aussprüche der komischen Dichter in zu vollem Ernste genommen, theils den Unterschied der Zeitalter und Volksklassen unberücksichtigt gelassen, theils aber auch in Begeisterung für die Herrlichkeit der klassischen Kultur keinen klaren Blick für die Schroffheiten bewahrt, die bei Allem, was das Leben des Einzelnen und der Familie angeht, uns wol abstoßen und verletzen müssen. Erschwert wird außerdem die Erkenntniß des Richtigen dadurch, daß die vorhandenen Nachrichten vorzugsweise die Frauen der höheren Stände betreffen und daß unter der Zahl der hervorragenden Beispiele die schlechteren überwiegen, während, wie Perikles in

seiner berühmten Leichenrede bei Thukydides richtig bemerkt, der Ruhm desjenigen Weibes am größten sein sollte, von dem unter den Männern am wenigsten Gerede herrscht.

Einen unverkennbaren Unterschied findet man zuerst zwischen der Stellung der Weiber, wie sie Homer schildert, und dem Zustande derselben in der historischen Zeit. Im heroischen Zeitalter erscheint das Verhältniß der beiden Geschlechter in und außer der Ehe als ein fast durchweg edles und natürliches. Die Frau steht dem Manne nicht als unterwürfige Sklavin, sondern als gleiche Lebensgefährtin zur Seite, und die Ehe wird überall als ein wünschenswerthes und glückliches Verhältniß bezeichnet. „Es giebt nichts Erfreuenderes und Trefflicheres," spricht Odysseus zur Königstochter Nausikaa, „als wenn Mann und Weib einträchtigen Sinnes ihr Haus bewohnen, den Widersachern zum Verdruß, den Freunden zur Freude und sich selber zum Ruhme." So sagt auch Achilleus: „Jeder brave und verständige Mann hält sein Weib werth und sorgt für sie." Viele Züge treuer Liebe hat Homer veranschaulicht, besonders in Fällen, wo beim wilden, kriegerischen Treiben jener Zeit der Tod des Mannes das Glück der Ehe unterbrach, wo „das Weib in Thränen sich auf den Gemahl stürzt, der im Kampfe dahinsank, den Sterbenden und Zuckenden umschlingt und laut aufschluchzt". Mit besonderer Zartheit hat der große Dichter in der Iliade die Verbindung zwischen Hektor und Andromache, in der Odyssee zwischen Penelope und dem Helden des Epos gezeichnet. Von dem durch Schillers Bearbeitung berühmt gewordenen Abschiede an bis zur Bestattung des unglücklichen Gatten zeigt Andromache eine Innigkeit des Gefühls, die jedes warme Herz rühren muß, während die Königin von Ithaka, von Tag zu Tag auf des Odysseus Rückkehr hoffend, alle lockenden Anträge von der Hand weist und in thränenreicher Wehmuth die lange Prüfungszeit zubringt. Auch Odysseus widersteht selbst dem Zauber verführerischer Göttinnen und zieht der angebotenen ewigen Jugend und Unsterblichkeit die Rückkehr zur „ehrsamen" Gattin vor,

und nach der freudigen Wiedervereinigung spricht Penelope die Meinung aus, daß der Jammer, der sie betroffen, eine Schickung der Götter sei wegen ihres allzugroßen Glückes! Fehlte nun also der Ehe selbst in jener Periode nicht die sittliche Basis, so darf man sich auch die Freiheit der Weiber nicht so beschränkt denken als manche gethan haben. Zwar bewohnten sie im Hause, getrennt von den Männern, den obern Stock und leiteten in der zur ebenen Erde befindlichen Gesindestube die Arbeiten der Dienerinnen, mit Weben und Sticken beschäftigt. Aber auf diese Zimmer beschränkt und von der Gesellschaft des Mannes abgesondert war die Frau deshalb keineswegs. Als Odysseus zum Phäakenkönig Alkinoos kommt, trifft er ihn neben seiner spinnenden Frau am Herde sitzend. Ja die Königin Arete nimmt Theil am Festschmause im Männersaal, und die von den Freiern beleidigte Penelope begiebt sich, von zwei Dienerinnen begleitet, unter die Schmausenden. Auch umgekehrt kommen in die Frauenwohnung nicht nur die männlichen Diener, sondern auch Odysseus in Gestalt eines bettelnden Fremden. Sogar daß königliche Jungfrauen, wie Polykaste und Helena, fremden Gästen beim Bade allerlei Handreichungen leisteten, galt in jener ehrenfesten Zeit als etwas Unverfängliches.

Unter solchen Umständen fällt es nicht auf, daß die Frauen bei feierlichen Opferhandlungen mit zugegen sind, wie z. B. in Pylos, als Nestor dem Poseidon einen Stier opfert, die Königin und deren Schwiegertöchter. Auch sonst scheint der öffentliche Ausgang der Frauen keiner Beschränkung unterworfen gewesen zu sein. Nur bittet Nausikaa den von ihr gefundenen Odysseus, sie nicht durch die Stadt zu begleiten, um dem Gerede der Leute keinen Anlaß zu geben. Von ihrer Mutter sagt der Dichter, daß das Volk auf sie, wie auf eine Göttin, hinschaute, und sie mit zutraulichen Worte begrüßte, so oft sie durch die Stadt schritt. Die Trojanerinnen sahen von einem hohen Thurme aus der Schlacht zu, und als Hektor einst aus dem Treffen in die Stadt kam, „liefen um ihn zusammen der

Troer Weiber und Töchter, fragend nach ihren Söhnen und Brüdern und Freunden und Gatten", sowie auch „weder ein Mann noch ein Weib in der Stadt blieb", als Priamos Hektors Leiche aus dem griechischen Lager brachte. Welche Achtung endlich das Zeitalter vor der weiblichen Natur und Tugend im Allgemeinen besaß, erhellt am unwidersprechlichsten aus den Urtheilen über die Fehltritte der Töchter des Tyndareus, die nebenbei die einzigen Beispiele von Frauen sind, welche durch fremde Männer zum Ehebruch verführt werden. Helena, eine Verirrte, keine Verworfene, fühlt bittere Reue und verflucht den Tag ihrer Geburt; Priamos und Penelope entschuldigen ihre Schwachheit durch die Intervention der Liebesgöttin, die auch Helena selbst als ihre Verführerin bezeichnet, und von ihrem Gemahl wiedergewonnen, herrscht sie mit vormaliger Würde in ihrem Palast. Die Schuld Klytämnestras wird ebenfalls mehr dem dunkeln Schicksale des Tantalidengeschlechts und der Geschicklichkeit des Verführers Aegisthos zugemessen als ihr selbst, die sonst „braver Gesinnung" war. Daß freilich der betrogene Ehemann Agamemnon eine üble Meinung von dem schönen Geschlecht bekam, und deshalb noch in der Unterwelt den Odysseus warnte, nie liebreich gegen ein Weib zu sein und demselben nie Alles anzuvertrauen, was er wisse, sondern ihr Einiges wol zu sagen, Anderes aber zu verheimlichen, ist psychologisch richtig, kann aber doch wahrhaftig nicht benutzt werden, um die geachtete Stellung der homerischen Frauen zu verdächtigen. Auch der Homer am nächsten stehende Dichter Hesiod stellt das Weib hinsichtlich seiner Geltung nicht tiefer, wenn er auch mehrmals auf den Unterschied zwischen bösen und guten Individuen des Geschlechts hinweist und dem Charakter seiner Dichtungen gemäß, die, vom Glanze der Fürstenhöfe abgewendet, das bürgerliche Leben mit seinen Sorgen, seiner Arbeit, seinen Verdrießlichkeiten schildern, auch die ehelichen Verhältnisse keineswegs idealisirt. „Flieht einer die Ehe und der Weiber leidiges Thun," heißt es in der Theogonie, „und gelangt zum Alter, so fehlt ihm ein

Pfleger, auch wenn es ihm an Gütern nicht gebricht, und diese fallen Fremden zu. Wem aber das Loos der Ehe und eine brave Gattin zu Theil geworden ist, die zu seinem Sinne paßt, bei dem liegt Gutes und Böses im Kampfe. Hat er hingegen ein Weib verderblicher Art, so trägt er unaufhörlichen Kummer in der Brust, und das Uebel kennt keine Heilung. So also ist es nicht möglich, Zeus' Sinne und Willen zu entgehen."

Die veränderte Stellung, die man in der historischen Zeit mit einem Male die Weiber, besonders des ionisch-attischen Stammes, einnehmen sieht, ist sehr auffallend, jedoch nicht unerklärlich. Die Solonische Gesetzgebung hatte die Entwickelungskeime der Demokratie gepflanzt, und je schneller sich dieselben entfalteten, je mehr der Einzelne sich als integrirendes Glied des Ganzen fühlte, je mehr aber auch der Staat vollständige Unterordnung, ja ein Aufgehen des Bürgers im Zwecke des Ganzen forderte, wurde der Mann, dessen Heimath die Oeffentlichkeit ward, seinem Hause und dem Familienleben entfremdet, wurde auch das weibliche Geschlecht in den Hintergrund geschoben, in mancher Beziehung seine Gleichberechtigung mit dem Manne aufgehoben und ihm, wenigstens der modernen Ansicht nach, Unrecht gethan. Dennoch hat man, wie schon erwähnt, im Allgemeinen einseitige Zeugnisse der Alten über die Mißachtung der athenischen Frauen zu sehr accentuirt. Klagen von Weiberfeinden und unglücklichen Ehemännern werden in allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen, und sehr richtig schreibt schon der heilige Chrysostomos: „Niemand ist frei von Verdruß. Wer eine schöne Frau hat, klagt, es sei nichts so schlimm als eine schöne Frau zu haben; wer eine häßliche hat, findet dasselbe. Der Verheirathete klagt über Frau und Sorgen. Der Unverheirathete fühlt sich unglücklich über den Mangel eines Hauswesens und der Ruhe." Wenn daher die dramatischen Dichter der Griechen eine große Menge von Invektiven gegen die Weiber und den Ehestand enthalten, so könnte man ihnen leicht eine ansehnliche Blumenlese von ähnlichen Klagen entgegen-

stellen, die der männliche Egoismus neuerer Zeit über dasselbe Thema hat laut werden lassen. So sagt denn z. B. Eubulos: „Möge zum Henker fahren, wer zum zweitenmal eine Frau heirathet. Um der ersten willen schelte ich ihn nicht, denn ich will annehmen, daß er das Uebel nicht kannte. Später wußte er aber doch, welches Uebel ein Weib sei!" Und in den Fragmenten des Komikers Alexis klagen die Männer: „O wir Unglücklichen, die wir die Freiheit des Lebens verkauft haben, und nun nicht mehr als Freie, sondern als Frauensklaven leben." „Zwei Tage der Ehe", sagt ferner Hipponax, „sind die angenehmsten: wenn man das Weib heirathet, und wenn es begraben wird." Antiphanes läßt Jemanden auf die Nachricht, daß ein Freund geheirathet habe, ausrufen: „Was sagst Du? Hat er wirklich geheirathet, er, den ich vor kurzer Zeit noch lebend und herumspazirend verließ?" Eubulos endlich sagt spottend an einer andern Stelle: „O hochverehrter Zeus, rede ich je wol Böses von den Weibern? So wahr ich bin, sie sind das beste unter allen Gütern! Wenn aber Medea ein böses Weib war, so ist Penelope ein Prachtexemplar. Und sagt Jemand, daß Klytämnestra nichts getaugt, so sehe ich Alkestis als Tugendmuster dagegen. Aber vielleicht wird einer von Phädra übel reden; doch beim Zeus, eine recht gute war doch — wer? Wehe mir Elenden! Schnell sind mir die guten Weiber ausgegangen; von den schlechten kann ich noch viele nennen!" Ebenso sind die Tragödien des Euripides voll von Schmähungen des anderen Geschlechts, die theils den eigenen bösen Erfahrungen des Dichters, theils auch, wie im Hippolyt, der dramatischen Situation ihren Ursprung verdanken.

Schlimmer sähe es mit der Geltung der Frauen aus, wenn zu diesen komischen und rhetorischen Uebertreibungen auch ernstere Stimmen in die Wagschale fielen. Allein Aristoteles spricht es ausdrücklich als einen Unterschied zwischen Barbaren und Hellenen aus, daß bei jenen das Weib und der Sklave auf gleicher Linie stehe; und über das Verhältniß des Mannes zum Weibe

schreibt er in seiner Ethik: „Zwischen dem Manne und der Frau scheint zufolge der Natur eine Freundschaft obzuwalten. Die Gemeinschaft der andern Geschöpfe beschränkt sich auf die Fortpflanzung; die Menschen aber leben mit einander nicht blos wegen der Kindererzeugung, sondern auch um anderer Lebensverhältnisse willen. Ihre Geschäfte sind getrennt, und die des Mannes sind andere als die der Frau. Sie helfen also eines dem andern, indem jedes das ihm Eigenthümliche gemeinsam macht. Daher denn in einer solchen Verbindung das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt ist. Sie kann aber auch durch Tugend bewirkt werden, wenn sie gut geartet sind, denn jeder Theil hat seine Tugend, und sie können sich daran erfreuen." Desto üblere Schlüsse auf den Zustand des schönen Geschlechts hat man aber aus andern Aeußerungen des Stagiriten und Platons gezogen, die dem Weibe, als einem schwächeren und sich leicht zum Bösen hinneigenden Wesen, seinen Platz unter dem Manne anweisen und Gehorsam von ihm fordern. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß letzteres bei den Griechen allgemeine Ansicht war, und von vielen Stellen, welche diese Lehre einschärfen, stehe hier nur folgende aus Menanders Fragmenten: „Den zweiten Part zu spielen, ziemt stets der Frau; des Ganzen Leitung aber kommt dem Manne zu. Ein Haus, in dem die Frau die erste Stimme hat, muß unvermeidlich untergehen früher oder später." Aber harmonirt denn in diesem Punkte die Meinung der Griechen nicht mit dem biblischen Christenthum?

Freilich kommt es darauf an, wie diese Herrschaft geübt wurde. Aus manchen Stellen der Komiker geht hervor, daß es der List und Schlauheit der Töchter Evas schon damals gelang, das stärkere Geschlecht ihrem Willen zu beugen, und eine gewisse Selbständigkeit in ihrem Bereich gesteht auch Aristoteles der Frau zu. Er vergleicht nämlich die Verbindung des Mannes und Weibes mit der aristokratischen Verfassung, indem der Mann in Folge seiner Würdigkeit den Vorrang habe in dem, was ihm zukomme, und der Frau dasjenige übergebe, was für

sie passe. „Wenn aber", fährt er fort, „der Mann über Alles Herr sein will, verwandelt sich das Verhältniß in ein oligarchisches, indem der Mann dann gegen seine Würdigkeit handelt und nicht, insofern er besser ist. Bisweilen herrschen auch die Frauen, weil sie reich sind; eine Herrschaft, die sich nicht auf Tüchtigkeitsgründe, sondern auf äußere Dinge, wie in der Oligarchie stützt." So läßt auch Xenophon in seinem Haushalter den Ischomachos zu seiner jungen Frau sagen, wenn sie die Pflichten und Obliegenheiten einer guten Hausfrau erfüllen werde, so solle sie im Haus beinahe geachteter sein, als er; er selbst werde ihr Diener werden, und sie habe nicht zu besorgen, daß sie ihm im vorgerückten Alter weniger lieb sein werde, sondern auch als alte Frau solle sie um so höher im Hause geehrt sein, je mehr sie ihm eine treue Gefährtin und den Kindern eine sorgsame Hüterin sei.

Es wird dies bestätigt, wenn Aristophanes seine Lysistrata den Vorschlag machen läßt, die Gelder des Staats zu verwalten und auf einen dagegen gemachten Einwurf erwiedern: „Was findest Du da so bedenklich? Verwalten denn wir Frauen nicht für Euch ganz das Vermögen des Hauses?" und wenn bei demselben in der „Frauenherrschaft" die Praxagora spricht: „Den Frauen, rathe ich, müssen wir die Staatsgewalt ganz übergeben. führen sie zu Hause doch für uns die Aufsicht über Kasse und Küche stets." Ja selbst die Frau des von Theophrast geschilderten Mißtrauischen hält unter ihrem Verschlusse die Truhe und den Silberschrank.

Blickt also aus solchen Stellen, die sich leicht vermehren lassen, eine eigentliche Herabwürdigung des Weibes nicht hervor, so vergißt man wiederum unsere eigenen Verhältnisse (wie sie wenigstens noch vor ein paar Decennien waren), wenn man im Mangel der rechtlichen Selbständigkeit einen Beweis für die geringe Geltung des ganzen Geschlechtes finden will. Dauert doch heute noch, selbst in den Staaten, wo die alleinstehenden Frauen durch die Gesetzgebung dispositionsfähig geworden sind,

in der Ehe die männliche Vormundschaft fort! Durften also die athenischen Frauen kein bedeutenderes Geschäft für sich abschließen, so kann man sich nicht darüber wundern. Das von Demosthenes erwähnte Gesetz Solons: daß alles ungiltig sein sollte, was der Mann auf Bitte oder Rath eines Weibes thun würde, hat wahrscheinlich den Zweck gehabt, den Einfluß der Frauen auf öffentliche Angelegenheiten so fern als möglich zu halten, wird aber in seiner Ausführung auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen sein. Einen Fortschritt, freilich blos auf dem Papier, machte Platon in seinen Gesetzen, wo es heißt: „Einem freigeborenen Weibe soll es erlaubt sein, vor Gericht zu zeugen, anzuklagen und zu vertheidigen, wenn sie über 40 Jahre alt und unverheirathet ist. Solange der Mann lebt, soll es ihr nur erlaubt sein, Zeugniß abzulegen." Dagegen schützte das Gesetz auch die Frauen vor harter und unanständiger Behandlung. Selbst anstößige Reden in Gegenwart derselben gelten als strafbar, und Demosthenes benutzte es als Anklagepunkt gegen seinen Feind Midias, daß derselbe vor seiner unerwachsenen Schwester Reden geführt hatte, „die schändlich und so beschaffen waren, daß sie nicht wiederholt werden können". Im „Selbstpeiniger" des Terenz schämt sich der Mann, in Gegenwart seiner Frau das Wort „Buhlerin" auszusprechen. Vernachlässigung von Seiten des Mannes oder gar Aufnahme einer Hetäre ins Haus begründete für die Frau das Recht der Scheidungsklage. Hipparete, die Frau des leichtfertigen Alkibiades, die ihren Gemahl liebte und dessen Extravaganzen nicht dulden konnte, verließ ihn und war eben im Begriff den Scheidebrief dem Archonten einzuhändigen, als sie von Alkibiades umfaßt und wieder in sein Haus getragen wurde. Auf dieses Recht der Frau gründete sich ein Stück des Dichters Kratinos, „die Weinflasche" genannt, in welchem die Komödie, als seine Frau, sich über ihn beklagte, daß er ihr untreu geworden wäre und zu oft der Frau Flasche zuspräche. Die Beleidigung der Wittwen, Waisen und Erbtöchter wurde durch Geldbußen und

Verlust bürgerlicher Rechte bestraft. Wenn nun also die Stellung der Frauen in rechtlicher Beziehung noch erträglich war, so ist man vielleicht mehr berechtigt in ihrer Erziehung Vernachlässigung, in ihrem häuslichen Leben arge Beschränkung wahrzunehmen. Das ganze Schulwesen entbehrte überhaupt im Alterthume der gesetzlichen Regelung, des öffentlichen Charakters, und die Bildung des weiblichen Geschlechts war noch in höherem Grade dem Herkommen, der Sitte unterworfen. Da man nun den Besuch öffentlicher Schulen für unvereinbar mit jungfräulicher Sittsamkeit hielt, so erhielten die Töchter nur einen nothdürftigen Unterricht in den Elementarwissenschaften von Ammen und Müttern. Die Kenntniß des Lesens und Schreibens und einige Bekanntschaft mit der Mythologie darf man wol mit Recht bei den Jungfrauen besseren Standes voraussetzen, und Demosthenes erwähnt auch z. B. in einer Rede schriftliche Aufzeichnungen einer reichen Frau, die man nach deren Tode über die Vermögensverhältnisse fand. Die Hauptsache blieb aber immer die Erlernung der weiblichen Arbeiten: des Spinnens, Webens, Nähens u. s. w., und die Aneignung eines sittsamen Betragens und häuslicher Tugenden. Wissenschaftlich gebildete oder wol gar gelehrte Frauen waren daher äußerst selten, und man begreift den Blaustrumpfstolz, in welchem die Dichterin Sappho an eine Freundin schrieb: „Wenn Du gestorben bist, wirst Du im Grab liegen und Niemand wird Deiner gedenken; denn Du hast keinen Theil an den Rosen Pierias. Wie solltest Du nicht mit weit größerem Rechte auf Dich stolz sein, wenn Du zwar nicht an den Blüthen, aber an den Früchten Theil hast, welche die Musen denen gewähren, welche Bildung und Philosophie in Ehren halten?“ Allein die Kluft zwischen männlicher und weiblicher Bildung und Aufklärung wurde doch erst in der Zeit des Verfalles, der Demoralisation am auffälligsten, als die Sophistik eine Fülle allgemeiner Kenntnisse unter das Volk geworfen hatte und eine Menge höherer Schulen entstand. Für die frühere bessere Zeit kann man dreist behaupten, daß der

Unterschied zwischen der Bildungsstufe eines Atheners und der einer Athenerin weit geringer war als zwischen den wissenschaftlichen Kenntnissen der achtbarsten unserer Aeltermütter und denen ihres Herrn Gemahls!

Und wo hätten damals die Damen auch ihre Kenntnisse verwerthen sollen? Es existirte für sie noch keine große Welt; es gab weder Bälle noch Konzerte, noch Theegesellschaften mit geistreicher Unterhaltung; es fehlten alle Anlässe und Tummelplätze der Eitelkeit, der Sentimentalität, der Emanzipationssucht. Eingezogen, beinahe ganz getrennt von dem Verkehr mit der Außenwelt, besonders von dem Umgang mit dem anderen Geschlecht, verlebten die Athenerinnen ihre Jugend in der Gynäkonitis, der im hinteren Theile des Hauses gelegenen Frauenwohnung. Daher werden sie geradezu „Eingeschlossene", „im Schatten Erzogene" genannt; daher fehlte ihrem Teint die Farbe der Gesundheit, und sie ergaben sich allgemein der Unsitte des Schminkens. Nur bei einigen Götterfesten erschienen sie öffentlich in Versammlungen und Prozessionen, besonders in dem großen panathenäischen Festzuge, wo sie in anmuthiger Haltung heilige Gefäße und Geräthe in Körben auf dem Haupte trugen, während die Töchter der Schutzgenossen Sonnenschirme über sie hielten. Bei solchen Gelegenheiten entspann sich zuweilen auch eine Neigung zwischen jungen Leuten; es kam aber auch nach den Komikern bei dem leicht entzündlichen Blute der Südländer zu schlimmeren Dingen, durch welche die Strenge der Aufsicht ihr Empörendes verliert. Natürlich zeigten nun die athenischen Jungfrauen in ihrem Auftreten eine große Unerfahrenheit und Blödigkeit, und da sie schon im fünfzehnten Jahre zu heirathen pflegten, so lag eigentlich ihre weitere Ausbildung und Vervollkommnung dem Manne ob. Die junge Frau des Xenophontischen Ischomachos, „die", wie es heißt, „möglichst wenig gesehen und gehört hatte", mußte erst „gekirrt" und so weit zutraulich gemacht werden, daß ihr Mann mit ihr ein Gespräch beginnen konnte. Als er ihr dann auseinandersetzte, wie er sie zu seiner

Lebensgefährtin erkoren, damit sie sein Hauswesen mit vermehrte, antwortete sie naiv genug: „Was sollte ich Dir wol helfen können? Was habe ich für Macht? In Deiner Gewalt liegt ja Alles; meine Pflicht sei, sagte meine Mutter, Ehrbarkeit und Zucht zu bewahren." Die große Jugend entschuldigt hier freilich auch den Mangel an Erfahrung, besonders einem so großen Hausstande gegenüber, wie er sich bei einem wohlhabenden Athener voraussetzen läßt. Ob aber jede Braut an ihrem Manne einen so klugen und geduldigen Lehrmeister gefunden habe, wie Ischomachos, möchte man bezweifeln. Die allzu große Schüchternheit der jungen Gattin war in den meisten Fällen schon deshalb vorhanden, weil sie ihren Gemahl vor der Hochzeit gar nicht kennen gelernt hatte. Meist war es der Vater, welcher dem Sohn die Frau wählte, und welcher dabei weniger Rücksicht auf die Person als auf die Familie und auf die Mitgift nahm. Denn auch dadurch trennt eine Kluft die weiblichen Verhältnisse der historischen Zeit von denen der heroischen, daß nun nicht mehr der Mann durch herrliche Brautgeschenke die vielumfreite Gattin gewinnt, sondern daß der Vater seine Tochter gehörig aussteuern muß, um sie an den Mann zu bringen, wodurch die Töchter oft der Familie als eine Last erscheinen, aber auch oft der Grund zum Pantoffelregiment in der Ehe gelegt wurde. Wie sehr man übrigens auf Gleichheit der Vermögensumstände Rücksicht nahm, wie sehr sich selbst eine arme Familie, die keine Mitgift bieten konnte, scheute die Werbung eines Reichen anzunehmen, sieht man aus dem „Schatz" des Plautus, wo die ganze Verwickelung darauf gebaut ist. Lesbonikos, der seine Schwester nicht aussteuern kann, sagt dort zum Bewerber: „Ich will nicht, daß Du sorgst, wie Du meiner Armuth hilfst, sondern daß ich, wenn auch arm, nicht ehrlos sei, damit man nicht sage, ich habe meine leibliche Schwester Dir als Kebsweib übergeben, so ohne Mitgift, mehr fürwahr denn als Ehefrau."

Sehr oft wurden die jungen Herren, um endlich von

einem unordentlichen Leben zurückgebracht zu werden, von den Vätern genöthigt, zu heirathen und genügten so zugleich ihrer Pflicht gegen den Staat. So geht es z. B. dem lockeren Lesbonikos in demselben Plautinischen Stücke. Resignirt antwortete er auf die Nachricht, daß er verlobt sei: „Ich nehme sie, diese und jede, die Du sonst willst,“ und der Schwiegervater setzte hinzu: „Zur Strafe seiner Sünden reichen hundert Frauen nicht.“ Die Alten selbst fühlten die Härte, die in dieser Behandlung der Jungfrauen lag. Am stärksten spricht sich darüber Sophokles in einem Fragmente aus, wo junge Mädchen klagen: „Wenn wir aber fröhlich ins Jungfrauenalter kommen, werden wir aus dem Hause gestoßen und verhandelt, fern von den väterlichen Göttern und den Erzeugern; und doch, ist die Hochzeit vorbei, muß man dies loben, und glauben, daß es so recht sei.“ Daß dann das Wetter in der neuen Ehe kühl, der Himmel bewölkt zu sein pflegte, nimmt uns nicht Wunder. Platon will deshalb, daß vor der Heirath eine nähere Bekanntschaft der Betheiligten stattfinde, damit Niemand getäuscht werde, und schlägt die Einrichtung besonderer Spiele vor, wobei Jünglinge und Mädchen Tänze aufführen sollten. Wenn man aber behauptet hat, es habe wol niemals ein freigeborener Athener aus Liebe und heftiger Neigung geheirathet, so gehört auch dies zu den gröblichen Uebertreibungen einseitigen Vorurtheils. In vielen Lustspielen bildet ja die starke Leidenschaft eines jungen Mannes für ein Mädchen, das endlich als Bürgerin, gewöhnlich als die verlorene Tochter eines reichen Mannes erkannt wird, den dramatischen Knoten, und wer erinnert sich nicht der von Sophokles verherrlichten Liebe des Fürstensohnes Hämon zur heldenmüthigen Antigone? Daß die Dichter hierbei Verhältnisse darstellten, die in der Wirklichkeit gar nicht vorkamen, läßt sich nicht denken. Aber es finden sich auch sonst Beweise. Schlägt man z. B. das Leben Kimons von Plutarch auf, so liest man kurz hintereinander Folgendes: „Als aber Kallias, ein wohlbegüterter Athener, kam, der sich in Elpinike

verliebt hatte und sich erbot, die Geldstrafe für ihren Vater zu bezahlen, so ließ sie es sich gefallen und ihr Bruder Kimon gab sie dem Kallias zur Frau. — Soviel ist gewiß, daß Kimon seine Gemahlin Isodike gar zu heftig geliebt und sich über ihren Tod gar zu sehr betrübt hat, wenn man anders den zu seiner Beruhigung verfertigten Trauergedichten glauben darf." Nur soll man sich eine solche Leidenschaft nicht im Sinne der modernen Romantik denken; sie entwuchs mehr dem Boden des Natürlichen, Sinnlichen, und verstieg sich nicht bis zu einer überschwänglichen Apotheose der Geliebten. Zuweilen mag es wol auch vorgekommen sein, daß sich die Liebe nach der Verheirathung einstellte, wie in der „Schwiegermutter" des Terenz, wo Pamphilus, durch die edeln Eigenschaften seiner anfangs verschmähten Frau angezogen, allmählich seiner Maitresse untreu wird. Das eigenthümlich nüchterne und ungemüthliche Verhältniß der Eheleute ist neben dem leitenden Motive bei Schließung des Ehebundes am deutlichsten ausgesprochen in der angeblich von Demosthenes herrührenden, als Beitrag zur Sittengeschichte höchst interessanten Rede gegen die Hetäre Neära, wo es heißt: „Buhlerinnen hält man sich zum Vergnügen, Kebsweiber aber zur täglichen Pflege und Bedienung der Person; Frauen heirathet man dagegen, um ebenbürtige, eheliche Kinder zu zeugen und um im Hause eine treue Wächterin zu haben."

Der gesellige Umgang der Eheleute wurde schon durch die scharfe Trennung der Geschäfte gehindert und reduzirte sich wol auf wenige Stunden am Tage. „Denn," sagt Ischomachos, „für die Frau ist es schöner, zu Hause zu bleiben, als außer dem Hause zu sein; für den Mann aber ist es schimpflicher, zu Hause zu bleiben und sich nicht um die Dinge draußen zu kümmern." Darum spricht in derselben Schrift Xenophons Sokrates sogar zu Aristobulos: „Giebt es Jemand, mit dem Du Dich weniger unterhältst, als mit Deiner Frau?" Und der Schüler antwortet: „Niemand, oder wenigstens nicht viele Menschen." Doch beweisen wiederum die Komiker und andere

Quellen, daß die Sache nicht gar so schlimm in der Wirklichkeit aussah, und daß die weibliche Neugierde und Eifersucht Fragen und Gespräche mancherlei Art herbeiführten. (Man vergl. z. B. Aristoph. Lysistr. V. 508.) Von der Unterhaltung mit fremden Männern dagegen war keine Rede, sowie sich auch die Hausfrau zurückzog, wenn der Mann zufällig einen Gast mit nach Hause brachte. War der Mann nicht zu Hause, so würde es einem Fremden für grobe Ungeschliffenheit angerechnet worden sein, das Haus zu betreten. Demosthenes erwähnt sogar eines Falles, wo der von einem Sklaven des Hauses zu Hilfe gerufene Freund es nicht wagt, dasselbe zu betreten, eben weil der Hausherr abwesend ist. So ist es denn wahr, was Kornelius Nepos über die griechische Frau sagt: „Sie wird nicht zum Gastmahl gezogen, außer unter Verwandten, und sitzt im inneren Theil des Hauses, wo Niemand Zutritt hat, als der nächste Angehörige.“ Ja, Euripides verbietet sogar die Besuche der Frauen untereinander, indem er in der Andromache schreibt: „Niemals, niemals — denn nicht für einmal sag' ich's — dürfen verständige Männer, die eine Gattin haben, andere Weiber ihre Hausfrau besuchen lassen, denn sie sind die Lehrerinnen der Schlechtigkeiten. Die Eine verdirbt die Ehe, indem sie einen Gewinn dabei zieht, die Andere will im Sündigen eine Gefährtin haben.“ Doch stand es auch hiermit im Ganzen nicht so schlimm. In des Aristophanes „Frauenherrschaft“ sagt ein Nachbar zu dem seine Frau beim Aufstehen vermissenden Blepyros: „Was mag es sein? Ob eine ihrer Freundinnen sie vielleicht zum Frühstück eingeladen hat?“ und der Ehemann erwiedert: „So denk' ich auch. Sie ist wol am Ende nicht so arg, soviel ich weiß.“

Die Einsamkeit der das Haus hütenden Frau bezeichnete Phidias durch das Symbol der Schildkröte, auf die er die Statue der Aphrodite Urania in Elis treten ließ. Am schärfsten aber kennzeichnet das Verhältniß der Weiber zur Außenwelt eine Stelle in den „Thesmophoriazusen“ des Aristophanes, wo

die Weiber selbst sprechen: „Wenn wir ein Uebel sind, warum heirathet Ihr uns denn, und gestattet uns weder auszugehen, noch beim Heraussehen ertappt zu werden, sondern wollt mit so viel Sorgfalt das Uebel bewachen? Und wenn das Weib hinausgeht und Ihr findet es vor der Thür, werdet ihr toll vor Zorn, die Ihr Euch doch freuen und ein Dankopfer bringen müßtet, wenn Ihr wirklich das Uebel los wäret und nicht mehr drinnen anträfet! Und wenn wir aus dem Fenster lugen, sucht jeder das Uebel zu erschauen, und wenn man sich erröthend zurückzieht, wünscht jeder um so mehr das Uebel hervorlugen zu sehen.“ Selbst in Fällen, wo Angst und Noth die konventionellen Schranken zu brechen pflegt, finden wir die Frauen nur in den Hausthüren stehend, und der Redner Lykurg tadelt es noch dazu, daß nach der Schlacht bei Chäronea die Frauen von den Thüren aus sich nach dem Schicksale ihrer Angehörigen erkundigten! Die Ausgänge auf die Straße waren auch den verheiratheten Frauen sehr erschwert. Schon Solon hatte darüber Bestimmungen erlassen und unter anderem geboten: eine Frau sollte beim Ausgang nicht mehr als drei Kleider haben, nicht mehr als für einen Obolos Speise und Trank mit sich tragen und keinen Korb größer als eine Elle; auch sollte sie Nachts nicht reisen, außer im Wagen, und dann eine Leuchte vor sich hertragen lassen. In der Diadochenzeit wurden sogar besondere Aufseher angestellt, die der Demoralisation und dem Luxus der Weiber steuern sollten, und die es bereits früher in anderen Städten, z. B. Syrakus, gegeben hatte. Da der Gemahl die Markteinkäufe selbst zu besorgen pflegte, und da Spazirgänge, wenn auch von der Pythagoräerin Phintys empfohlen, doch noch nicht Mode gewesen zu sein scheinen, so blieben als Motive zum Ausgehen großentheils nur die religiösen Handlungen und die scenischen Spiele. Uebrigens muß man doch für die Frauen der niederen Klassen, denen die Hilfe der Sklaven abging, sicher einen viel geringeren Zwang annehmen. Sie holen sich ihre Bedürfnisse selbst, z. B. das Wasser vom

Brunnen. In einem Fragmente des Komikers Antiphanes geht sogar eine Liebhaberin der Flasche zu ihrem Nachbar, dem Schenkwirth. Wie aus einer Stelle in den „Fröschen" des Aristophanes hervorgeht, verkauften sie auch ihre Wollarbeit selbst auf dem Markte.

An den Festen, besonders solchen, an denen, wie bei den fünftägigen Thesmophorien, die Männer von der Theilnahme ausgeschlossen waren, pflegten sich die armen Frauen für ihre Beschränkung zu entschädigen und sich wol recht lustig zu machen. Was das Theater betrifft, so haben sorgfältige Untersuchungen dargethan, daß anständige Frauen nur der Aufführung von Tragödien beigewohnt haben. Die cynische Gemeinheit und Unzüchtigkeit der Lustspiele, die selbst von verständigen Zeitgenossen getadelt wurde, bildet auch einen zu grellen Kontrast zu der anständigen Schonung, die man sonst den weiblichen Ohren zu Theil werden ließ. Endlich scheinen alle Weiber an gewissen Familienfesten, besonders bei der am zehnten Tage nach der Geburt der Kinder stattfindenden Feier der Namengebung, harmlos in Gesellschaft der Männer gescherzt und gespielt zu haben. Wenigstens werden bei solchen Gelegenheiten für denjenigen, welcher die Nacht hindurch munter blieb oder im Kottabosspiel siegte, unter den Belohnungen auch Küsse von Seiten der anwesenden Damen aufgeführt. Darauf bezieht sich wol auch, daß Aristophanes in der „Thesmophorienfeier" den Weiberchor sagen läßt: „Und wenn wir im fremden Hause müde vom Spiel uns niederlegen, so sucht Jeder nach dem Uebel und umschleicht die Ruhebetten."

Jede Frau von Distinktion mußte dagegen bei ihren Ausgängen eine Dienerin bei sich haben. In Theophrasts Charakterzeichnungen miethet der Geizige für seine Frau für jeden Ausgang eine Sklavin! Als aber der Luxus stieg, vermehrte sich auch die Zahl der Begleiterinnen, und Phokions Frau erhielt eine öffentliche Anerkennung im Theater, weil sie sich mit einer einzigen Dienerin begnügte. Ob endlich wirklich öfter der

Fall vorkam, daß Ehemänner ihren Harem verschlossen und versiegelten, wollen wir dahingestellt sein lassen. Bedenklich ist allerdings die Stelle Menanders: „Wer durch Riegel und Siegel die Gattin hütet, ist ein Thor, während er glaubt, etwas Weises zu thun.“ Und dasselbe bezeugt Aristophanes, wenn er in der „Thesmophorienfeier“ eine Frau sagen läßt: „Von ihm (Euripides) bethört, versiegeln unsere Männer auch die Frauengemächer, legen Schloß und Riegel vor, um uns einzuschließen. Ja, sie halten außerdem Molosserhunde, Schreckgespenster für unsere Buhlen.“ Schwer ist es, die Frage zu beantworten, wie weit den athenischen Weibern bei dieser Behandlung Unrecht geschehen sei, wie weit ihre durch den Himmelsstrich bedingte Natur den Argwohn der Männer rechtfertigte. Gewiß wenigstens bleibt, daß man in keiner Periode weniger Achtung vor den Frauen hatte, als gerade da, wo man ihnen die übertriebensten Lobsprüche, Schmeicheleien und Huldigungen erwies. Daß die athenischen Eheherren selbst Muster von Treue gegen ihre Frauen waren, läßt sich kaum erwarten, da fast allenthalben, wo Sklaverei herrscht, dem Manne die Untreue nahe liegt und ungestraft bleibt. In der Schilderung, die Aristophanes vom gemüthlichen Leben in Friedenszeiten giebt, ist „das Scherzen mit der Thrakerin, während die Frau im Bade sitzt“, nicht vergessen. Auch in der Rede des Lysias über die Ermordung des Eratosthenes erfährt der Hausherr von der Frau einen darauf bezüglichen Vorwurf. Endlich heißt es sogar in den Ehestandsregeln Plutarchs: „Wenn ein gewöhnlicher Mann, weil er schlecht erzogen und ausschweifend ist, sich an einer Hetäre oder Sklavin vergeht, so darf die Gattin nicht grollen noch zürnen, weil er ja aus Scheu vor ihr, an seiner Lüderlichkeit, Zügellosigkeit und Ausgelassenheit eine Andere theilnehmen läßt!“

Eine ganz andere war die Stellung des weiblichen Geschlechtes bei dem dorischen Stamme. Die Freiheit, welche ihm hier gestattet war, wurde von den Alten dem glücklichen Wider-

stande zugeschrieben, den die Weiber den beschränkenden Maßregeln der lykurgischen Gesetzgebung entgegen gesetzt hätten. Allein es ist klar, daß das spartanische Erziehungs- und Behandlungssystem der Frauen organisch mit der ganzen Staatsidee zusammenhängt. Um dem Staate ein kräftiges Geschlecht zu sichern, ließ man hier die Jungfrauen an allen gymnastischen Uebungen theilnehmen und sich keck und frei in wenig verhüllenden Gewändern unter der männlichen Bevölkerung bewegen, und daß Lykurg seinen Zweck erreichte, bezeugt die Bewunderung, die den Spartanerinnen wegen ihrer Schönheit zu Theil wurde. Neidisch lobt Lysistrata bei Aristophanes die Lakonierin Lampito mit den Worten: „Wie groß, mein Herz, ist Deine Schönheit, wie gesund ist Deine Farbe, wie schwellend Deine Körperform!" Die verheiratheten Frauen hatten weniger freien Umgang mit den Männern, weil, wie eine Spartanerin einst sagte, die Mädchen erst einen Mann zu suchen, die Frauen aber den ihrigen nur zu erhalten hätten! Sie gingen in züchtiger Kleidung und verschleiert einher, und wenn sie auch im Hause die Arbeit des Spinnens und Webens den Sklavinnen überließen, so war doch auch die Verwaltung des Hauswesens ihr Hauptgeschäft, und eine gefangene Spartanerin, die gefragt wurde, was sie gelernt habe, antwortete: „Das Haus gut zu verwalten." Wenn nun auch durch das Zusammenspeisen der Männer in den Syssitien das häusliche Leben und der Umgang unter den Eheleuten beeinträchtigt wurde, so standen die Weiber doch von Jugend auf den Männern näher, betheiligten sich lebhaft an allen öffentlichen Angelegenheiten und waren an allgemeiner Bildung, wie so viele treffende Antworten beweisen, den Athenerinnen überlegen. Ihr Einfluß auf die Männer, die besonders auf ihr Lob und ihren Tadel viel zu geben pflegten, war darum auch so groß, daß die übrigen Griechen von „spartanischer Weiberherrschaft" sprachen. Plutarch erzählt, daß eine fremde Frau zur Gemahlin des Leonidas gesagt habe, die Frauen in Sparta wären die einzigen, die über ihre Männer

herrschten. Die stolze Antwort lautete: „Sie sind auch die einzigen, welche Männer zur Welt bringen." Derselbe Schriftsteller erzählt im Leben des Königs Agis, die Lakedämonier hätten ihren Weibern beständig gefolgt, und diese an den öffentlichen Dingen mehr Antheil genommen, als jene an den häuslichen. Neben allen diesen Vorzügen erzeugte freilich das Vorwalten der politischen Rücksichten und die Unterordnung aller Privatinteressen unter die Staatsidee einzelne Sitten, denen eine große Verkennung der weiblichen Würde zu Grunde lag, wie, wenn es vorkommen konnte, daß sich mehrere Brüder mit einer Frau behalfen, oder daß ein älterer Mann seine ehelichen Rechte auf einen jungen Freund übertrug, ohne daß die Ehe dadurch gelöst wurde!

Noch können wir von den griechischen Frauen nicht scheiden, ohne einen Blick auf das Hetärenwesen geworfen zu haben. Wir wollen nicht hinabsteigen zu den öffentlichen Dirnen, die bereits von Solon aus Gründen, mit denen der heilige Augustin harmonirt, konzessionirt worden waren; wir wollen einen Schleier fallen lassen über das Schicksal jener armen Geschöpfe, welche die Hartherzigkeit oder Gewinnsucht in die Hände verruchter Kuppler und Kupplerinnen lieferte, und die zu einem trostlos zerrissenen Leben in Sklaverei systematisch erzogen wurden. Wir blicken auf jene Mädchen, denen Schönheit, Geist und Gewandtheit eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft anwiesen, die zum Theil über Fürsten herrschten, mit Bildsäulen geehrt, mit Gold überschüttet wurden. Das Zeitalter des Perikles und Alkibiades hat den zweideutigen Ruhm, eine so hohe Verfeinerung des Hetärenwesens herbeigeführt zu haben, daß es von nun an auf das Familienleben und auf den Wohlstand Einzelner einen höchst verderblichen Einfluß ausübte. Freilich läßt es sich nicht verkennen, daß die Erscheinung selbst in der falschen Stellung der Weiber ihren Grund hatte, die sich beim Fortschreiten der Kultur immer mehr steigerte. Während Künste und Wissenschaften ihre höchste Blüthe er=

reichten, während die schrankenlose Demokratie dem Ehrgeize des Mannes den weitesten Spielraum eröffnete, verhinderte weniger der Zaum des Gesetzes, als der strenge Bann der Sitte jeden Fortschritt des Weibes in Bildung und Rechtsfähigkeit. So konnte es denselben auch nicht gelingen, irgendwelchen hemmenden Einfluß auf die sittliche Entartung, auf die Verschlechterung des geselligen Tons, auf den steigenden Hang der Männer zum sinnlichen Genuß zu erlangen. Als daher einzelne freigeborene, fremde, aber talentvolle Mädchen das Raffinement orientalischer Haremskünste mit einem pikanten Anstrich höherer Bildung vereinigten und es wagten, mit Abstreifung aller konventionellen Banden völlig ungezwungen in der Gesellschaft aufzutreten, da vergaß man das Verächtliche ihres Gewerbes über der glänzenden, lockenden Außenseite, vertauschte sogar den wahren Namen mit dem Euphemismus „Freundin", und theilte wol allgemein die frivole Ansicht des Komikers Amphis: „Die Hetäre verdient um Vieles den Vorzug vor der angetrauten Frau; diese, so sehr sie dem Manne zuwider ist, schützt das Gesetz im Hause, die Hetäre aber weiß, daß sie durch Gefälligkeit sich die Gunst des Mannes sichern oder zu einem andern wandern muß." Tonangebend war ohne Zweifel in dieser Hinsicht das Verhältniß des Perikles zu Aspasia. Diese Milesierin muß aber zugleich als das hervorragendste Exemplar der Zunft gelten, und ihr Glanz und Ruhm kam, so zu sagen, allen übrigen zu gut. Denn, wenn man ihr auch nicht, wie die Alten, so viel politischen Einfluß einräumen will, daß man die Entstehung des peloponnesischen Krieges auf ihre Rechnung setzt, so war doch ihre Bildung, besonders ihre Kenntniß der Redekunst, so ungewöhnlich, daß verheirathete Männer kein Bedenken trugen, ihre Frauen zu ihr zu führen, um sie zu hören, daß man allgemein die unwiderstehliche Gewalt der Perikleischen Beredtsamkeit ihrem Unterricht zuschrieb, und daß auch Sokrates an ihrem Umgang großen Gefallen fand und sich im Scherze ihren Schüler in der Rhetorik nannte. Und dennoch erkennt man aus der That-

sache, daß sie nach Perikles Tode zur Maitresse des Viehhändlers Lysikles herabsank, daß ihr sittlicher Werth sich wol weniger über das Niveau des ganzen Gelichters erhob. Und dieses zu überschätzen, muß man sich wol hüten. Hat doch noch in neuester Zeit eine geistreiche Französin es versucht, die Buhlerinnen des griechischen Alterthums von allen Anklagen zu rechtfertigen, und sie nur als verkörperte „Proteste gegen die häusliche Sklaverei der Frauen" hinzustellen! Daß sich unter der Maske hingebender Liebe niedrige Habsucht, unter dem Flitterschein des äußeren Prunkes Unordnung und Schmutz verbarg, dazu liefern die Schriftsteller Belege in Masse. Auch die wissenschaftliche Bildung und Schöngeisterei, durch die sich manche einen Namen gemacht haben, darf man nicht zu hoch anschlagen. Es war mehr ein Kokettiren mit der Wissenschaft unter dem berechneten Zwecke, die Anziehungskraft ihrer Person zu verstärken, als ein ernstes Streben nach Kenntnissen und Wahrheit. Die laxen Grundsätze der Jünger Epikurs und Aristipps bewogen diese Philosophen meist zu einem ehelosen, ungebundenen Leben, und eine Thais, Leontion, Lasthenia, Nikarete suchten wol in den philosophischen Hörsälen weniger Weisheit als Freundschaft. Der gelehrte Grammatiker Athenäus hat uns eine Sammlung von witzigen Einfällen und Calembours berühmter Hetären aufbewahrt. Einige zeugen von Humor, Scharfsinn und großer Schlagfertigkeit; die meisten aber sind cynisch muthwillig und schamlos, und gewähren eine widerwärtige Vorstellung von dem Tone jener lüderlichen Kreise. Endlich waren die Hetären, trotz ihrer Vergötterung von Seiten der Liebhaber, doch im Allgemeinen ohne alle bürgerliche Achtung. Man erlaubte sich allerlei Muthwillen gegen sie und belegte sie mit den derbsten Spitznamen. Und wenn die Blüthezeit ihrer Reize vorüber war, oder das Glück ihnen treulos den Rücken wandte, sahen sie sich gewöhnlich in die traurigste Lage versetzt. Die Aspasia des Perikles versank noch bei Lebzeiten in das Dunkel der Vergessenheit, die gefeierte Lais bequemte

sich zum Kupplergeschäft, und nur wenigen gelang es, was Phryne von sich rühmen konnte, die Hefe theurer zu verkaufen als den Wein!

Bei den Römern nahm das weibliche Geschlecht von der frühesten Zeit an eine viel würdigere Stellung ein, als bei den Hellenen und sein Einfluß im Familienleben und in der Gesellschaft war demzufolge ein stärker hervortretender. Unverkennbar dabei ist gleich anfangs die Einwirkung des etruskischen und sabinischen Elements, und besonders von den Sabinern scheint das patriarchalische Hausregiment, die Heilighaltung der Ehe, die Strenge des Familienrechts auf die Römer übergegangen zu sein. Die römische Sage aber schreibt die wachsende Achtung der Frauen theils deren Verdiensten um den Staat, theils der Weisheit der Gesetzgeber zu. Als durch Intervention der geraubten Sabinerinnen das Blutvergießen gehemmt und Rom gerettet worden war, stiftete Romulus das Weiberfest der Matronalien, eine Art Gegenstück zu den Saturnalien der Männer, benannte nach ihnen die dreißig Kurien, und befreite sie mit Ausnahme der Wollarbeit von allem Hausdienst. Außerdem mußte Jeder den Matronen beim Begegnen auf der Straße höflich Platz machen; wer sie durch freche Reden oder Handlungen verletzte, kam vor den Blutrichter, und wer seine Frau verstieß, mußte ihr, wenn er es nicht der Giftmischerei oder des Ehebruchs wegen that, die Hälfte des Vermögens geben. Auch später, als eine Frauengesandtschaft den starren, trotzigen Sinn Koriolans erweicht und denselben zum Abzug mit den Volskern bewogen hatte, wurde zu Ehren der Frauen und zum Andenken an diese rettende That der weiblichen Glücksgöttin ein Tempel gestiftet, und den Frauen gestattet, Purpurgewänder und Goldbesatz zu tragen. Und endlich sollen die Matronen das Ehrenvorrecht erhalten haben, innerhalb der Stadt auf Wagen fahren zu dürfen und nach dem Tode beim Leichenbegängniß durch öffentliche Lobreden gefeiert zu werden, nachdem sie ihr Gold und Geschmeide dem Staatsschatz geopfert hätten, um den von

Kamillus gelobten Zehnten der Vejentischen Beute aufzubringen. Bezeichnend genug für die Achtung der weiblichen Würde ist es ferner, daß zwei Staatsumwälzungen, der Sturz der Monarchie und die Abschaffung des Decemvirats, durch entehrende Gewaltthaten gegen Frauen herbeigeführt wurden, daß die heroische Klölia die beispiellose Auszeichnung einer Reiterstatue bekam, und daß gerade Frauen von exemplarischer Tugend zur Ausführung hochwichtiger religiöser Handlungen auserwählt wurden. Keusche Jungfrauen bewachten das Palladium und hüteten das heilige Feuer auf dem Staatsherd der Vesta, und nur Matronen, den trefflichsten Mann Roms an der Spitze, wurden gewürdigt, das heilige Symbol der pessinuntischen Göttermutter bei seiner Ankunft in Rom in Empfang zu nehmen. Darum kann auch Seneka in der Trostschrift an seine Freundin Marcia schreiben: „Wer kann wol sagen, daß die Natur stiefmütterlich mit den weiblichen Anlagen umgegangen sei und die Tugenden des Geschlechtes auf enge Grenzen beschränkt habe? Glaube es mir, sie besitzen gleiche Regsamkeit, gleiche Befähigung zu sittlichen Handlungen; sie ertragen Arbeit und Schmerz gleichermaaßen, wenn sie sich daran gewöhnt haben. In welcher Stadt, gute Götter! sprechen wir hievon? In derjenigen, wo Lukretia und Brutus das Königthum gestürzt haben; dem Brutus verdanken wir die Freiheit, der Lukretia den Brutus; wo wir eine Klölia wegen ihrer außerordentlichen Kühnheit beinahe den Männern zugerechnet haben. In der heiligen Straße, der besuchtesten Gegend, hoch zu Rosse sitzend, wirft es Klölia unseren Jünglingen, die das Polster der Sänfte besteigen, vor, daß sie sich so in einer Stadt zu zeigen wagen, in der wir auch Weiber mit dem Rosse beschenkt haben.“

Die größere Liberalität in der Behandlung und die dadurch bewirkte ungezwungenere Bewegung des weiblichen Geschlechtes erkennt man schon in einzelnen Zügen der ältesten Geschichte. Der Raub der Sabinerinnen bezeugt das Zugegensein der Jungfrauen und Frauen bei festlichen Spielen; daß Sextus

Tarquinius, selbst als Verwandter in Abwesenheit des Mannes bei Lukretia gastliche Aufnahme finden konnte, wäre ein arger Verstoß gegen die griechische Sitte gewesen; die erste Schule, deren in Rom Erwähnung geschieht, ist eine Mädchenschule am Forum, die im Jahre 449 v. Christo von der unglücklichen Virginia besucht wird. Den Verkehr der Frauen unter sich und ihr ungehindertes Erscheinen an öffentlichen Orten erweisen für die frühere Zeit besonders zwei eklatante Fälle. Ungefähr beim Anfang des zweiten punischen Krieges geschah es, daß der Senat wegen Mangel an Zeit einen Beschluß vertagen mußte, und deshalb seinen Mitgliedern Stillschweigen über die Verhandlung auferlegte. Nun waren aber der damaligen Sitte gemäß auch die Söhne der Senatoren, die das Knabenalter noch nicht überschritten hatten, zugegen gewesen, und die neugierige Mutter eines jungen Papirius fragte denselben nach den Beschlüssen des Rathes. Auf die Antwort des Knaben, daß er schweigen müsse, wird sie natürlich noch begieriger und setzt ihm durch Drängen und Drohen so lange zu, bis er mit der Nothlüge herausplatzt: der Senat habe darüber debattirt, ob es nützlicher und für das Staatswohl ersprießlicher sei, daß ein Mann zwei Weiber besitze, oder daß die Bigamie im umgekehrten Verhältnisse eingeführt werde. Erschrocken eilte die Betrogene zu den anderen Matronen, und am andern Morgen erschien zum Staunen des Senats eine große Schaar derselben, die weinend flehten, doch ja lieber an eine Frau je zwei Männer verheirathen zu wollen! Noch auffallender und verbürgter als dieser Vorfall, in Folge dessen die römischen Knaben das Recht, den Senat zu besuchen, verloren haben sollen, war das Gebahren der Römerinnen bei den Verhandlungen über die Aufhebung des Oppischen Gesetzes im Jahre 195 v. Chr. Man hatte nämlich zwanzig Jahre früher, während der Noth des zweiten punischen Krieges, das Vorrecht der Frauen, purpurne Gewänder zu tragen und im Wagen in der Stadt zu fahren, aufgehoben und ihnen nur eine halbe Unze Gold zu führen gestattet. Als nun

nach Beendigung des Krieges die Verhältnisse sich wieder gebessert und die Frauen der übrigen lateinischen Städte nach wie vor den in Rom verpönten Luxus treiben durften, da brachte der höchst willkommene Antrag zweier Volkstribunen auf Abolition des Gesetzes eine ungeheure Agitation unter dem schönen Geschlechte hervor. Wie Livius erzählt, ließen sich die Frauen weder durch Scham noch durch das Gebot der Männer zu Hause halten. Alle Straßen der Stadt und besonders die Zugänge des Forums besetzend, baten sie die vorübergehenden Männer um die Zurückgabe ihres Schmuckes, und wagten es sogar, die höchsten Staatsbeamten darum anzureden. Obgleich nun der eine Konsul, der strenge Porcius Kato, in einer heftigen Rede dieses Benehmen tadelte und vor den Gefahren solcher Ueberhebung warnte, so wurde doch am nächsten Tage der Auflauf noch massenhafter; die Weiber belagerten die Thüren der beiden Tribunen, welche ihr Veto gegen die Aufhebung des Gesetzes einlegen wollten, und ruhten nicht eher, als bis dieselben den zudringlichen Bittstellerinnen nachgaben. Daß freilich damals bereits ein beträchtlicher Abstand von den Verhältnissen der Frauen in älterer Zeit existirte, ersieht man leicht aus einigen Kraftstellen der Katonischen Rede. „Wenn jeder Mann," sagt er, „seiner Ehefrau gegenüber, die männliche Majestät und Obgewalt aufrecht zu erhalten sich entschlossen hätte, dann würden wir jetzt mit den sämmtlichen Weibern nicht so viel zu schaffen haben. Jetzt wird unsere durch die weibliche Ausgelassenheit zu Hause besiegte Freiheit auch hier auf dem Forum vernichtet und mit Füßen getreten, und weil wir den einzelnen nicht gewachsen gewesen sind, beben wir vor ihrer Gesammtheit zurück. Wenn sich die Matronen von der Scham in den Grenzen ihres Rechtes halten ließen, so hätte es sich für sie gar nicht geziemt, sich darum zu kümmern, welche Gesetze hier vorgeschlagen und abgeschafft würden. Unsere Vorfahren haben gewollt, daß die Weiber nicht einmal ein Privatgeschäft ohne Genehmigung ihres Vormundes abschlössen, und daß sie in der Gewalt ihrer Väter,

Brüder und Männer wären. Wir dagegen dulden, daß sie noch, so Gott will, an den Staatsgeschäften Antheil nehmen und sich unter die Versammlungen des Volkes mischen. Laßt nur der leidenschaftlichen Natur und der Unbändigkeit des Geschöpfes die Zügel schießen, und hofft dann, daß es sich ein Ziel in der Ausgelassenheit selbst setzen werde. Es ist dies das Geringste von dem, was die Weiber widerstrebenden Herzens, als durch die Gesetze und Sitten auferlegt, ertragen. Nach Freiheit sehnen sie sich in allen Dingen oder vielmehr nach Ungebundenheit. Wenn Ihr Euch Alles aus der Hand winden laßt und sie zuletzt den Männern gleichkommen, glaubt Ihr, daß man es dann noch mit ihnen werde aushalten können? Von dem Augenblicke an, wo sie anfangen, Euch gleich zu sein, werden sie das Uebergewicht haben."

Nach Plutarch kam in dieser Philippika gegen die Emanzipation des weiblichen Geschlechtes auch der Satz vor: „Alle Männer herrschen über ihre Weiber, wir herrschen über alle Menschen, über uns aber unsere Weiber." Allerdings stimmen auch andere von den wenigen Nachrichten über den früheren Zustand der Frauen mit Katos Behauptung überein. Plutarch erzählt: „Der Gesetzgeber Numa hielt die Frauen zur Zucht und Ehrbarkeit an, zog sie von allem Vorwitze ab, schrieb ihnen Nüchternheit vor, gewöhnte sie zum Stillschweigen, verbot ihnen gänzlich den Wein und verstattete ihnen auch nicht einmal, von nothwendigen Dingen ohne ihre Männer zu reden." Ja, es soll auch sogar einst der Senat deswegen, weil sich ein Weib selbst vor Gericht vertheidigt hatte, die Götter gefragt haben, was wol dieses Wunderzeichen für die Stadt zu bedeuten hätte?" Was die hier befohlene Nüchternheit betrifft, so ließ ein gewisser Mäcenius seine Frau tödten, weil sie den Weinkeller erbrochen hatte; eine andere mußte deshalb den Hungertod erleiden. Das von Plutarch erwähnte Auftreten vor Gericht wird von Valerius Maximus mit Beispielen belegt. Wie aber doch die öffentliche Stimme darüber urtheilte, ergiebt

sich daraus, daß Amasia, die sich so gut vertheidigte, daß sie freigesprochen wurde, den Namen „Mannweib" (Androgyne) erhielt, und die prozeßsüchtige Afrania, eines Senators Tochter, ihren Namen zu sprichwörtlicher Bezeichnung aller zänkischen Weiber stempelte. Ehrenvoller gedenken die Alten der Hortensia, der Tochter des berühmten Redners Hortensius, welche, als die gefürchteten Triumvirn 43 v. Chr. 1400 reiche Matronen mit einer Kriegssteuer belegen wollten und kein Mann für dieselben zu sprechen wagte, unerschrocken und beredt die Vertheidigung führte und den Erlaß des größeren Theiles der Summe erlangte. Dieses Heraustreten aus dem Bereiche weiblicher Zurückgezogenheit und Sittsamkeit war natürlich nur möglich, als die strengen rechtlichen Bestimmungen über die römische Ehe sich gelockert hatten. Denn wie fast bei allen Stämmen des alten Italiens erhielt ursprünglich der Mann in der gesetzmäßigen Ehe dieselbe Gewalt über seine Frau, die vorher der Vater über sie, als seine Tochter, besessen hatte. Sie war ihm zum Gehorsam verpflichtet, brachte ihm ihre Mitgift und was sie sonst besaß, als sein Eigenthum zu, und stand natürlich in allen civilrechtlichen Verhältnissen unter seiner Vormundschaft. Dieses Uebergehen der väterlichen Rechte auf den Gemahl, was der römische Sprachgebrauch als ein „unter die Hand Kommen" bezeichnet, fand nicht nur bei der ältesten und feierlichsten Art der Eheschließung, der patrizischen Confarreatio statt, die sehr bald außer Gewohnheit kam, sondern auch bei der das Zeremoniell einer feierlichen Besitzabtretung an sich tragenden Coemtio und dem durch einfache Verjährung Giltigkeit erlangenden Usus. Gegen das Ende der Republik hin gelang es aber doch den Frauen, sich allmählich dem starren Joche dieser Verbindung zu entziehen, und eine freiere Ehe wurde Sitte, in welcher die Frau weder persönlich der Gewalt des Mannes unterworfen war, noch die Disposition über ihr eingebrachtes Vermögen verlor. Doch muß man sowol hinsichtlich der früheren, als auch der späteren Zeit das rechtliche Verhältniß wohl von dem

faktischen unterscheiden. Wenn auch die Römer die griechische Ansicht von einer natürlichen und nothwendigen Unterordnung des weiblichen Geschlechtes theilten, und wenn auch bei ihnen der Staat sein hohes Interesse an dem Heirathen der Bürger geltend machte, so muß man ihnen doch zugestehen, daß ihnen eine würdigere und höhere Bedeutung der Ehe nicht unbekannt war. Sie definirten die Ehe als eine freiwillige Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes zu inniger Lebensgemeinschaft, deren Zweck zugleich Kindererzeugung war. Ein Zusammenleben ohne höheren Zweck, als die Fortpflanzung des Geschlechtes, betrachteten auch die Römer nur als Konkubinat Da nun auch in der freieren Ehe jene Gemeinsamkeit aller Freuden und Leiden fortdauerte, so fand wol auch meistentheils in der Wirklichkeit ein gemeinschaftlicher Genuß des beiderseitigen Vermögens statt und die rechtliche Trennung desselben behielt die meiste Wichtigkeit nur für den Fall des Todes oder der Scheidung. Aber auch für die ältere Zeit hat man die Stellung der Römerinnen im Hause und in der Ehe trotz der eheherrlichen Gewalt über die der Griechinnen zu setzen.

Erstlich war die Frau in Rom ausgesprochenermaßen die Regentin des Hauswesens, und als Symbol dieser Herrschaft wurden ihr sogleich bei der Hochzeit die Schlüssel übergeben, bei der Scheidung abgefordert. Nicht in der Gynäkonitis eingeschlossen, wie die Griechin, nimmt sie am ganzen, häuslichen Treiben, den Mahlzeiten und den Unterhaltungen des Mannes Theil, empfängt Besuche und wird von allen Gliedern des Hauses, sowie vom Gemahl „Herrin“ (domina) titulirt; kurz die Achtung und Etikettenstrenge war so groß, daß die Römerinnen der guten Zeit der Gefahr nicht entgingen, durch zu einseitiges Halten auf Würde und Konvenienz und durch Annahme eines steifen und unfreundlichen Wesens, an Liebenswürdigkeit einzubüßen. Besonders hielten sie viel auf altadelige Abstammung und thaten sich auf Reichthum gern etwas zu Gute. Juvenal sagt deshalb:

„Lieber noch eine Venusierin, als, o Mutter der Gracchen,
Dich, Kornelia, wenn zu gefeierter Tugend Du mitbringst
Stolz sich hebende Brau'n und Triumph' einrechnest dem Mahlschatz."

Kolumella in seiner Schrift über den Landbau schildert die altrömischen häuslichen Verhältnisse wie folgt: „Bei den Römern war bis zu unserer Väter Zeit die häusliche Arbeit eine Pflicht der Matronen, während sich die Familienväter an den häuslichen Herd nur zur Erholung zurückzogen, indem sie dann die Sorge für die Staatsgeschäfte abschüttelten. Denn es herrschte hier die größte Hochachtung, gemischt mit Eintracht und Sorgfalt, und die Frau war von dem schönsten Wetteifer in der Aufmerksamkeit beseelt, indem sie sich bemühte, den Geschäften des Mannes durch ihre Sorge größere Wichtigkeit und Vorzüglichkeit beizulegen. Nichts erblickte man im Hause getheiltes, nichts, was entweder der Mann oder die Gattin als ein ausschließliches Recht beanspruchte, sondern beide gingen einmüthig Hand in Hand, so daß die Emsigkeit der Matronen mit den öffentlichen Geschäften der Männer gleichen Schritt hielt." Die eheliche Eintracht, welche Tacitus so sehr an der Ehe des Agrikola rühmt, hatte zur Hüterin die männerversöhnende Juno. Ihre Kapelle auf dem Palatin war ein Asyl, wohin sich die gekränkte Gattin flüchtete, um der Göttin ihr Leid zu klagen, und von wo sie nicht eher heim ging, als bis der Gatte sie aufsuchte und sich mit ihr versöhnte. „Eine ehrwürdige Göttin ist dies," sagt Valerius Maximus, „die wol verdienen möchte, mit den vorzüglichsten und ausgesuchtesten Opfern geehrt zu werden, da sie die Wächterin des täglichen Hausfriedens ist, und bei gleicher Verpflichtung zur Liebe durch ihren Namen schon die von den Frauen der Majestät des Mannes schuldige Ehre erweist." War doch selbst der strenge Kato nach Plutarch ein leutseliger Ehegemahl und sagte öfter, daß diejenigen, welche ihre Weiber oder Kinder schlügen, „ihre Hände an die größten Heiligthümer legten, und daß er einen rechtschaffenen Ehemann weit höher achte, als einen weisen Senator".

Die Lobsprüche, welche eine spätere, sinkende Zeit der Heiligkeit der Ehe, dem häuslichen Frieden in der guten, alten spendete, werden übrigens bestätigt durch die Nachrichten der römischen Schriftsteller, daß, als im Jahre der Stadt 446 eine Ehescheidung ohne vorhergegangenen Familienrath vorkam, der Censor dies bestrafte, und als Spurius Karvilius Ruga 77 Jahre später sich unter dem Vorwande der Kinderlosigkeit von seiner Frau schied, allgemeine Indignation unter den Zeitgenossen herrschte. Auch soll Thaläa, eines Pinarius Gattin, die erste gewesen sein, die mit ihrer Schwiegermutter in Uneinigkeit lebte (dies geschah freilich schon zur Zeit des letzten Königs!). Aber noch deutlicher wird die geachtete Stellung der römischen Matronen aus dem bedeutenden Einflusse, den sie auf die Erziehung der Kinder übten. Die heranwachsende Jungfrau wurde zur Sittsamkeit und Keuschheit streng angehalten und Alles vermieden, was ihre Unschuld trüben konnte. Kato stieß einst als Censor einen gewissen Manilius aus dem Senate, weil derselbe am hellen Tage in Gegenwart seiner Tochter seine Gattin geküßt hatte. Ein Publius Mävius tödtete einen Freigelassenen, der, wie Valerius Maximus sagt, nur aus Versehen seiner Tochter Lippen berührt hatte! Noch Augustus, der auch seine Tochter und seine Enkelin nach alter Sitte zum Spinnen anhielt und ihnen verbot, heimlich und irgend etwas zu sprechen, was nicht in die öffentlichen Tagebücher aufgenommen werden könnte, machte einem edeln jungen Manne den Vorwurf der Unbescheidenheit, weil derselbe nach dem Badeorte Bajä gekommen war, um seine Tochter zu begrüßen. Was aber die Knaben betrifft, so höre man darüber den ernsten Tacitus. „Die Mutter,“ sagt er, „deren vorzüglichstes Lob darin bestand, dem Hause vorzustehen und sich dem Dienste der Kinder zu widmen, leitete nicht blos die ernsten Beschäftigungen, sondern auch die Erholungen und Spiele der Knaben durch ein gewisses hehres, Ehrfurcht gebietendes Wesen. So Kornelia, die Mutter der Gracchen, so Aurelia, Cäsars, so Atia, Augusts Mutter. Ihre

Zucht und Strenge hatte besonders den Zweck, daß die wahre, ächte und noch durch keine Schlechtigkeit verführte Natur eines jeden sich mit voller Seele sogleich den schönen Künsten weihe, und das ganz und gar betreibe, wozu ihn seine Neigung hinführe, sei es das Kriegswesen, die Rechswissenschaft oder das Studium der Beredtsamkeit." Unter den von Tacitus angeführten Beispielen strahlt die hochgesinnte und geistvolle Tochter des älteren Scipio Afrikanus am hellsten hervor, sie, die auch einst einer mit ihren Pretiosen prahlenden Gastfreundin ihre Knaben als ihren einzigen Schmuck vorführte. Wenn man aber gegenüber solch unleugbaren Beweisen von moralischer Achtung, die man den römischen Frauen zollte, behauptet hat, die römischen Männer hätten, wie die Spartaner, die unter ihrer Hand befindlichen Weiber sogar Anderen überlassen oder borgen können, so beruht dies auf einem einzigen Fall, der aber schon den Alten problematisch war, nämlich der Abtretung der Marcia von Seiten des jüngern Kato an den Redner Hortensius. Spätere Beispiele dieser Art sind entweder wirkliche Scheidungen oder Gewaltstreiche, von Kaisern verübt. Und wenn man sich zuletzt auf die vom Grammatiker Gellius aufbewahrten Worte aus einer vom Censor Metellus Numidikus (102 v. Chr.) über die Nothwendigkeit der Heirathen gehaltenen Rede beruft: „Wenn wir ohne Frau sein könnten, so würden wir alle dieser Beschwerde entbehren; weil es aber die Natur so eingerichtet hat, daß man mit ihnen nicht in voller Bequemlichkeit, ohne sie aber gar nicht leben kann, so muß man lieber für die fortdauernde Wohlfahrt, als für ein kurzes Vergnügen sorgen," so ist es doch klar genug, daß der Redner nicht im Allgemeinen verächtlich von der Ehe spricht, sondern nur mit Anerkennung der mit dem Ehestande stets verbundenen Beschränkungen und Sorgen, die von den Hagestolzen geltend gemacht wurden. Wie bei den Griechen, galt aber auch bei den Römern die Ehe mit einer reichen Frau für voraussichtlich unglücklich. „Es stand mir frei," sagt Periplektomenes im „großsprecherischen Soldaten" des Plau=

tus, „eine wohlhabende Frau von hoher Abkunft zu heirathen, aber ich will mir keine Widerbelferin ins Haus lassen.“ Und wenn derselbe in seiner „Flötenspielerin“ die Ansprüche schildert, welche eine reich ausgestattete, vornehme Frau zu machen pflegte, so staunt man über den Luxus, der bereits zu Ende des zweiten punischen Krieges herrschte, und wundert sich weniger über die von da an sich steigernde Abnahme der Heirathslust.

Gegen das Ende der Republik und in der Kaiserzeit änderte sich, wie schon angedeutet, die Stellung der Weiber sehr zu ihren Gunsten, und man könnte der Emanzipation seinen Beifall schenken, wenn sich nur nicht das ganze Geschlecht dabei zugleich von den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit entfernt hätte. Zunächst gelangten die Frauen in Besitz einer höheren Bildung, die sich nun auch auf die Bekanntschaft mit der griechischen Literatur und auf die Musik ausdehnte. Die Mutter der Gracchen, die ihre letzten Jahre in Misenum verlebte, war hier immer von Gelehrten und Griechen umgeben. Von der Gemahlin des Pompejus schreibt Plutarch: „Außer den Reizen, die ihr Jugend und Schönheit verliehen, besaß sie noch vieles Andere. Sie war in der Literatur, Geometrie und Musik wohl geübt; auch philosophischen Unterricht hatte sie mit Nutzen genossen, und mit diesen Gaben verband sie einen Charakter, der von der Anmaßung und Eitelkeit frei war, die sich bei solchen Kenntnissen leicht jungen Frauen anhängt.“ Auch Plinius' Gattin, Kalpurnia, war eine Dame von nicht gewöhnlicher literarischer Bildung. Nachdem Plinius in einem Briefe ihren Scharfsinn, ihre Mäßigkeit und Liebe zu ihm gelobt, fährt er fort: „Hierzu kommt ihr Interesse an der Literatur, das sie aus Liebe zu mir gefaßt hat. Meine Bücher besitzt sie, liest sie immer wieder, lernt sie sogar auswendig. Wenn ich eine Vorlesung halte, so sitzt sie daneben, durch einen Vorhang getrennt, und vernimmt mein Lob mit begierigen Ohren.“ Er erwähnt auch eines interessanten Briefes, den ihm ein Freund als von seiner Gemahlin

herrührend vorgelegt hatte, und dessen Diktion er mit Plautus und Terenz vergleicht. Wenn er aber hinzusetzt, lobenswerth sei ein Mann, der seine Gattin, die er als Jungfrau geheirathet, so gelehrt und gebildet gemacht habe, so sieht man, daß die Fortbildung der gewöhnlich schon zwischen dem 13. und 17. Jahre heirathenden Mädchen auch hier dem Manne anheimfiel. Darum sagt auch Ovid: „Es giebt auch, doch dünn gesäet, gelehrte Mädchen; den anderen Schwarm bilden die nicht gelehrten, aber sie wollen doch dafür gelten." Am meisten erforderte der gute Ton Fertigkeit in der griechischen Konversation, so wie das Erlernen des Französischen bei uns ein Hauptingrediens der aristokratischen Pensionsbildung ist. „Was giebt es Widrigeres," liest man bei Juvenal, „als daß sich keine für schön hält, wenn sie nicht aus einer Lateinerin eine Griechin, aus einer Sulmonenserin eine wahre Athenerin geworden ist? Alles wird griechisch ausgedrückt, obgleich es schimpflicher für unsere Landsleute ist, nicht lateinisch zu verstehen. Doch verzeiht man dies noch den Mädchen, Du aber, die das 68. Jahr belästigt, sprichst auch noch griechisch?" Allzugelehrte Damen hält derselbe Dichter noch für unerträglicher als Liebhaberinnen des Weins. „Lästiger jedoch ist jene," sagt er, „welche, sobald sie sich niederläßt, den Virgil lobt, der sterbenden Dido verzeiht, die Dichter vergleicht und kritisirt. Dann legt sie Virgil in die eine Wagschale, in die andere Homer; Grammatiker weichen ihr, Professoren der Rhetorik werden geschlagen, die Gesellschaft schweigt, und weder ein Sachwalter noch ein Herold kommt da zu Wort, noch ein zweites Weib. Eine solche Wucht von Worten entstürzt ihrem Munde, so viele Becken, so viele Glocken glaubt man auf einmal klingen zu hören. Die Frau, die Du heirathest, mag nicht Erfahrung in der Rhetorik haben, oder Dir in gedrechselter Rede eine künstliche Schlußargumentation zuschleudern, noch soll sie alle Historien wissen, sondern einiges in den Büchern auch nicht verstehen."

Der literarische Dilettantismus führte die Frauen auch an die Pforten der Weltweisheit. Sie umgaben sich mit griechischen

Philosophen und studirten, wie wenigstens Epiktet von seiner Zeit berichtet, vorzüglich Platons Republik, weil derselbe an der Möglichkeit der Beschränkung des geschlechtlichen Umganges auf die Ehe verzweifelnd eine Art von Weibergemeinschaft statuiren wollte.

Daß in der späteren Zeit der Verkehr der Frauen außer dem Hause ein fast unbeschränkter war, läßt sich leicht beweisen. Wenn Kornelius Nepos von der früheren Zeit gesagt hatte: „Welcher Römer genirt sich, seine Gattin zum Gastmahl zu führen oder wessen Hausfrau besitzt nicht den ersten Rang im Hause und bewegt sich in der großen Welt?“ so schwindet in der Kaiserzeit die letzte Spur matronenhafter Zurückgezogenheit. Der Cirkus, das Theater, das Amphitheater standen ihnen offen, und wie begierig jede Gelegenheit, hier „zu schauen und geschaut zu werden“, benutzt wurde, schildert Ovid in seiner Liebeskunst. „Wie ein Ameisenzug, wie ein Bienenschwarm eilen die Weiber in reichem Putz zu den gefeierten Spielen. Oft hinderte ihre Menge meine Schätzung.“ Im Theater und im Amphitheater scheinen sie hinter den Männern gesessen zu haben, und den Anbetern blieb nichts übrig, als zu ihrer Fertigkeit in der Augen- und Fingersprache ihre Zuflucht zu nehmen; aber bei den circensischen Spielen hinderte nichts das Zusammensitzen der beiden Geschlechter, und die Rathschläge, die Ovid den Liebhabern giebt, um sich hier angenehm zu machen, beziehen sich eben so sehr auf allerlei Zuvorkommenheiten, welche die Beschaffenheit des Ortes mit sich brachte (z. B. „und wenn, wie es geschieht, Staub in den Schooß des Mädchens herabfällt, so klopfe ihn mit den Fingern ab, und wenn auch kein Staub da ist, so klopfe ihn doch ab!“), als auf die zu führende galante Konversation. Auch im Spazirengehen hatten die Römerinnen gegen die Athenerinnen große Fortschritte gemacht. Besonders waren es die sich an Tempel anlehnenden oder um Gartenanlagen herumlaufenden bedeckten Säulenhallen, in deren Schatten

sich die Schönen lustwandelnd ergingen, und wo die jungen Männer nach Ovids Anweisung alle Manöver moderner Pflastertreter in Anwendung brachten. Außerdem bediente man sich beim Ausgang der von rothgekleideten stämmigen Sklaven getragenen bequemeren Sänften, und wenn dieselben auch mit Baldachin und Vorhängen versehen waren, so hätte es doch einer Gelegenheit, sich in reizender Stellung und prächtigem Putze dem Publikum zu zeigen, Eintrag gethan, wenn man vom Verschlusse Gebrauch gemacht hätte! „Ein bäuerischer, grober, übelgesitteter und bei den Matronen verabscheuter Ehemann heißt," sagt Seneka, „wer seiner Frau verbietet, sich in der Sänfte feil zu halten und von allen Seiten den frei zugelassenen Beschauern sichtbar sich herumtragen zu lassen." Bei solcher Ungebundenheit im Leben außer dem Hause mag es schwer gewesen sein, eine Frau aus den höheren Ständen zu finden, welche sich Plutarchs Gebote fügte: „Eine sittsame Frau muß sich am meisten in Gesellschaft ihres Mannes zeigen, wenn er aber abwesend ist, sich verbergen und zu Hause bleiben;" und eher glaubt man ihm, daß ein anderes Mittel, um die Frau unter Klausur zu halten, half, von welchem er kurz darauf Folgendes schreibt: „In Aegypten war es Sitte, den Frauen keine Schuhe zu geben, damit sie zu Hause blieben; bei uns bleiben die meisten Frauen zu Hause, wenn man ihnen die vergoldeten Schuhe, die Spangen, den Purpur und die Perlen nimmt." Verzweifelnd sagt in dieser Hinsicht auch Juvenal: „Ich weiß, welchen Rath Ihr alten Freunde von ehedem gebt: Riegle die Thür zu! Halte sie unter Verschluß! Wer aber wird die Wächter selbst bewachen? Die Frau ist verschmitzt und beginnt gerade mit diesen. Und schon ist nicht besser, die über das schwarze Pflaster schreitet, als die, welche auf den Schultern baumlanger Syrer dahinschwebt." Ja die Emanzipationssucht in Verbindung mit weiblicher Neugierde und Klatschsucht brachte Exemplare hervor, die, wie Juvenal sie schildert, sich dreist unter die Versammlung der Männer mischten, mit Offizieren

die Details des Krieges besprachen, alle häuslichen Geheimnisse auskundschafteten, die neuesten Gerüchte über Erdbeben und Ueberschwemmungen an den Stadtthoren auffingen und jedem Begegnenden auf offener Straße wieder erzählten. Doch waren diese immer noch erträglicher als jene Dragoner, die ihre meiste Zeit in den Turn- und Fechtschulen zubrachten, und dann mit den Männern um die Wette zechten. Von ihnen heißt es bei Seneka: „Weil sie das Weib abgestreift haben, sind sie auch zu den männlichen Krankheiten verdammt. Denn wie die Männer wachen sie die Nächte hindurch, trinken und nehmen es im Ringen und Weinzechen mit den Männern auf; und wie diese geben sie das dem Magen Aufgedrungene durch den Mund wieder von sich und brechen den Wein wieder aus." Zusammenkünfte von Frauen zu geselligen Zwecken werden sicher in Rom stattgefunden haben. Als Thrasea, der großartigste Charakter der Neronischen Zeit, sein Todesurtheil empfing, hatte er in seinen Gärten gerade eine Gesellschaft von vornehmen Männern und Frauen bei sich. Sueton erzählt, daß Agrippina, die spätere Gemahlin des Kaisers Klaudius, die durch allerlei Künste der Koketterie den Kaiser Galba fesseln wollte, von dessen Schwiegermutter Lepida in einer Damengesellschaft mit Scheltworten und Schlägen traktirt worden sei. Elagabal hatte den merkwürdigen Einfall, einen Weibersenat zu errichten, in welchem die angesehensten Matronen saßen und Gesetze über die Etikette und den Rang dekretirten, z. B. über die Kleidung, über die Edelsteine und Goldschnallen an den Schuhen, über den Vortritt, über den Gebrauch von Wagen und Mauleseln, u. s. w.

Fragt man nun aber, wie es in der späteren Zeit um den häuslichen Zustand der Frauen aussah, so muß man gestehen, daß auch hier mit der wachsenden Selbständigkeit und Ungebundenheit die früher gerühmten häuslichen Tugenden immer mehr sich verringerten. Was die Arbeitsamkeit und Sparsam-

keit insbesondere betrifft, so berichtet darüber Kolumella im Gegensatze zur alten Zeit: „Jetzt, da die Mehrzahl der Frauen so in Luxus und Trägheit versunken ist, daß sie nicht einmal geruhen, die Sorge für das Spinnen und Weben zu übernehmen, sondern die im Hause gefertigten Stoffe verschmähen und andere, kostbarere in verkehrter Begierde von den Männern herauslocken, welche für große Summen und beinahe für ganze Vermögen verkauft werden; jetzt ist es kein Wunder, daß sie durch die Sorge um das Landgut und das Wirthschaftswesen belästigt sind, und es für eine niedrige Aufgabe ansehen, sich nur wenige Tage auf der Villa aufzuhalten. Deshalb also, weil die alte Sitte der römischen und sabinischen Hausfrauen nicht nur ganz und gar aus der Mode gekommen, sondern auch untergegangen ist, hat sich als etwas Nothwendiges die Sorge für eine Wirthschafterin eingeschlichen, welche die Pflichten der Hausfrau erfüllen muß." Auch Juvenal sagt: „Viele giebt es, bei denen es zu Hause knapp hergeht; aber keine besitzt die Schamröthe der Armuth und mißt sich nach dem Maaße, das ihr die Armuth gegeben und gesetzt hat. Eine verschwenderische Frau nimmt die Abnahme des Vermögens nicht gewahr, sondern als ob aus der geleerten Kasse das Geld immer wieder frisch hervorquelle und man immer von einem vollen Haufen es wegnehme, rechnen sie nie nach, wieviel ihnen ihr Vergnügen kostet." Natürlich hatten die Männer jetzt, wo die Ansprüche der Frauen so gestiegen waren, noch mehr Scheu als früher vor der Heirath mit einer begüterten Frau. Bei Juvenal befindet sich die Behauptung: „Unerträglicheres giebt es nichts als eine reiche Frau," und Martial schreibt: „Ihr fragt, warum ich nicht eine wohlhabende Frau heirathen will? Ich will nicht die Frau meiner Frau sein!" Oft war schon der Reichthum ein Vorwand für die Damen des Hauses, sich einen Cicisbeo in Gestalt eines schönen Geschäftsführers anzuschaffen! Immer aber blieb er das Fundament, auf welches pochend man dem geplagten Ehemanne gegenüber das berüchtigte Wort fallen lassen konnte:

„Dies will ich; so befehle ich; statt jedes Grundes gelte mein Wille!“ Ueberhaupt steigerte sich auch das herrschsüchtige Streben der Frauen nach dem Regimente des Hauses, in Bezug worauf es bei Seneka heißt: „Wenn Du ihr die Leitung des ganzen Hauses überlässest, mußt Du ihr Diener sein; wenn Du irgend etwas Deinem Gutdünken aufsparst, wird sie glauben, daß man ihr kein Vertrauen schenke; Haß und Zank wird entstehen und, wenn Du nicht schnell vorbeugst, wird sie zu Gift greifen.“ Den schlagendsten Beweis für die Vermehrung der schlechten Ehen, für den Leichtsinn, mit dem man das eheliche Verhältniß betrachtete, liefern die häufigen Trennungen der Ehen aus den unbedeutendsten Gründen, und die eben so voreiligen Wiederverheirathungen. Plutarch entschuldigt die Ehescheidung des Aemilius Paulus durch eine damals bekannte Anekdote. „Ein Römer“, schreibt er, „hatte sich von seiner Frau geschieden und wurde deswegen von seinen Freunden zur Rede gesetzt. Sie sagten zu ihm: Ist sie nicht keusch? Ist sie nicht schön? nicht fruchtbar? — Allein jener zeigte ihnen seinen Schuh, indem er erwiederte: Ist er nicht schön? Ist er nicht neu? Und doch weiß Niemand von Euch, wo er mich drückt!“ Nach Tertullian heiratheten die Frauen nur, als ob sie durch die Scheidung zur Freiheit gelangen wollten. Auch Seneka behauptet: „Erröthet wol noch eine über eine Scheidung, nachdem einige vornehme und angesehene Frauen ihre Jahre nicht nach der Zahl der Konsuln, sondern der Männer berechnen, und der Ehe wegen das Haus verlassen, der Scheidung wegen heirathen?“ Nach Juvenal verließ manche schon wieder das Haus, bevor nur die Kränze und Guirlanden, womit die Thüre bei der Hochzeit geschmückt gewesen, verwelkt waren, und brachten es in fünf Herbsten zum achten Gemahl. Auf den Grabschriften wird es deshalb oft als ein besonderes Lob hervorgehoben, daß eine Frau nur einem Manne gehört habe. Daß es natürlich auch in der Zeit allgemeiner Korruption treffliche Frauen und gute Hausmütter gegeben habe, soll nicht geleugnet werden,

auch wenn man das so vielen Todten geschenkte Lob auf den Grabschriften nicht als ein untrügliches gelten lassen kann. Tacitus und der jüngere Plinius liefern glänzende Beispiele von edeln und hochgesinnten Frauen, die das traurigste Loos ihrer Angehörigen voll Selbstverleugnung theilten und selbst durch den Tod ihre Liebe zum Gatten besiegelten.

II.

Toleranz, Sektirerei und Proselytenmacherei.

Obgleich das öffentliche und bürgerliche Leben der Griechen so reich an religiösen Handlungen war, daß jeder wichtige Akt von Opfern, Gebeten und Gelübden begleitet wurde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß ihre Religion weniger das Vermögen besaß, sittliche Ideen hervorzurufen, einen bessernden und reinigenden Einfluß auf das Leben der Individuen auszuüben. Dieses moralische Unvermögen hatte seinen Grund zum Theil in der Natur des Polytheismus selbst. Schon die Menge der Götter und die Theilung der Gewalt zersplitterte die Energie des Glaubens; am meisten aber wurde ihre Rückwirkung auf die Verehrung durch ihr unvollkommenes, dem Menschen zu nahes, mit sittlichen Schwächen behaftetes Wesen gelähmt. Das Gepräge der Heiligkeit, der Reinheit, der vollendeten Liebe fehlt den ewig schönen Göttergestalten des Olymps. Sie haßten und schmähten sich; sie ließen allen sinnlichen Leidenschaften die Zügel schießen, und fühlten selbst Anwandlungen von Mißgunst und Neid gegen die armen Sterblichen. Diese göttlichen Beispiele, wie sollten sie nicht benutzt worden sein, das eigene unsittliche Thun vor dem Gewissen und vor den Leuten zu rechtfertigen? So sagt denn auch im „Eunuchen" des Terenz der Jüngling

Chärea bei Betrachtung eines Gemäldes, welches das Abenteuer Jupiters bei Danaë darstellt: „Und welcher Gott ist dies! der die höchsten Zinnen des Himmels durch seinen Donner erschüttert! Und ich Menschenkind sollte nicht dasselbe thun? Sicher thue ich es, und zwar gern!“ Auch im Hippolyt des Euripides entlehnt die Amme, als Versucherin der Königin Phädra, ihre Gründe aus der chronique scandaleuse des Olymps. Konnten doch sogar Fälle vorkommen, wo die Unsittlichkeit selbst den Stempel der Gottgefälligkeit erhielt! Wie wenn nach Athenäus der Korinthier Xenophon der Aphrodite funfzig Buhlerinnen versprach, falls er in Olympia den Siegespreis erringen würde! Denkenden Köpfen entging freilich dieser gefährliche Einfluß der Mythologie keineswegs. Xenophanes, der Pantheist, drang wie Heraklit aus Ephesos, auf Abschaffung Homers und Hesiods, weil beide ihren Göttern Diebstahl, Ehebruch und Betrug beilegten. Auch Platon tadelte die Dichter, weil sie die Fabeln und Geschlechtsregister der Götter erfunden hätten, und Aristoteles wünschte wenigstens Statuen und Zeremonien, welche die Sitte verletzten, dem Blicke der Jugend entzogen zu wissen. Andere versuchten das Anstößige der Mythen durch allegorische Interpretation zu beseitigen und ihnen einen tieferen Sinn unterzulegen, ohne jedoch mit ihren reformatorischen Bestrebungen großen Einfluß auf die Masse des Volkes zu gewinnen. Denn trotz der Existenz zahlreicher Schulen gab es ja keinen Religionsunterricht, der den Glauben an die höheren, sittlichen Ideen unterhalten und geweckt hätte, eben weil kein Dogma, keine eigentliche Religionslehre vorhanden war. Nur im Allgemeinen nahm der Verständige an, daß man ohne einen rechtschaffenen Wandel, ohne Erfüllung seiner Pflichten gegen den Staat und die Mitbürger, der göttlichen Huld nicht dauernd theilhaftig werden könne; aber der Hauptaccent der griechischen Frömmigkeit lag doch auf der Beobachtung der Kultusformen, feststehender, von den Göttern selbst geforderter und befohlener gottesdienstlicher Gebräuche. Der große Haufe fand seine Beruhigung in der

legalen Leistung dieses Ehren- und Dankzolles, und betrachtete, wie Platon selbst gesteht, den Kultus als eine Art von Tauschhandel zwischen Göttern und Menschen. Eine Trennung der Kirche vom Staate ist den Alten nie in den Sinn gekommen. Der Staat wurde von ihnen selbst als eine göttliche Stiftung angesehen, die Religion und der Kultus als ein organisches Glied des Staates. Die Staatsgesetze überließen den Glauben, die religiöse Gesinnung, dem Gewissen der Einzelnen, bekümmerten sich nur um die gesetzmäßige Stellung und Haltung der Bürger gegen die Staatskulte, und sorgten für religiöse Belehrung des Volkes durch Wort oder Schrift in keiner Weise. Erst als das Heidenthum dem Andringen des Christenthums unterlag, rief der Missionseifer Julians, des Abtrünnigen, eine Art von Kanzelvorträgen ins Leben, indem die Priester und Lehrer in den Tempeln über die heidnischen Mythen in der allegorisch erklärenden Weise der Neuplatoniker predigen mußten. Spöttisch äußert sich darüber der heilige Augustin in einem seiner Briefe: „Freilich, alles, was von Alters her über das Leben und die Sitten der Götter geschrieben worden ist, muß von den Weisen ganz anders verstanden und erklärt werden. So haben wir wirklich gestern und vorgestern in den Tempeln vor dem versammelten Volke dergleichen heilsame Auslegungen vortragen hören."

Wie aber von Seiten des Staates kein Gewissenszwang versucht, kein orthodoxes Credo aufgenöthigt, keine Ueberwachung des Tempelbesuches eingerichtet wurde, so pflegte man auch nur direkte Angriffe auf die einmal bestehenden gottesdienstlichen Gebräuche und öffentlichen Kultusformen zu bestrafen. Dahin gehört natürlich die Entheiligung oder Beraubung der heiligen Orte, worauf der Areopag Entziehung des ehrlichen Begräbnisses und Konfiskation des Vermögens zu verhängen pflegte. Der Respekt vor dem Eigenthum der Götter ging überhaupt so weit, daß selbst die Noth eine profane Benutzung desselben nicht entschuldigte, wie es z. B. den Athenern im peloponnesischen Kriege von den Böotiern als Gottlosigkeit vorgeworfen wurde, daß sie in der

Festung Delion das dem Apollo geheiligte Wasser zum gewöhnlichen Gebrauch genommen hatten. Obgleich nun aber der Staat nur um die Außenseite der Religion Sorge zu tragen schien, so mußte er dennoch einschreiten, wenn jemand das Dasein der anerkannten Götter offen bezweifelte oder leugnete, weil Skeptiker und Atheisten eben das, was die Götter von Rechtswegen zu fordern hatten, nicht zu leisten pflegten. Bekannt ist, daß ein Hauptpunkt der mit Erfolg gegen Sokrates vorgebrachten Klage dahin lautete, daß er nicht an die Götter glaube, die der Staat verehre. Und solcher Ketzerprozesse giebt es noch eine große Zahl. Selbst Aspasia, die aufgeklärte Freundin des Perikles, konnte nur durch die Bitten und Thränen des großen Staatsmannes von der Verurtheilung wegen Gottlosigkeit gerettet werden. Dagegen getraute sich Perikles nicht, seinen Lehrer, den Naturphilosophen Anaxagoras, mit demselben Erfolge zu vertheidigen, und ließ ihn aus Athen entfliehen, nachdem ein Fanatiker, Namens Diopeithes, im Namen Apollos und Dianas Zeter darüber erhoben hatte, daß Anaxagoras die Sonne für eine feurige Masse, größer als der Peloponnes, den Mond aber für bewohnt und mit Bergen und Schluchten versehen erklärte! Die Wenigen, bei denen die Lehren des Philosophen Anklang gefunden hatten, hielten seine Schriften sehr geheim und vertrauten sie nicht leicht Jemandem. Erst Platon brachte die Naturwissenschaften, besonders die Astronomie, die man spöttisch „Himmelsschwätzerei" nannte, zu Ehren, weil er, wie Plutarch sagt, einen unsträflichen Wandel führte und die physischen Naturgesetze dem mächtigeren göttlichen Regimente unterordnete. Des Atheismus schuldig fand man auch den Sophisten Protagoras, weil er in einer Schrift behauptet hatte, nicht zu wissen, ob die Götter seien oder nicht, und wie sie seien. Auf einem kleinen Fahrzeuge flüchtete er nach einer Insel, soll aber in den Wellen seinen Tod gefunden haben. Seine Schriften wurden confiszirt, bei wem man sie fand und auf der Stelle verbrannt. Auf den Kopf eines gewissen Diagoras aus Melos

der in schonungsloser, greller Weise gegen die Volksreligion aufgetreten zu sein scheint, soll in Athen sogar ein Preis gesetzt worden sein. Ebenso wurde der Schüler Euklids, Stilpon, vom Areopag verwiesen, weil er die Athena auf der Akropolis eine Tochter des Phidias genannt hatte. Konnte doch der spitzfindige Dialektiker Theodoros nur durch die Fürsprache des Demetrios Phalereus von der Anklage gerettet werden, die er sich durch einen schlechten Witz gegen einen priesterlichen Beamten der Mysterien zugezogen hatte! „Sage mir doch,“ hatte er diesen gefragt, „wer macht sich denn eigentlich der Gottlosigkeit hinsichtlich der Mysterien schuldig?“ Der Hierophant erwiederte, Jeder, der die Geheimnisse einem Uneingeweihten mittheile. „Also“, sagte Stilpon, „bist Du selbst gottlos, insofern Du mir, einem Unberufenen, eben diese Eröffnung gemacht hast.“ Sieht man also aus solchen Fällen, daß von Staatswegen jeder Angriff auf die gottesdienstlichen Stiftungen schwer geahndet zu werden pflegte, so muß man sich um so mehr über die Lizenz verwundern, die das Theater und die Lustspieldichter der alten Komödie der Religion gegenüber genossen, besonders wenn man bedenkt, daß die Stücke an den Festen der Götter selbst aufgeführt wurden, daß die Besoldung der Schauspieler und Dichter nebst den Preisen der Sieger aus der Staatskasse flossen, und daß ein Archont über die Annahme der Stücke entschied. Wie kein Staatsmann so mächtig, kein Feldherr so bedeutend war, daß er der Geißel des Spottes entgehen konnte, so wurden auf der Bühne auch die Schwächen, die der Volksglaube den Göttern beilegte, dem Gelächter preisgegeben.

In den „Fröschen“ des Aristophanes erscheint Dionysos, als Schutzgott der dramatischen Spiele, so lüderlich, feig und erbärmlich wie der leibhaftige Falstaff, und wird sogar vom Hausknecht Plutos tüchtig ausgepeischt. Im „Amphitruo“, den Plautus nach griechischen Mustern arbeitete, bildet die Verwechslung des gleichnamigen thebanischen Königs mit seinem Ebenbilde, Jupiter selbst, den dramatischen Knoten; der Vater

der Götter giebt sich als plump sinnlichen Ehebrecher und bringt den beleidigten Gatten schließlich durch gnädigen Machtspruch zur Ruhe; noch widerwärtiger ist dabei Merkur in seiner Rolle, als Helfershelfer und — Sohn. In den „Vögeln" des Aristophanes empören sich die Luftbewohner gegen die Herrschaft der Götter, erbauen zwischen Himmel und Erde die Stadt Wolkenkukuksheim, lassen sich von den Menschen huldigen und zwingen die Götter durch Absperren des Opferfleischdampfes zu einer Kapitulation, deren Bedingungen der Dichter so zusammenfaßt:

„Und nach Euch empfangen die Götter ihr Theil, und es steht dann geziemender Weise
Den Göttern stets ein Vogel zur Seit', wie er eben für jeglichen passend.
So, wer Aphroditen ein Opfer weiht, der streue dann Körner dem Sperling;
Und wer dem Poseidon ein Schaf darbringt, der bedenke die Ente mit Weizen;
Wer ein Rind dem Herakles, bediene sogleich mit Honigkrapfen die Kropfgans;
Wer dem Zeus als König 'nen Schafbock weiht — Zaunkönig ist ebenfalls König,
Und es ziemt sich, vor Zeus ihm den männlichen — Floh als hüpfendes Böcklein zu schlachten!"

Der tiefere, politische Sinn dieses Vogelreiches, in dem Aristophanes die Schwächen und das Verderbniß des eigenen Vaterlandes vor Augen stellen wollte, ist und war freilich sogleich bemerkbar; aber es scheint uns doch immerhin bedenklich, daß die erhabensten Bilder der religiösen Phantasie auf diese Weise karikirt und herabgezogen wurden, und man wird wol behaupten können, daß die Religiosität jenes schon vielfach zur Frivolität geneigten Zeitalters durch dergleichen Possen noch mehr gelitten habe, als die naivere des christlichen Mittelalters durch die mit den Mysterien und Fastnachtspielen verbundenen groben Späße und Volkswitze. Das Verhältniß dieser travestirenden Richtung, die schon vor Aristophanes im sizilisch-dorischen Dichter

Epicharmos einen Hauptvertreter hatte, läßt sich mit dem der gleichzeitigen Sophistik zusammenstellen. Beide Erscheinungen waren nothwendige Erzeugnisse der gesammten Zeitentwickelung, Symptome der Fäulniß. Sie übten aber sicher selbst wieder einen zerstörenden Einfluß auf Religion und Sittlichkeit aus und trugen viel mit zur Auflösung des Hergebrachten in Glauben und Sitte bei.

Trotz des Schutzes, den der Staat den herkömmlichen Kulten und Gottheiten gegen direkte Angriffe gewährte, herrschte doch keine Intoleranz gegen fremde Kulte. Aenderungen und Neuerungen im Gottesdienst fanden allerdings sehr schwer Eingang, theils weil man zu fest am alten Brauche hing, theils weil man sich für verpflichtet hielt, über jede derartige Maaßregel bei einem Orakel, besonders beim delphischen, anzufragen. So sagt Platon gewiß im Sinne des attischen Glaubens: „Was zu Delphi, Dodona, oder vom Ammon oder nach dem Glauben der Väter über Götter und Dämonen und über die Heiligthümer, welche ihnen errichtet werden sollen, bestimmt worden ist, daran wird kein Vernünftiger etwas ändern wollen," und ebenso rechtfertigt Xenophon seinen Lehrer Sokrates gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit, indem er behauptet, derselbe habe über Götter und Heroen gedacht und sie verehrt, so wie Pythia bestimmt habe, nämlich nach den Anordnungen des Staates. Doch ist es zuweilen vorgekommen, daß fremde Gottheiten vom athenischen Staat förmlich anerkannt und adoptirt wurden. Es geschah dies z. B. mit dem Kulte der phrygischen Göttermutter Kybele, der man auf Befehl des Orakels auf dem Markte neben dem Rathe der Fünfhundert einen Tempel erbaute, nachdem man den ersten ihrer Priester, der sich bettelnd und für den wilden Naturdienst Proselyten machend in Athen hatte blicken lassen, als einen Frevler und Rasenden in den Verbrecherabgrund gestürzt hatte. Da Phidias das Bild der Göttin fertigte, so wird die Verehrung derselben unter Perikles begonnen haben. Dann wurde die thrakische Mond- und Lichtgöttin Bendis der öffentlichen Verehrung gewürdigt und ihr zu Ehren

im Piräus ein jährliches Fest gefeiert, wobei Aufzüge von Athenern und Thrakern und am Abend ein Fackelwettrennen zu Pferde stattfanden. Platon erwähnt diese Feier als eine ganz neue im Eingang seines Gespräches über den Staat. Im übrigen lag es in der Natur der atheniſchen Verhältnisse, daß eine Menge fremder Kulte geübt wurde und am Ende auch geduldet werden mußte. Die vielen Vorzüge Athens, besonders die günstige Lage der Stadt für den Handel und die reiche Gelegenheit zum Gewerbbetrieb bewog viele Fremde, nicht blos aus dem übrigen Hellas, sondern auch aus barbarischen Ländern, dauernden Aufenthalt dort zu nehmen, und Athen begünstigte diese Niederlassungen, weil es den Nutzen, der ihm aus der Einwanderung einer betriebsamen Bevölkerung erwuchs, besser als alle andere griechische Staaten erkannte. Auch die Masse fremder Sklaven ist in Anschlag zu bringen, die ihre verschiedenartigen Religionen mit sich führten. Endlich neigten sich auch die Athener selbst vermöge ihrer beweglichen, elastischen Natur zur Neuerungssucht und Nachahmung des Fremden, und Strabon sagt von ihnen geradezu: „Die Athener, die alles Ausländische so sehr liebten, haben dies auch in der Annahme des Gottesdienstes der Ausländer gezeigt; denn sie haben sehr viele Feste und andere gottesdienstliche Gebräuche von den Fremden angenommen (worüber sie auch auf ihren eigenen Theatern verlacht wurden), vorzüglich aber von den Thrakern und Phrygiern." Da nun aber dem Polytheismus das ausschließende erste Gebot der monotheistischen Religionen fehlte und da, wie schon erwähnt, kein Dogma vorhanden war, welches das Privilegium der Rechtgläubigkeit und Alleinseligmachung beanspruchte, so sah sich der Staat genöthigt, nicht nur den Fremden ihre vaterländischen religiösen Gebräuche zu gestatten, sondern auch die Dissenters unter seinen Angehörigen gewähren zu lassen, so lange sie nicht den Bestand der alten Götter und Kulte zu bedrohen oder wirklich verderblichen und verbrecherischen Sitten anzuhängen schienen. Jener Apostel der Kybele erlitt

den Tod, weil man glaubte, daß er die großen Mysterien entweihte. Ninos, eine Priesterin des Sabazios, wurde mit dem Tode bestraft, weil sie allerhand magische Künste trieb, besonders Liebestränke braute, und die Lemnierin Theoris, die Plutarch ebenfalls als Priesterin bezeichnet, tödtete man mit allen ihren Verwandten als Zauberin und Betrügerin auf eine Anklage des Demosthenes. Die Anhänger derjenigen fremden Kulte, welche im Staate nicht zu öffentlicher Anerkennung gelangten, vereinigten sich zu Genossenschaften, Thiasoi genannt, die förmlich organisirt waren, ihre Vorsteher, Geschäftsführer und Seckelmeister hatten, und hinsichtlich der Rechtskräftigkeit ihrer Statuten von Seiten des Staates geschützt wurden. Die Thiasisten brachten an gewissen Tagen ihren Gottheiten Opfer dar, womit gewöhnlich festliche Schmausereien verbunden waren. Zu mehren begann sich das Konventikelwesen von den Zeiten des peloponnesischen Krieges an, als bei dem schnell zunehmenden Unglauben die epische Götterwelt ihre Wahrheit verlor, als überhaupt die einheimischen Glaubensformen den Bedürfnissen des religiösen Lebens nicht mehr genügten. Da suchte man das Gefühl des Unbefriedigtseins durch fremde Kulte aller Art zu beschwichtigen, und während der abenteuerlichste Synkretismus und Aberglaube alle einfach poetischen und ethischen Motive der Mythologie erstickte, warf man sich zugleich der asiatischen Mystik in die Arme, die allerdings durch das Geheimnißvolle und Räthselhafte ihrer Symbolik der Phantasie imponirte und durch Gnade verheißende Weihen und Sühnungen, auch durch Verkündigungen über das Leben nach dem Tode das Gemüth beruhigen konnte. Zahlreiche Proselyten machte vorzüglich der auf bacchischen Kult gegründete orphische Religionsverein.

Die Person des Ordensstifters, des berühmten Sängers und Priesters, ist durchaus mythisch, und schon seit Aristoteles glaubte kein Unterrichteter mehr an seine historische Existenz. Gewöhnlich schrieb man die angeblichen Werke des Orpheus dem

zur Zeit der Pisistratiden lebenden Propheten Onomakritos zu, der durch seine Unterschiebungen wenigstens das Meiste dazu beitrug, das aus früherer Zeit Stammende systematisch zu ordnen, und so der eigentliche Stifter der orphischen Theologie wurde. Mit der orphischen Schule vereinigten sich aber, wahrscheinlich nach ihrer Vertreibung aus Unteritalien, die Ueberreste der pythagoräischen Verbrüderung, die vielleicht unter des Orpheus Namen ihre Lehren und Einrichtungen in Griechenland einzuschmuggeln suchte. Die an pythagoräische Spekulation deutlich anklingende orphische Dogmatik enthält zuerst die Lehre von der Erbsünde, motivirt durch die Annahme, daß das Menschengeschlecht entstanden sei aus der Asche des den Göttern verhaßten Titanenstammes. In Folge dessen leide die Seele im Körper Gewalt, wie in einem Gefängnisse, und könne erst nach einer Wanderung durch immer vollkommenere Formen endlich, gereinigt von der alten Schuld, in die Wohnungen der Seligen auf den Sternen eingehen. Natürlich wurde nun dieser allen bevorstehende Läuterungsproceß nach der Lehre der Sekte erleichtert und abgekürzt durch Anwendung der ihnen geoffenbarten Gnadenmittel, die in Weihen und in einem ascetischen Leben bestanden. Den Ritus der Weihen, welche das Leben ernster und den Tod minder furchtbar machen sollten, erkennt man in der sogleich zu erwähnenden Art, wie eine niedrige und betrügerische Klasse von Orpheuspriestern bei der Aufnahme der Novizen verfuhr. Die orphische Lebensweise schrieb ihren Anhängern Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, z. B. Fleisch, Bohnen, manchen Fischen, Eiern u. s. w., ferner eine bestimmte Art sich zu kleiden und mancherlei Uebungen und Entbehrungen vor, deren Grund in den heiligen Schriften angegeben war. Beim Gottesdienst fanden nur unblutige Opfer statt, weil ja alles Lebendige für beseelt galt; man las aus den geoffenbarten Büchern vor, und das ganze Rituale war symbolisch und gründete sich vorzüglich auf den bacchischen Mythenkreis, besonders auf die Fabel über den von den Titanen zerrissenen und

vom Tode zum neuen Leben wieder erstehenden Naturgott Dionysos (Zagreus oder Sabazios). Daß sich auch viele Leute aus den höheren Ständen in die orphischen Logen aufnehmen ließen, erkennt man aus Euripides, der den Königssohn Hippolyt als einen Anhänger derselben darstellt, indem er dessen Vater Theseus sich so über ihn vernehmen läßt:

„Du lebst mit Göttern als ein auserwählter Mann?
Du bist ein Reiner, unentweiht von Sündendienst?
Nie rührt mich Deine Prahlerei, des Unverstands
In argem Wahn die Götter anzuschuldigen!
So rühme Dich denn immerhin und prunke stolz
Mit Pflanzennahrung, diene Bacchos, huldige
Dem Meister Orpheus und der grauen Bücher Dunst:
Du bist entlarvt! Ich mahne Jedermann zu fliehn
Vor solchen, die Dir gleichen; denn sie sinnen nur
Auf Schnödes, jagen diesem nach mit frommem Wort."

Wenn auch diese Worte deutlich darauf hinweisen, daß diese Sektirerei geistlichen Hochmuth und Scheinheiligkeit in ihrem Gefolge hatte, so läßt sich doch wol mit Sicherheit annehmen, daß viele aus wirklichem religiösen Bedürfnisse dem Verein beitraten und daß diese Gattung von Orphikern sich von Andersdenkenden nicht mißachtet sah. Dagegen gab es noch eine vulgäre Seite des orphischen Bundes, von der die Alten weit mehr reden, und deren Vertreter, die Orpheotelesten auf den rohesten Aberglauben und die Leichtgläubigkeit der Menge spekulirend, im Lande umherzogen. Sie ahmten die orphischen Weihen und Sühnungen nach und rühmten sich ebenfalls, uralte Vorschriften und Prophezeiungen zu besitzen. Platon erwähnt ihrer in seiner Schrift über den Staat und charakterisirt ihr Treiben folgendermaaßen: „Die Bettelpriester und Wahrsager kommen vor die Thüren der Reichen und geben vor, daß ihnen eine von den Göttern herrührende Macht beiwohne, durch Opfer und Zaubersprüche jedes Vergehen, mag es von Jemandem selbst oder von dessen Vorältern herstammen,

unter Vergnügen und festlicher Freude zu sühnen, und wenn Jemand einem Feinde Schaden zufügen wolle, mit geringen Kosten Gerechte und Ungerechte zu schädigen, indem sie durch gewisse Zauberformeln und magische Beschwörungen die Götter bewegten, ihnen zu dienen." Nachdem er dann erwähnt, daß sie sich hinsichtlich der Möglichkeit einer Sündenreinigung auf Hesiod, hinsichtlich der Versöhnlichkeit der Götter auf Homer bezögen, fährt er fort: „Dabei weisen sie ein ganzes Bündel von Schriften des Musäos und Orpheus vor (Abkömmlingen der Selene und der Musen, wie sie sagen), nach denen sie opfern und wahrsagen, und sie überreden nicht blos Einzelne, sondern ganze Städte, es gebe Erlaß und Reinigungen von Sünden durch Opfer und festliches Spiel für noch Lebende, es gebe aber auch sogenannte Weihen für bereits Gestorbene, die in jener Welt von dem Uebel befreien. Schreckliches endlich stehe denen bevor, die nicht opferten." „Der spartanische König Leotychides," sagt Plutarch, „sprach zu dem Orpheotelesten Philipp, der ein Bettler war, aber behauptete, daß die von ihm Geweihten nach dem Ende des Lebens glückselig würden: „„Warum stirbst Du denn nicht so bald als möglich, Du Thor, damit Du einmal aufhörst, Dein Elend und Deine Armuth zu beweinen?"" Zu einem solchen Ablaßprediger geht auch monatlich mit Weib und Kind der Abergläubische in den Charakterzeichnungen Theophrasts, um sich weihen und absolviren zu lassen. Daß sich auch Weiber mit der Verbreitung und Ausübung dieses Kultus befaßten, ist aus den Beispielen von Ninos und Theoris ersichtlich, namentlich aber aus des Redners Demosthenes Auslassung über Glaukothea, die Mutter seines unedeln Rivalen Aeschines, worin zugleich die Hauptmerkmale des orphischen Weiheritus enthalten sind. „Als Du ein Mann wurdest," sagt er, „lasest Du Deiner Mutter, wenn sie Weihungen verrichtete, aus den heiligen Büchern vor und spieltest überhaupt den Ministranten, indem Du des Nachts ein Rehfell umhingst, aus den heiligen Pokalen trankst, die Eingeweihten reinigtest und von Thon und Kleie

säubertest, dann aber von der Reinigung sich erheben und ausrufen ließest: „„Dem Bösen entrann ich, das Bessere gewann ich!““ Dabei warst Du stolz darauf, daß Dich Niemand im Heulen und Plappern übertreffen konnte. Am Tage aber führtest Du die schönen Prozessionen mit Fenchel und Pappellaub bekränzt durch die Straßen, die heiligen Schlangen drückend und über dem Kopfe schwenkend, und dazu tanzend und schreiend: Euoi Saboi! und Hyes Attes! Dafür wurdest Du freilich von alten Mütterchen mit dem Beinamen: Chorführer, Vorstand, Laden- und Wannenträger beehrt, und bekamst zur Belohnung Semmeln, Kringel und Kuchen.“ Das in dieser Schilderung erwähnte Rehfell war ein Attribut des Dionysos selbst; die orientalischen Ausrufe waren den Hellenen selbst nicht verständlich; das Symbol der Wannenwiege deutet auf die Wiedererweckung des Gottes vom Tode hin, und in einer Lade hatte Athena das Herz des zerrissenen Dionysosknäbleins aufbewahrt und gerettet. Trommeln und Pauken begleiteten die nächtliche Feier und steigerten die religiöse Aufregung zur Leidenschaft und ekstatischen Wuth, wobei es nach dem Zeugnisse der Alten an geschlechtlichen Ausschweifungen nicht fehlte. Darum läßt auch Euripides in den „Bacchantinnen“ den König Pentheus fragen: „Und diese Weihen feierst Du Nachts oder Tags?“ und auf die Antwort des Dionysos: „Bei Nacht die meisten; heilig ist die Dunkelheit,“ ihn erwiedern: „Für Frauen ist sie trügerisch und voll Gefahr!“ Eng verwandt mit den Orphikern waren die Anhänger der phrygischen Göttermutter, deren in schrankenlosem, orgiastischen Taumel gefeierten Feste ebenfalls das Absterben und Wiedererwachen der Natur in der Trauer über das Verschwinden des Götterlieblings Attis und dem Jubel über sein Wiederfinden abspiegelten. Die beiden Kulte rühmt nebeneinander als gleich beseligend der Chor in dem eben erwähnten Stücke des Euripides: „Seliger, der, ein Götterfreund, in den Weih'n der Unsterblichen heimisch, das Leben rein bewahrt, der im Gebirg umher, göttlichem Sühnefest zujubelnd,

die Seele heiligt, und der Kybele, der Erhabenen, sich, der Allmutter geweiht hat, und emporschwingend den Thyrsos, mit dem Epheu sich das Haupt kränzt, zu verherrlichen Dionysos!" Auch zu diesem Dienste gehörten heilige Weihen, je nach den verschiedenen Graden der Erkenntniß. Uebrigens waren die Priester der großen Göttermutter — Metragyrten genannt — noch berüchtigter als die Orpheotelesten. Von dem gemeinen und nichtswürdigen Treiben dieser hausirenden und bettelnden Brüder liefern uns Lukian und Appulejus im milesischen Märchen vom goldenen Esel ein treffliches Bild. Denn wenn auch die Zeit dort eine viel spätere ist, und die Bettelmönche als Diener der wahrscheinlich mit Kybele blos verwandten syrischen Göttin von Hierapolis bezeichnet werden, so kann man sicher das Gebahren der Metragyrten kaum für ein abweichendes Ansehen. Diese unter Anführung eines alten vierschrötigen Kastraten in Makedonien von Ort zu Ort ziehende Bande führte das Bild in einer tragbaren Kapelle bei sich. Die Produktionen begannen mit einer wilden Musik, worauf die Diener der Gottheit, Gesicht und Augen nach Frauenweise bemalt, die Köpfe mit gelben Turbanen umwunden, in gelben und gestreiften baumwollenen und linnenen Gewändern einen bacchantischen Tanz aufführten, das Haupt tief zur Erde gesenkt, so daß das aufgelöste Haar den Koth berührte. Dabei bissen sie sich in die Zungen und ritzten mit Beilen und Schwertern die Haut der nackten Arme. Dann folgte eine neue Scene. Einer der fanatischen Komödianten pflegte unter Aechzen und Stöhnen sich selbst eines Frevels gegen seine heilige Religion anzuklagen und sich zur Buße vermittelst einer mit Knöcheln durchflochtenen Geißel, die alle Metragyrten trugen, bis aufs Blut zu zerschlagen. Nach der Vorstellung wurden die Zuschauer in Kontribution gesetzt, und die Flagellanten bekamen Kupfer- und Silbermünzen, Käse, Fische, Wein, Milch und Getreide. Im Geheimen entschädigten sie sich dann durch schmutzige Gelage für die erduldeten Kasteiungen. Auch durch Wahrsagerei verdienten

sie sich Geld und durch Kuriren verschiedener Krankheiten, besonders des Wahnsinnes. Wie schon Platon im „Euthydemos“ erzählt, setzten sie den Patienten auf einen Stuhl und tanzten nach dem rauschenden Getöse von Cymbeln und Handpauken um ihn herum, oder ließen ihn auch selbst mittanzen. Es fehlte nicht an reichen Leuten, die aus gläubiger Frömmigkeit diese Gesellen in ihren Häusern bewirtheten, und, wo es anging, suchten letztere ihrem Götzenbilde in den Tempeln anderer Götter Herberge zu verschaffen und sein Ansehen und seine Ebenbürtigkeit darzuthun. Als sie aber einst aus einem Heiligthume eine goldene Schale aus Versehen mitgenommen hatten, wurden sie als Betrüger entlarvt und ins Gefängniß geworfen.

Eine ausschweifende Sekte bildeten ferner die Anhänger der thrakischen Liebesgöttin Kotytto, deren Feste, besonders in Athen und Korinth, durch sinnliche Genüsse jeder Art begangen wurden. Eine viel weitere Verbreitung aber hatte der vom Staate ebenfalls nur geduldete Dienst des Adonis, des gestorbenen und wiedererstandenen Geliebten der Aphrodite, unter dessen lieblichem Bilde ebenfalls die belebende, zeugende Naturkraft, die im Winter erlischt, verborgen lag. Die Verehrung dieses Zwillingsbruders von Dionysos, Attis und Osiris, war über Asien und Afrika verbreitet, scheint aber nicht vor dem peloponnesischen Kriege sich in Hellas eingebürgert zu haben. Am Tage seiner Todesfeier stellte man wächserne Bildchen von ihm aus und erhob eine Leichenklage. Dabei standen die sogenannten Adonisgärten neben dem kleinen Katafalke, irdene Gefäße, in die man Weizen, Lattich, Fenchel oder andere Pflanzen gesäet und durch starke Wärme in wenig Tagen emporgetrieben hatte. Man warf dieselben dann ins Wasser und durch ihr schnelles Emporblühen und Verschwinden sollte eben die doppelte Bedeutung der Feier hervorgehoben werden. Vom Idyllendichter Theokrit besitzen wir noch eine interessante Beschreibung einer von der ägyptischen Königin Arsinoe veranstalteten Adonisfeier, aus der wir das Wichtigste hier folgen lassen:

„Dir zum Dank, Aphrodite, Du tempelgefeierte Göttin,
Ehrt Arsinoe heut mit allerlei Gaben Adonis.
Neben ihm liegt anmuthig, was hoch auf dem Baume gereifet,
Neben ihm auch Lustgärtchen, umhegt von silbergeflocht'nen
Körben, auch goldene Krüglein, gefüllt mit syrischen Düften;
Auch des Gebacknen viel, was Frau'n in den Formen bereitet,
Mischend das weißeste Mehl mit mancherlei Würze der Blumen,
Was sie mit lieblichem Oele getränkt und der Süße des Honigs.
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die Thiere der Erde.
Grünende Laubgewölbe, vom zartesten Dille beschattet,
Baut man: und oben als Kinderchen fliegen Eroten.
Sehet das Ebenholz! und das Gold! Und den reizenden Schenken,
Herrlich aus Elfenbein, vom Adler entführt zu Kronion!
Auf dem purpurnen Teppich hier, sanfter als Schlummer,
Ist ein Lager bereit zugleich dem schönen Adonis.
Hier ruht Kypris und dort mit rosigen Armen Adonis.
Morgen tragen wir ihn, mit der thauenden Frühe versammelt,
Alle hinaus in die Flut, die herauf schäumt an das Gestade,
Und mit fliegendem Haar, das Kleid tief bis auf die Knöchel,
Offen die Brust, so stimmen wir hell den Feiergesang an:
Holder Adonis, Du nahst bald uns, bald Acherons Ufern,
Wie kein andrer Halbgott, sagen sie — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Schenk' uns Heil, o Adonis, und bring' ein fröhliches Neujahr!
Freundlich kamst Du Adonis, o komm, wenn Du kehrest, auch freundlich!"

Die Adoniasten bestanden größtentheils aus Weibern. Pausanias erwähnt, daß im Tempel Jupiters, des Erhalters, in Argos eine Zelle war, „in welcher die Argiverinnen den Adonis beweinen", und auch Plutarch sagt im Leben des Alkibiades in Beziehung auf die sizilische Expedition: „Als aber bereits Alles zur Abfahrt fertig war, fiel außer anderen Unglückszeichen gerade auf diese Tage das Adonisfest, was man für etwas Böses ansah, weil an demselben die Frauen an vielen Orten Todtenbilder aufstellten und unter großem Wehklagen und dem Gesange vieler Trauerlieder eine Art von Leichenbegängniß hielten." Ueberhaupt fanden die sich einschleichenden barbarischen Religionssysteme ihre meisten Proselyten bei dem weiblichen Geschlechte. Die

Gründe dieser Erscheinung lagen theils in der größeren Empfänglichkeit des weiblichen Gemüthes dem Glauben und Aberglauben gegenüber, die ja noch heute jedem religiösen Schwärmer und Heuchler einen Wirkungskreis ermöglicht, theils besonders in der untergeordneten Stellung der hellenischen Frauen, welche, mannigfach zurückgesetzt, der Entartung des religiösen Gefühles am leichtesten bloßgestellt waren. Daß die Alten dies schon wohl erkannten, sieht man aus Strabons Aeußerung: „Alle glauben, daß die Frauen die Führerinnen der Bigotterie sind.“ Der gebildete Theil der männlichen Bevölkerung mochte wol wenig Sektirer unter sich zählen. Die Art und Weise, wie Demosthenes über die sabazischen Weihen spricht und noch dazu vor einer so zahlreichen, gemischten Versammlung, läßt deutlich auf einen geringen Grad des öffentlichen Ansehens derselben schließen. Aber es fehlt auch nicht an Zeugnissen bei den Dichtern. Euripides legt in den „Bacchantinnen“ dem Könige Pentheus die Worte über den Bacchusdienst in den Mund: „Schon flammt in unserer Nähe hier, dem Feuer gleich, der Bacchen Wuth, für Hellas' Volk ein großer Hohn!“ Und Aristophanes läßt einen Rathsherrn in der „Lysistrata“ klagen:

„Ward Euch der Frauen Uebermuth jetzt endlich klar,
Ihr Paukenwirbel, die Sabaziosschwärmerei,
Und dies Adonisheulen auf den Dächern rings,
Wie ich es selbst in der Volksversammlung einst gehört?
Da rieth zu böser Stunde wol Demostratos,
Nach Syrakus zu ziehen, und im Tanze schrie'n
Die Frauen: „Todt Adonis!“ Er, Demostratos,
Rieth, Männer auszuheben im Zakynthervolk;
Und taumelnd auf dem Dache schrie'n die Trunkenen:
„Wehklagt um Adonis!“ Aber er setzt' Alles durch.
Zu Solchem führt uns ihre tolle Schwärmerei.“

Endlich schreibt auch Cicero in seiner Schrift über die Gesetze: „Die neuen Götter und die bei ihrem Dienste vorkommende Nachtfeier nimmt Aristophanes so mit, daß bei ihm

Sabazios und einige andere fremde Götter durch einen Richterspruch aus dem Staate verbannt werden."

Die religiösen Zustände Roms befanden sich schon von alter Zeit her in noch ärgerem Mißverhältnisse zum wahren Bedürfnisse des menschlichen Herzens, als die hellenischen. Zwar hing der frühere Römer mit großer Treue an seinen Göttern, zwar gehörte religiöse Weihe und Zeremonie zu jedem Geschäfte, jeder Unternehmung im öffentlichen und im Privatleben, es war sogar allgemeine Ueberzeugung, daß um der Frömmigkeit des Volkes willen die kapitolinischen Götter Rom groß gemacht hätten, und Cicero sagt deshalb rühmend von seiner Nation: „Durch Frömmigkeit und Religiosität und durch die Weisheit allein, daß wir erkannt haben, Alles werde durch den Willen der unsterblichen Götter gelenkt und regirt, haben wir alle Völker und Nationen besiegt." Dennoch entbehrte aber das ängstliche nnd abergläubische Verhältniß des Volkes zu den Göttern der ächten Gläubigkeit, des Nachdenkens, der Sinnigkeit. Damit die Götter den Staat erhielten, sorgte der Staat dafür, daß von seinen Bürgern in allen Punkten die streng vorgeschriebene Verpflichtung gegen dieselben erfüllt wurde; damit sie den Einzelnen förderten, betete der Einzelne zu ihnen. So war von vornherein der Kultus den Römern wichtiger als der Götterglaube, ihre Religion war wesentlich auf politische Zweckmäßigkeit, nicht auf freie Empfindung gegründet; sie ward zum bloßen Mittel des kahlsten Egoismus. „Es kommt uns zu statten, daß Götter existiren," sagt Ovid, „und wie es uns zu statten kommt, wollen wir auch an ihre Existenz glauben!" Kein Wunder also, daß die religiösen Anstalten von der Staatsregirung als ein wesentliches Mittel zum Regiren angesehen wurden. Hiezu kam noch, daß der Römer vermöge seiner praktisch politischen Natur zu wenig ästhetische Phantasie besaß, um jene geistige Freiheit und Schönheit der hellenischen Religion erreichen zu können, und daß kein Homer auftrat mit genialer Kraft ihre karge Mythologie zu bereichern. An die Stelle der

plastisch idealen Götterbilder traten bei ihm jene frostigen, nüchternen allegorischen Gestalten, denen, als Erzeugnissen der Reflexion, Leben und Seele fehlten. Eine Nation, die in der Religion ein so egoistisches Prinzip verfolgt, wird, wo es sich um ihren Nutzen handelt, stets tolerant gegen fremde Kulte sein. Bei den Römern ging aber noch außerdem die Gottesverehrung darauf aus, das göttliche Wirken in seinen einzelnen Momenten zu erkennen und zu fixiren, und der Kreis der Gottheiten konnte sich schon deshalb nie völlig schließen, weil jede neue Offenbarung bestimmten göttlichen Waltens die Einsetzung eines neuen Kultus erheischte. So entstand denn durch das Zusammenwirken des Nützlichkeitsprinzips und der skrupulösen Scheu andere, selbst unbekannte Götter zu übergehen und zu beleidigen, eine religiöse Duldsamkeit, die um so weniger Lob verdiente, je mehr sie der religiösen Tiefe ermangelte. Jeder Gott galt schließlich gleich, wenn er nur den gewünschten Segen zu versprechen schien. Ja selbst die Götter der Feinde, die Schutzheiligen belagerter Städte, suchte man für sich zu gewinnen indem man ihnen höhere Verehrung in Rom zu zollen versprach, wenn sie ihr Volk preisgeben und die Eroberung der Städte geschehen lassen würden.

So wurde die Schutzgöttin Veji's, die Königin Juno, von Kamillus vor dem letzten Sturme angefleht, solche Treulosigkeit zu begehen, und siedelte nach der Eroberung auf den aventinischen Hügel über; so öffneten sich bei der Belagerung von Jerusalem plötzlich die Thüren des Tempels, und eine übermenschliche Stimme verkündete den Auszug der Götter, worauf man lautes Getöse, wie von Herausgehenden, vernahm. Auf diese Weise muß schon in früherer Zeit die Zahl der nach Rom verpflanzten fremden Götter eine unglaublich große gewesen sein, und ohne Uebertreibung sagt deshalb der christliche Dichter Prudentius: „Später erzeugte sich Rom durch herrliche Triumphe unzählige Götter. Aus den rauchenden Trümmern der Tempel riß die bewaffnete Hand des Siegers die feindlichen Götterbilder

und führte sie gefangen nach Hause, wie heilige Wesen sie verehrend." Freilich trennte man schon dadurch die Kulte fremder Götter von den einheimischen, daß man ihre Tempel alle außerhalb der Stadtmauern anlegen ließ; auch übernahm den Dienst der nach Rom gerufenen Götter nicht allemal der Staat, sondern zuweilen auch die Familie des Feldherrn, der das Gelübde dargebracht hatte. Aber allmählich und unaufhaltsam drängten sich die fremden Elemente auch ins Innere der Stadt. Zuweilen, wenn besondere Unglücksfälle den Staat heimsuchten und die Hilfe der nationalen Götter nicht auszureichen schien, adoptirte die Regirung selbst einen Gott, den Orakelsprüche, besonders aber die sibyllinischen Bücher vorgeschlagen hatten. Auf diese Weise haben die meisten hellenischen Gottheiten in Rom Aufnahme gefunden. Als z. B. während des dritten samnitischen Kriegs eine pestartige Seuche in Rom wüthete, verordneten diese prophetischen Urkunden die Einholung des heilenden Apollosohnes Asklepios vom argolischen Epidauros, der nebst seiner heiligen Schlange auf der Tiberinsel Tempel und Lazareth geweiht erhielt. Ebenso kam auf den Rath dieses Orakels der Kybeledienst nach Rom, um in der Noth des zweiten punischen Krieges die Vertreibung des auswärtigen Feindes aus Italien zu ermöglichen. Der beste römische Mann Kornelius Scipio, nebst allen Matronen, begrüßten das heilige Symbol, einen Meteorstein, bei seiner Ankunft aus der phrygischen Stadt Pessinus. Ein neues sechstägiges Fest, die Megalesien, wurde gestiftet, und es begannen nun vor den Augen der staunenden Römer die lärmenden Umzüge und orgiastischen Tänze der Kybelepfaffen. Doch unterstellten die Römer diese öffentlich eingeführten fremden Gottesdienste stets der Kontrole des Staates und behielten demselben das Recht vor, die Form des Kultes zu regeln, nach römischer Sitte möglichst umzuwandeln und mit schon vorhandenen einheimischen Diensten zu verschmelzen. Am deutlichsten zeigt sich dieses Bestreben gerade am Beispiele der Göttermutter. Man assimilirte die neue Göttin der altrömischen

Maja oder Ops, der Frau Saturns, man beschränkte die Kollekten der Bettelpriester auf wenige feststehende Tage, und gestattete, wenigstens in den edleren Zeiten der Republik, den römischen Bürgern nicht die eigene Ausübung des Gottesdienstes. „Von den eingeborenen Römern", schreibt Dyonysios von Halikarnaß, „zieht keiner mit durch die Stadt, entweder bettelnd unter Flötenklang, mit buntem Gewande bekleidet, oder die Göttin mit phrygischen Orgien verehrend, und zwar geschieht dies in Folge eines Gesetzes oder Senatsbeschlusses. So vorsichtig ist der Staat hinsichtlich der fremden Gebräuche, und scheut jede Verkehrtheit, die sich mit der Wohlanständigkeit nicht verträgt." Dagegen begünstigte man die Entstehung religiöser Vereine und Brüderschaften (sodalitates), die nach Art der athenischen Thiasoi die gemeinsame Feier gewisser Opfer und Festmahlzeiten in den Tempeln der vom Staat adoptirten Götter zum Zwecke hatten, und deren Glieder unter sich in einem strengen Pietätsverhältnisse standen. Selbst der strenge Sittenrichter Kato erzählt bei Cicero, daß er als Jüngling bald nach der Aufnahme des Kybeledienstes sich an den zu Ehren der Göttin gestifteten Verbrüderungen betheiligt und fröhlich mitgeschmaust und gezecht habe. Da stets der Stiftungstag des Heiligthums gefeiert wurde, so gewinnen die Feste Aehnlichkeit mit unseren Kirchweihen. Manche Klubs waren aber auch reich an frommen Legaten, die ihnen öftere Gastereien möglich machten. Aber schon ein paar Dezennien nach Aufnahme des Kybeledienstes klagt Ennius über das mönchische Treiben der Priesterschaft:

„Diese abergläubischen Pfaffen, dieses freche Prophetenpack,
Theils aus Faulheit, theils verrückt, theils gedrängt von Hungerpein,
Wollen Andern Wege weisen, die sich selbst nicht finden aus,
Schenken Schätze dem, bei dem sie selber Pfennige betteln gehn!"

Abgesehen von den Kulten, welche sich gesetzlich in Rom einbürgerten, gab es nun aber eine Unzahl fremder Religionsübungen, die entweder von Einwanderern oder von Fremden,

welche sich zeitweilig in der Hauptstadt aufhielten, privatim vorgenommen wurden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Jeder in der Ausübung seiner Religion vollkommene Freiheit genoß, so lange er den öffentlichen Kulten nicht störend entgegentrat und überhaupt seine religiösen Gebräuche in seinem Hause verrichtete. Anders verhielt es sich wol in der besseren Zeit mit den römischen Bürgern. Die ängstliche Beobachtung aller religiösen Pflichten gegen die hergebrachten Götter, besonders gegen den kapitolinischen Jupiter, der eben so hoch über den fremden Göttern stand, als Rom selbst über den auswärtigen Nationen, ließ jede Neuerung in Religionssachen als Afterglauben erscheinen und in der ungescheuten öffentlichen Uebung eines fremden Gottesdienstes von Seiten eines Römers ein Vergehen gegen die geheiligte Sitte der Vorfahren erkennen, das von den Censoren und Aedilen, als Wächtern des vaterländischen Kultus, gerügt wurde. Daher befiehlt auch Cicero, der in seinem Buche über die Gesetze stets auf die konkreten Verhältnisse Rücksicht nimmt: „Niemand soll für sich getrennte Götter haben, und man soll auch keine neuen und eingewanderten Götter anbeten, wenn sie nicht vom Staat anerkannt worden sind.“ Daß dabei besonders scharf gegen diejenigen religiösen Systeme verfahren ward, welche der Reinheit der Sitten und dem Bestand der Regierung nachtheilig zu sein schienen, versteht sich von selbst. Die Fälle, wo die Behörden sich gezwungen sahen, einzugreifen, sind in früherer Zeit gerade nicht sehr häufig. Schon im Jahr 326 v. Chr. führten Ungunst der Witterung und Seuchen ausländische Religionsgebräuche herbei, und fast scheint es, als ob der damalige Geheimdienst Aehnlichkeit mit dem fast gleichzeitig in Athen erwähnten Treiben der Orpheotelesten gehabt. Denn Livius berichtet darüber: „Neue Opfergebräuche wurden unter Prophezeihungen in die Häuser gebracht von Leuten, denen die vom Aberglauben eingenommenen Gemüther Gewinn bringen, bis das öffentliche Aergerniß auch die Vornehmsten mit Scham er=

füllte, da sie in allen Stadtvierteln und Kapellen fremde und ungebräuchliche Sühnmittel anwenden sahen, um die göttliche Gnade wieder zu gewinnen. Es wurden hierauf die Aedilen beauftragt, darauf zu achten, daß nur römische Götter und diese nur auf herkömmliche Weise verehrt würden." Auch einige Jahre, bevor der Kybeledienst nach Rom versetzt wurde, nahmen die fremden Gebräuche so zu, daß endlich der Senat einschritt. Allein die Aedilen waren nicht im Stande, die Volksmenge zu zerstreuen und die Opfer zu stören, und es mußte ein Prätor in außerordentlicher Vollmacht beauftragt werden, alle Schriften, welche fremde Wahrsagungen, Gebetsformeln und die Beschreibung des neuen Opferritus enthielten, zu konfisziren. Man gewinnt dabei aus den Worten des Geschichtschreibers keinen Anhaltepunkt, um diese Weise der Gottesverehrung klassifiziren zu können. Anders gestaltet sich dies bei seiner Erzählung von der Unterdrückung der im Jahre 186 entdeckten Bacchanalienverschwörung, in der man unschwer das Wesen der orphisch-sabazischen Winkelreligion wieder herausfindet. Nach Etrurien zuerst hatte ein griechischer Orpheotelest, nach Livius: „ein unbekannter, griechischer Opferpriester und Wahrsager", den Geheimdienst gebracht, „und zwar nicht ein solcher, der ohne ein Geheimniß von seinem Gewerbe und seiner Lehre zu machen, die Gemüther mit Irrthum erfüllt, sondern ein Vorsteher verborgener und nächtlicher Weihen". In Rom wurde der an der Tibermündung gelegene Hain der Stimula von den Eingeweihten anfangs zum Versammlungsort gewählt. Damals wurde die Einweihung nach zehntägiger Enthaltsamkeit und nach vorhergehenden Waschungen im Jahre dreimal, am Tage, und zwar nur mit Frauen vorgenommen, und unbescholtene Matronen bekleideten abwechselnd das Priesterthum. Seitdem aber eine Kampanerin als Priesterin auf göttliche Inspiration auch Männer zu den Mysterien zugelassen, die Zeit der Weihe in die Nacht verlegt, und dieselbe fünfmal in jedem Monat angeordnet hatte, wurden diese Orgien Vorwand für die schänd-

lichsten Ausschweifungen; ja, die Weigerung, an denselben theilzunehmen, kostete den Novizen gewöhnlich das Leben: eine Maschine entraffte sie in verborgene Tiefen. Allmählich und seuchenartig verbreitete sich diese Sektirerei in Rom über alle Stände. „Daß Bacchanalien schon längst in ganz Italien und jetzt auch in Rom an vielen Orten gehalten werden," sprach der Konsul Postumius im Senat, „das habt Ihr sicherlich nicht durch Hörensagen erfahren, sondern aus dem nächtlichen Lärm und Stimmengetöse, das die ganze Stadt durchschallt." Besonders am Ufer der Tiber tobten die Männer in verzückten Tänzen, die Weiber im Aufzug von Bacchantinnen. Endlich wurde Niemand mehr eingeweiht, der das zwanzigste Jahr überschritten hatte, und die Verbrüderung erstreckte sich über die unter der Maske der Heiligkeit verübten unsittlichen Orgien hinaus und gefährdete sogar den gesammten Sitten- und Rechtszustand, indem die Mysten nebenbei zu Betrug jeder Art, Urkundenfälschung, falschem Zeugniß, selbst zu Mordthaten konspirirten. Die römische Regirung griff das Uebel, als es zur Anzeige gekommen war, mit großer Energie und Strenge an. Ueber 7000 Männer und Frauen sollen bei der Untersuchung betheiligt gewesen sein, und ganz Italien gerieth in Furcht und Schrecken. Die Mehrzahl derjenigen, welche thätigen Antheil an dem Unfug genommen hatten, wurde hingerichtet; die blos zur Mitwissenschaft Eingeweihten blieben im Gefängniß. Alle dem Bacchus geweihten Versammlungshäuser wurden niedergerissen, außer wo ein alter Altar oder ein heiliges Bild sich vorfand. Wenn aber Jemand zu einer solchen Feier sich durch sein Gewissen verpflichtet erachtete, mußte er besondere Erlaubniß vom Senate einholen, und dann durften nicht mehr als fünf Theilnehmer, und zwar ohne Priester, beisammen sein. Gänzlich auszurotten war nun freilich diese fanatische Sekte nicht, besonders, nachdem sich der Boden so günstig für die Richtung derselben gezeigt hatte. Besonders in Etrurien finden sich noch viel später Spuren ihres Vorhandenseins, und daß

auch von Griechenland her wieder Versuche gemacht wurden, die Dionysischen Orgien, die dort nach wie vor bis in die spätere Kaiserzeit abgehalten wurden, in Rom einzuführen, geht daraus hervor, daß kaum 50 Jahre nach dem großen Bacchanalienprozesse der Prätor Kornelius Hispallus neben den chaldäischen Astrologen Fremde, welche wie Valerius Maximus sagt, „durch Aufrichtung des Sabaziusdienstes die römischen Sitten zu vergiften wagten", in ihre Heimath zurückzukehren zwang.

Allein seit den Bürgerkriegen wurde der Widerstand, den man bis dahin dem Andringen der fremden Religionen noch geleistet hatte, geringer, und es gelang bereits den Aposteln mancher derselben, durch Hartnäckigkeit sich öffentlich Duldung zu erringen. Aus dem wachsenden Unglauben des Volkes, dem schnellen Verfalle der Staatsreligion erklärt sich dies leicht. Das spezifisch römische Element der Religion war längst durch das Umsichgreifen des griechischen Ritus zurückgedrängt worden und in halbe Vergessenheit gerathen. Begünstigt durch die aus Kleinasien überkommenen sibyllinischen Bücher, durch den regen Verkehr mit den griechischen Städten Unteritaliens, hatten die durch ihre schöne Form und ihren reichen mythologischen Inhalt bestechenden religiösen Vorstellungen der Griechen nach und nach Platz gewonnen, und man nimmt an, daß bis zum zweiten punischen Kriege bereits das ganze griechische Göttersystem in Rom eingebürgert war. Was war aber das damalige religiöse Leben in Griechenland mehr, als ein Schattenbild der früheren Blüthezeit? War nicht damals schon lange die ideale Götterwelt, welche die Begeisterung, das fromme Gemüth der Poeten und Künstler geschaffen hatte, ihres Nimbus entkleidet? So blieben denn auch die griechischen Kulte den Römern äußerlich, mehr berechnet als gefühlt. Aber auch das Philosophiren über religiöse Dinge lernten die Römer erst von den Griechen und zum Nachtheile für ihre Religiosität. Denn sie beschäftigten sich zuerst mit den Werken der griechischen Zeitgenossen, deren

Religionsphilosophie sich meist auf eine geistlose, prosaische Behandlung der Mythologie beschränkte. Vorzüglich war es neben der jeden direkten göttlichen Einfluß auf das Schicksal der Menschen leugnenden epikuräischen und der halbpantheistischen stoischen Lehre der Skeptizismus der neueren Akademie, und der platte, die Götter vermenschlichende Rationalismus des Euhemeros, welche Boden bei den gebildeten Römern gewannen. Die Vorsichtigeren unter ihnen, wie der Pontifex Muc. Scävola und der gelehrte Varro, suchten zwar zwischen Wissen und Glauben zu vermitteln und die Volksreligion als ein Postulat der praktischen Vernunft zu retten, indem sie zwischen der Theologie der Dichter, Philosophen und Idioten Unterschiede machten, und den Grundsatz aufstellten, daß das Volk nicht Alles zu wissen brauche; diese künstlichen Dämme hielten aber nicht Stand, und die unteren Schichten der Bevölkerung, denen alles eigene Urtheil abging, nahmen, wie zu allen Zeiten, begierig die von rückhaltloseren Skribenten ausgeplauderten negativen Resultate der Aufklärung an. Zu letzteren gehört der von Epikur eingenommene Dichter Ennius, von dem Cicero sagt: „Unter großem Beifall des zustimmenden Volkes spricht unser Ennius: Ich habe es immer gesagt und werde es sagen, daß es ein Geschlecht himmlischer Götter gebe; aber ich glaube nicht, daß es sie kümmert, was die Menschheit treibt.“ So spottet auch der Satiriker Lucilius, ein Freund des jüngeren Scipio, über die Götter und über die, welche sich vor ihren Statuen gläubig niederwarfen. Konnte es doch Lukretius, eine Zeitgenosse Ciceros, wagen, sein Gedicht über die Natur der Dinge in der Absicht zu ediren, die Welt von allen religiösen Bedenken und von der Furcht vor den Göttern zu befreien, in welcher er die Ursache aller Uebel erblickte! Während so die Amalgamirung der römischen und griechischen Religion dem religiösen Bedürfnisse nichts nützte, verschwand auch bald aus dem Konglomerate alles originell Römische. Die oberen Priesterkollegien verweltlichten und sanken in die Kategorie bloßer Magistrate.

herab, indem das Volk ihre Besetzung an sich riß; die priesterliche Tradition erlosch; die Lehre von der Vogelschau war zu Ciceros Zeit den Augurn bereits selbst unbekannt und hatte der Eingeweideschaukunst weichen müssen, in Betreff deren aber schon Kato wieder die bekannte Aeußerung that: Er wunderte sich, daß nicht ein Eingeweideschauer lachte, wenn er den anderen erblickte! Viele Priesterthümer blieben unbesetzt, die Tempel standen ungereinigt und verfielen. Das Heiligthum der einst hochverehrten Juno Sospita wurde z. B. im Jahre 90 v. Chr. als Latrine benutzt, und unter dem Standbilde der Göttin hielt eine Hündin ihr Wochenbett! Daß bei solcher Vernachlässigung des Heiligen auch räuberische Hand an das Inventar und an den Grundbesitz gelegt wurde, läßt sich leicht denken und wird durch viele Zeugnisse bestätigt. Dagegen fand man an dem laszivem Beiwerke der griechischen Mythologie großen Gefallen. Von der Malerei nebst den plastischen Künsten verlangte man nur Sinnenkitzel und Beschäftigung der Phantasie durch üppige Stellungen und Gruppirungen, und die Künstler wählten, dem gesunkenen Geschmacke gemäß, gern die skandalösen Extravaganzen der griechischen Götter zum Vorwurf

Mit Recht konnte daher Properz singen:

„Einstmals schmückte man nicht die Gemächer mit üppigen Gruppen,
Damals ward Unzucht nicht an die Wände gemalt.
Dafür haben mit Recht jetzt Spinnen die Tempel verschleiert,
Wuchert entstellendes Gras um den verlassenen Gott.“

Am verderblichsten aber wirkte und am tiefsten erniedrigte sich die Schauspielkunst, indem sie die unsittlichsten Mythen in grob sinnlicher und schamloser Manier mimisch darstellte. Selbst Augustus, obgleich er manches zur Aufrechthaltung der alten religiösen Gebräuche that, parodirte bei seinen Gelagen die Abenteuer des Olymps mit seinen Buhlerinnen. Was sind solcher Rohheit gegenüber die gerügten, übermüthigen und doch poetisch genialen Keckheiten des ungezogenen Lieblings der Grazien? Wenn man auch für Athen getrost annehmen darf, daß

die Vernünftigen des Volkes nicht daran dachten, daß der komische Dichter sich die Götter von seinen Zuschauern so vorgestellt wissen wollte, wie er sie auf die Bühne brachte, so kann man für Rom diesen Trost nicht beibehalten und muß Ovid beistimmen, der in seinen Tristien den schlimmen Einfluß schildert, den die mythologischen Reminiscenzen auf die Sittlichkeit der Besucher von Tempeln jeder Gottheit zu üben vermochten.

Während nun von den Bürgerkriegen an die Toleranz des Volkes bis zur Indolenz herabsank, fand fast jede Gestaltung des religiösen Kultus, wie fremdartig sie auch sein mochte, ihre Anhänger unter der ungeheuern Volksmasse der Hauptstadt. Vorzüglich aber wandte sich der große Haufe den orientalischen Diensten zu, welche durch feierlichen Pomp, durch Wundersagen und Verheißungen den glaubensleeren Gemüthern imponirten, und durch ascetische Uebungen und Sühnungen den zügellosen und blasirten Sündern Heiligung und einstige Seligkeit zu bringen versprachen. Auch die Machthaber suchten sich im Ganzen gut zu den fremden Göttern zu stellen, und richteten ihre Verbote nur gegen die Geheimkulte, aus denen Gefahr für die Regirung erwachsen konnte. Zu den beliebtesten Religionen gehörte vor allen der Dienst der ägyptischen Allmutter Isis und der mit ihr zusammenhängenden Götter Serapis, Osiris, Anubis und Harpokrates. Die vielfachen Verbote dieses Kultus zeugen von dem Anklange, den derselbe bei der Menge fand. Bereits nach dem zweiten punischen Kriege beschloß der Senat, die Kapelle der Isis niederreißen zu lassen, und da kein Handwerker Hand an dieselbe zu legen wagte, so warf der Konsul Aemilius Paulus seine Toga ab, ergriff eine Axt und that den ersten Hieb gegen die Thüre. Im Jahre 58 v. Chr. wurde Isis vom Kapitol verwiesen und ihre Altäre wurden umgestürzt, und fünf Jahre später verbot man sogar ihren Privatkultus — eine Verletzung der sonstigen Toleranz, die sich nur aus dem gegründeten Argwohn erklärt, den man in politischer Hinsicht gegen die ägyptischen Brüderschaften hegte. Allein die

Verwirrung des darauf folgenden Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus muß von den Isisdienern trefflich benutzt worden sein. Denn schon 47 v. Chr. stand wieder ein Tempel auf dem Kapitol, den man abriß, nachdem sich ein Bienenschwarm an die danebenstehende Bildsäule des Herkules gehängt hatte. Endlich erlaubten die Triumvirn im Interesse der eigenen Popularität die Erbauung eines Tempels in der dritten Region, und räumten so dem Kultus öffentliche Geltung ein, was sogleich dem Aedilen Volusius zu Gute kam, der, in demselben Jahre geächtet, sich als bettelnder Isispriester unter der Maske des schakalköpfigen Anubis in das republikanische Lager rettete. So begannen nun ohne Hehl die mit Prüfungen und Schrecknissen aller Art verbundenen Weihen, die von der klingelnden Isisklapper unterbrochenen Litaneien und Gebete, die Kniebeugungen vor dem das geweihte Nilwasser umschließenden Allerheiligsten, die Segensformeln, die Prozessionen und Fasten.

Wie in Griechenland nahmen auch hier die Frauen an den orientalischen Kulten den eifrigsten Antheil und waren von einer wahren Leidenschaft besessen, Entsündigung und Trost für ein verkehrtes Leben in diesen Religionsübungen zu finden. Es gehörte zum guten Tone, daß eine Dame wenigstens zweimal im Monat mit allem Anstand einer schönen Büßerin, in leinenem Gewand und mit aufgelöstem Haar, zum Iseum wallfahrte: „Wenn es die Isis befiehlt," heißt es bei Juvenal, „wird sie bis nach Aegypten reisen und das von Meroë geholte laue Wasser nach Rom tragen, um es im Tempel der Göttin auszusprengen; denn sie hält sich dazu veranlaßt durch die Stimme der Isis selbst. Ja dies ist eine Seele, ein Herz, mit dem des Nachts die Götter sprechen! Daher verdient derjenige vorzügliche, ja die höchste Ehre, der von seinem in Leinwand gekleideten, kahl geschorenen Haufen begleitet einherläuft, als Anubis das trauernde Volk verlachend. Er betet zur Göttin um Vergebung, wenn die Frau an heiligen Fasttagen sich des Liebesgenusses nicht enthält, und große Strafe ist dafür ver-

fallen. Auch schien die silberne Schlange mit dem Kopf zu nicken: seine Thränen, seine eingelernten Gebete bürgen dafür, daß Osiris Verzeihung der Schuld gewährt, bestochen natürlich durch eine fette Gans und einen dünnen Opferfladen.“ Die Keuschheitsgelöbnisse, die Nachtwachen im Tempel, schon der von beiden Geschlechtern besuchte Vespergottesdienst leisteten dabei der Unsittlichkeit und Verführung großen Vorschub; die Tempeldienerschaft war allgemein im Verdacht der Kuppelei und so entstand aus diesem Kultus vielfaches Aergerniß. Darum giebt Ovid den Liebhabern den Rath, den Tempel der Isis (welche die Römer mit Io identifizirten) fleißig zu besuchen: „Viele macht jene dazu, was sie dem Jupiter war.“ Auch Juvenal nennt als die bekanntesten Orte zu Rendezvous die öffentlichen Gärten und die Isisheiligthümer. Vor allem aber zeigt ein unter Tiberius vorgekommener Skandal, wie weit auf der einen Seite der Aberglaube, auf der anderen die schamlose Gelegensheitsmacherei ging. Ein Ritter verführte nämlich eine edle Frau, die er lange vergeblich mit seinen Anträgen verfolgt hatte, im Tempel der Isis unter der Maske des Gottes Anubis, dessen Erscheinung die durch 5000 Denare bestochenen Priester der Betrogenen vorherverkündigt hatten. Der Kaiser ließ wol die Priester kreuzigen, den Tempel zerstören und das Bild der Isis in die Tiber werfen; aber schon unter seinen nächsten Nachfolgern entstand wieder auf dem Marsfeld ein ansehnlicher Tempelbezirk mit prächtigen Gebäuden. Die späteren Kaiser wetteiferten in Begünstigung des Isisdienstes. Die Familie der Flavier schrieb der Nilgöttin mehrere ihr zu Gute gekommene Wunderzeichen zu; ja Kommodus wurde selbst Isispriester, nahm die Tonsur, trug die Anubismaske, schlug mit der Schakalschnauze während der Prozession die Priester auf die Köpfe und machte alle Stationen des Zuges mit.

Bei der allgemeinen freien Konkurrenz, die in der Kaiserzeit zwischen den fremden Religionen stattfand, erhielten auch die früher mit Beschränkung eingeführten oder nur geduldeten

Kulte eine freiere Entwickelung. So betheiligten sich nun auch am Dienste der Kybele die vornehmsten Männer und Frauen, und traten mit den Priestern in engere Verbindung. Es kam ein neues mehrtägiges Fest auf, das sich auf die Feier des Frühlingsäquinoktiums bezog, wobei sich die ganze Wildheit des asiatischen Kultus in unmäßiger Trauer, ausgelassener Freude und feierlichem Pomp entfaltete. Daß die Bettelpriester und Flagellanten der Kybele auch in Italien später ihr Wesen trieben, sieht man aus dem Befehl des Kaisers Kommodus, daß sich dieselben ernstlich peitschen und ins Fleisch schneiden sollten. Auch hier unterhielten sie einen Schacher mit entsündigenden Traktätchen und daß sie ebenfalls bei dem weiblichen Geschlechte Gehör fanden, beweist Juvenal an der schon erwähnten Stelle, wenn er sagt: „Siehe, herein tritt der Chor der wüthenden Bellona, der Mutter der Götter, und ein riesiger Kastrat, dem die dumpf brüllende Schaar, die niedrigen Paukenschläger, den Vorrang lassen und dessen Wangen mit phrygischem Turban bekleidet sind. Gewaltig erhebt er die Stimme und warnt vor dem September und dem Eintritt des Südwinds, wenn sie sich nicht durch hundert Eier loskaufe und ihm ein altes dunkelfarbiges Kleid schenke. Sowie dann eine plötzliche und große Gefahr drohe, werde dieselbe in das Gewand fahren und auf einmal das ganze Jahr entsühnen.“ Auf das Fortleben des Sabaziusdienstes deuten mehrere Inschriften hin. Auch Adonis hatte seine Verehrer in der Hauptstadt und Ovid weist auch auf das Adonisfest als eine passende Gelegenheit zu Liebesintriguen hin. Uebrigens wurde es noch dem Kaiser Julian ebenso als böses Omen gedeutet, daß er am Trauertage des Adonisfestes seinen Einzug in Antiochia hielt, wie beinahe 800 Jahre früher der athenischen Expedition nach Sizilien, daß sie während der Wehklage um den Gott auslief. Bekanntlich fand auch der jüdische Monotheismus viele Proselyten in Rom. Bei der großen Ausbreitung, den die Auswanderung der Juden schon vor der Zerstörung

Jerusalems genommen hatte, wundert man sich nicht über ihre große Anzahl in Rom. Sagt doch schon Cicero von ihnen: „Du weißt, wie groß ihre Menge, wie groß ihre Einigkeit ist, wie viel sie bei Volksversammlungen vermögen. So will ich denn leise sprechen, damit mich nur die Richter hören; denn es fehlt nicht an Leuten, die jene gegen mich und die redlichsten Männer aufhetzen könnten." Cäsar begünstigte die Juden, die ihm dafür so zugethan waren, daß sie mehrere Nächte hindurch an seinem Grab wehklagten. Auch Augustus war ihnen nicht abgeneigt, duldete ihre Bethäuser, und erlaubte, daß denjenigen von ihnen, welche Getreidestipendiaten waren, wenn der Tag der Austheilung auf einen Sabbat fiel, ihre Ration von den Beamten erst am folgenden Tage verabreicht würde. Bald wuchs auch die Zahl der Römer, die sich dem Mosaismus zuneigten. Schon Seneka sagt: „Die Gewohnheit dieses verruchten Volkes hat so sehr überhand genommen, daß sie bereits in allen Ländern Aufnahme gefunden hat; die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben;" auch tadelt er die Sitte, am Sabbat Lichter anzubrennen, da die Götter des Lichts nicht bedürften. Juvenal schildert die Konvertiten genauer, indem er schreibt: „Einige, denen der Zufall Väter gegeben hat, welche den Sabbat halten, verehren nichts als die Wolken und die Gottheit des Himmels; auch glauben sie, daß das Schweinefleisch vom menschlichen sich nicht unterscheide, und bald nehmen sie auch die Beschneidung an. Gewöhnt, die römischen Gesetze zu mißachten, lernen und halten und fürchten sie das jüdische Gebot, das in einem geheimen Buche Moses überliefert hat." Der besondere Eifer, den die Juden im Proselytenmachen bewiesen, war für die Römer ein Gegenstand vielfachen Spottes. Horaz läßt einen Freund, der ihn von der Gesellschaft eines lästigen Schwätzers befreien sollte, die Entschuldigung brauchen: „Heute ist der dreißigste Sabbat (das Versöhnungsfest)!" und spricht anderswo scherzhaft im Namen der Versemacherkorporation: „Wir sind unserer viele und werden Dich, wie die Juden, zwin-

gen, in unsere Schaar überzutreten." Sicher waren auch hier der Proselytinnen mehr als der Proselyten.

Wie die schon genannten Feste, bezeichnet Ovid auch den Sabbat als gute Gelegenheit, eine Liaison anzuknüpfen. Zu der abergläubischen Frau, die Juvenal schildert, kommt nach dem Isispriester auch eine schüchtern bettelnde Jüdin, die ihr heilsame Vorschriften ins Ohr raunt und mit einiger Scheidemünze belohnt wird. Alle Bekenner des Judenthums zahlten seit Titus eine Kopfsteuer von zwei Drachmen an den Fiskus. Vorher hatten sie aber eine Tempelsteuer nach Jerusalem entrichtet, was zur Zeit des Tiberius eine Katastrophe für die Juden herbeiführte. Wie Josephus berichtet, hatten jüdische Rabbiner eine vornehme Dame, Fulvia, beredet, eine ansehnliche Tempelsteuer nach Jerusalem zu senden, aber die ganze Summe für sich behalten. Darauf erfolgte im Jahre 19 die Verbannung aller Juden und Judengenossen, die innerhalb eines Termins die jüdischen Gebräuche nicht ablegten; 4000 waffenfähige Männer aber wurden nach Sardinien geschickt, um die dort hausenden Räuberbanden zu bekämpfen. Auch der junge Seneka, der damals gerade aus Grundsatz sich der Fleischspeisen enthalten hatte, kehrte auf Bitten seines Vaters zu denselben zurück, um nicht in Verdacht zu gerathen. Ob der Kaiser Klaudius die Juden aus Rom verbannt habe, wie Sueton erzählt, oder ob dem eine Verwechslung mit den Christen zu Grunde liege, bleibt ungewiß. Bemerkenswerth bleibt der Versuch, als überhaupt der letzte, den die römischen Kaiser gegen ausländischen heidnischen Aberglauben und Sektirer gemacht haben. Die Götter des Orients verdrängten endlich das griechische Göttersystem eben so gründlich, wie dieses den altrömischen Kultus vernichtet hatte. Der Versuch Hadrians und der Antonine, besonders in Griechenland eine künstliche Orthodoxie ins Leben zu rufen, wäre auch ohne die sarkastische Polemik des geistreichen Lukian vergeblich gewesen. Die erste Stelle aber unter den asiatischen Göttern nahm am Ende der Heiden-

zeit der persische Sonnengott Mithras ein, der von seinen Neubekehrten ein fünfzigtägiges Fasten, zwei Tage Geißelung und achtundzwanzig Tage Büßungen anderer Art verlangte. Die Sehnsucht nach Reinigung und Entsündigung führte endlich auch zu dem mit dem Kybeledienste in Verbindung stehenden Ritus der Bluttaufe, wobei der zu Reinigende in einer Grube das Blut eines über derselben auf einem durchlöcherten Gerüste geschlachteten Stiers auf seinen Leib herabtröpfeln ließ. Die neuen Gottheiten unterscheiden sich besonders auch dadurch von den älteren, daß sie alle monotheistische Verehrung forderten. Eine jede war aber auch bemüht, sich mit möglichst vielen anderen göttlichen Wesen zu identifiziren, und dieser großartige Synkretismus arbeitete einerseits dem wahren christlichen Monotheismus in die Hände, erzeugte aber dennoch andererseits eine allgemeine gegenseitige Toleranz. Einen Beleg dazu giebt folgende merkwürdige Stelle aus einem Briefe des den heidnischen Kultus vertheidigenden Symmachus an Theodosius: „Es ist billig, daß das, was Alle verehren, für ein Einziges gehalten werde. Wir schauen dieselben Sterne; gemeinschaftlich ist der Himmel; dieselbe Welt umhüllt uns. Was ist für ein Unterschied, mit welcher Einsicht Jeder die Wahrheit erforscht? Auf einem einzigen Wege kann man nicht zu einem so großen Geheimnisse gelangen!"

III.

Gespensterspuk und Geisterzwang.

Obgleich die Verschiedenheit des Polytheismus und des Christenthums gerade in den Vorstellungen über das Leben im Jenseits scharf an den Tag tritt, so stimmt doch das Bild, welches sich der heutige Volksglaube von dem Wesen und Aussehen eines seiner Körperhülle entledigten Geistes macht, beinahe in allen seinen Einzelheiten mit demjenigen überein, welches den alten Griechen und Römern vorschwebte; ja, es ließe sich unschwer der Beweis führen, daß unser Gespensterglaube seinen Hauptbestandtheilen nach geradezu ein Erbstück aus dem klassischen Heidenthum sei, besonders aus dessen sinkender Periode, wo so viele Elemente des riesig wuchernden Aberglaubens sich in die christliche Kirche einschlichen, deren Dogmen das direkte Eingreifen der Geister und Dämonen in die Sinnenwelt ja selbst nicht in Abrede stellten. Auf der anderen Seite könnte man freilich auch mit einigem Rechte meinen, daß sich der Geist, wenn er von seiner Unsichtbarkeit absehen und mit der Absicht, erkannt zu werden, in den Bereich der menschlichen Sinne kommen will, überhaupt gar nicht anders manifestiren könne, als wie ihn jetzt die Spiegel ohne Folie auf die Bühne zaubern: als Reflex des wirklichen Körpers, mit bloßer Scheinrealität

begabt, „ein Mittelding zwischen Nichts und Etwas“. Diese Vorstellung findet sich schon bei Homer und hat sich in der späteren historischen Zeit fast um nichts geändert. Nur beschränkte sich bei den Hellenen und dann auch bei den Römern dieser Glaube nicht blos auf das Sichtbarwerden, die Erscheinung der körperlosen Seele, sondern erstreckte sich auch auf die Fortexistenz derselben nach dem diesseitigen Leben überhaupt. Der Hellene war eben noch nicht bis zum Bruche zwischen Geist und Natur vorgeschritten. Sein einziges Streben ging dahin, Mensch zu sein, sich wohl zu fühlen auf Erden und die schöne, harmonische Menschlichkeit in gleichmäßiger Ausbildung des Geistes und Körpers zu entfalten. Was über das irdische Leben hinauslag, war ihm also nichts Erfreuliches; er konnte bei dem Tausche nur verlieren. Darum stehen die Todten viel tiefer als die Lebenden, und man begreift, mit welchem Rechte Homer den gestorbenen Achilleus in der Unterwelt zu Odysseus sagen läßt: „Preise mir nicht den Tod an! Lieber möchte ich Ackerknecht bei einem unbegüterten Manne sein, dem kein reichlicher Lebensunterhalt ist, als über alle entschwundenen Todten herrschen!“ War nämlich die Psyche aus dem Munde oder in der Schlacht aus der empfangenen Wunde entflohen, so enteilte sie nach dem Hades, um dort, so lange der Körper unbegraben blieb, ruhelos und einsam vor der Pforte herumzuirren oder nach erfolgter Bestattung sich zu den Abgeschiedenen zu gesellen und nun auf der dunkeln, einförmigen Asphodeloswiese auf und ab zu schweben, oder in düsteren Weiden- und Silberpappelhainen die Ewigkeit zu verträumen. Der Dichter nennt die Seelen der Todten „Schatten“, „unstäte Wesen“, „Bilder“. Die Muskelstärke und Spannkraft ist ihren Gliedern entschwunden; „denn nicht mehr halten die Sehnen das Fleisch und die Knochen zusammen“; sie sind luftig und konsistenzlos. „Dreimal“, erzählt Odysseus, „gedachte ich die Seele meiner verstorbenen Mutter zu fassen; dreimal eilte ich auf sie zu; dreimal entflog sie mir aus den Händen, einem Schatten ähnlich

und einer Traumgestalt.“ Auch dem Achilleus gelingt es nicht, die Erscheinung seines geliebten Patroklos mit Händen zu greifen; sie versinkt. Dennoch erregt die Bewegung der Seelen ein Geräusch. Denn nicht nur beim Verschwinden des Patroklos erwähnt Homer desselben, sondern auch, als Hermes, der Geleiter der Todten nach ihrem letzten Bestimmungsorte, die Seelen der getödteten Freier auf dunkeln Wegen mit seinem goldenen Stabe hinter sich herzieht, da zirpen und schwirren sie ihm nach, wie Nachtvögel, die, von der Felsendecke einer Höhle herabfallend, hin und her flattern, und das massenhafte Herandrängen der Schatten am Eingange des Hades zu Odysseus verursacht „ein entsetzliches Getöse“. Trotz ihrer Unfaßbarkeit besitzen sie ferner eine Scheu vor den Werkzeugen der Gewalt, lassen sich von Odysseus durch das gezückte Schwert vom Opferblut abhalten und verscheuchen, und haben Furcht vor dem Wache haltenden Hund Kerberos. Auch behalten sie ihre irdische Gestalt und ihre früheren Gesichtszüge; denn Odysseus erkennt sofort alle seine Freunde und Bekannten wieder. Dagegen sind sie ihrem geistigen Zustande nach ohne klare Besinnung, gedankenlos, nur mit einer dunkeln Erinnerung ihres früheren Zustandes versehen. Am deutlichsten kennzeichnet Homer dieses Verhältniß, indem er der Zauberin Kirke, die dem Odysseus räth, den Seher Teiresias im Hades zu fragen, die Worte in den Mund legt: „Seine Geisteskraft ist ungeschwächt; ihm hat auch im Tode das Erkenntnißvermögen verliehen Persephone. Die Anderen flattern als Schatten umher.“ Naiver Weise glaubte man nun, daß den Seelen die volle Besinnung nebst der Sprache wiederkehrte, wenn der fehlende körperliche Bestandtheil ihres Wesens ihnen beigebracht werden könnte, und darum wurde das Blut geschlachteter Opferthiere schon im heroischen Zeitalter als der untrüglichste Köder angesehen, um die Schatten an die Oberwelt zu locken. Odysseus verrichtete übrigens seine bekannte Todtenbeschwörung an dem im finstersten Westen der Erdscheibe jenseits des Weltstromes Okeanos im

dunkeln Lande der Kimmerier gelegenen Eingang zur Unterwelt und schon daraus, daß er eine so weite Reise machen mußte, sieht man, daß in der homerischen Welt die Geister noch nicht an jedem beliebigen Orte sich einer Zitation zu gehorchen bequemten. Auch von freiwilliger Wiederkehr der gespenstigen Schatten ist noch keine Rede, und nur des Patroklos Geist erscheint dem Myrmidonenfürsten im Traume. Aber nachdem er den Freund um Beschleunigung seines Begräbnisses gebeten, setzt er das Versprechen hinzu: „Ich werde später nicht wieder aus dem Hades zurückkehren, wenn Ihr mich des Feuers theilhaftig habt werden lassen."

Die homerischen Vorstellungen vom Geisterreich erweiterten sich später allmählich durch die Darstellungen der Dichter und Künstler und durch die Reflexionen der Philosophen und wurden gestaltenreicher, so wie auch die Psyche selbst nach und nach dem Körper gegenüber zu höherer Geltung gelangte und die Idee des Todtengerichts mit den darauf folgenden Strafen und Belohnungen mehr in den Vordergrund trat. Je phantastischer aber das Bild des Todtenreiches in der Einbildungskraft des Volkes haften blieb, desto mehr Aberglaube drängte sich auch ein in die Vorstellung von dem Verhältniß der Gestorbenen zur Oberwelt und zu den Lebenden. Zunächst zeigt sich dies in der Leichtigkeit, mit welcher die Geister durch die Pforte der Unterwelt schreiten, die ihnen früher so fest verschlossen gewesen war. Diesen Zusammenhang der beiden Welten dachte man sich besonders zu gewissen Zeiten recht stark. In Athen glaubte man, daß im Frühling, wenn die Vegetation sich wieder zu regen begänne, auch die Geister der Verstorbenen sich näher ans Licht drängten, und feierte deshalb am Dionysosfest der Anthesterien eine Art Allerseelenfest, wo ihnen in Töpfen allerhand gekochte Früchte als Opfer dargebracht wurden. In Rom beobachtete man am 9., 11. und 13. Mai die Zeremonie der Lemuralien, um den Gespensterspuk fern zu halten. Der Hausvater erhob sich dann um Mitternacht und ging barfuß ins

Freie, mit den Fingern Schnippchen schlagend, um die Schatten zu verscheuchen. Wenn er sich hierauf in reinem Quellwasser die Hände gewaschen hatte, nahm er schwarze Bohnen in den Mund, warf sie hinter sich und sprach, ohne sich umzusehen: „Dieses sende ich Euch: mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen los!“ Nach neunmaliger Wiederholung dieser Worte, während welcher, wie man annahm, die Geister hinter ihm die Bohnen auflasen, wusch er sich abermals, schlug eherne Becken zusammen und rief wieder neunmal: „Hinaus, Ihr Geister der Ahnen!“ Dann endlich durfte er sich umschauen; denn nun war der Bann fest und dauerhaft. Aehnlich waren die Gebräuche an dem im Februar gefeierten Todtenfest; denn auch von dieser Zeit sagt Ovid in den Fasten: „Jetzt schweifen herum die luftigen Seelen und die Begrabenen. Jetzt wird der Schatten bewirthet mit vorgesetzter Speise.“ Hatte an solchen Terminen die Geisterwelt Maskenfreiheit auf Erden, so bedurfte es außerdem besonderer Gründe, um sie zu veranlassen, einzelne Besuche abzustatten oder gewisse Orte unsicher zu machen. Man nahm bereits allgemein an, daß nicht nur die eines ehrlichen Begräbnisses Beraubten, sondern auch die Mörder, Selbstmörder und unschuldig Getödteten „umgingen“. So erschien nach Ovid der im Bruderzwiste erschlagene Remus seinen Verwandten und verlangte eine besondere Feier seines Todestages als Sühne. In Temesa, einer Stadt in Kalabrien, spukte der Geist des Politos, eines Gefährten von Odysseus, den die Einwohner wegen eines an einer Jungfrau verübten Frevels gesteinigt hatten. Derselbe erzwang sich durch seine Bösartigkeit einen förmlichen Kultus, bis endlich der berühmte Faustkämpfer Euthymos aus Lokri über ihn kam, furchtlos seinen Tempel betrat und ihn im Zweikampf besiegte, worauf er sich in's Meer stürzte. Den Argonauten erschien beim Vorüberfahren an der paphlagonischen Küste der Geist des Sthenelos, eines Gefährten des Herakles auf dem Zuge gegen die Amazonen. Dem messenischen Helden Aristomenes ließ sein Spartanerhaß keine Ruhe

im Grabe und man wollte ihn sogar in der Schlacht bei Leuktra auf Seite der Thebaner fechtend gesehen haben. Auch beim Grabmale des Miltiades wollten Viele in der Nacht Pferdegewieher und Schlachtgetöse bemerken. Plutarch erzählt aus der Chronik seiner Vaterstadt Chäronea in Böotien, daß zur Zeit des Lukullus der Räuber Damon heimtückischer Weise im Bade erstochen worden sei. „Hierauf soll man," schreibt er, „wie unsere Väter erzählen, an demselben Orte eine Zeit lang Gespenster gesehen und ein jämmerliches Wehklagen gehört und deshalb das Bad verschlossen und die Thür zugemauert haben. Einige, die an demselben Orte wohnen, glauben noch heutigen Tages, daß sich dort Erscheinungen unter großem Wehklagen blicken lassen." Auch der übermüthige Pausanias spukte nicht nur nach seinem Tode in dem Tempel der Athene, wo er eingemauert worden war, sondern war auch selbst in der letzten Zeit seines Lebens vom Geiste einer edeln Byzantinerin, Kleonike, die er geliebt, aber einst in der Dunkelheit für einen Meuchelmörder gehalten und niedergestoßen hatte, arg geängstigt worden. Den Kaiser Nero erschreckte der Schatten seiner Mutter Agrippina, den König Philipp den Dritten von Makedonien der seines unschuldig gemordeten Sohnes Demetrios. Von Kaligula erzählt Sueton: „Sein Leichnam wurde heimlich in die lamischen Gärten geschafft und auf einem eilfertig errichteten Scheiterhaufen halb verbrannt und mit leichtem Rasen überschüttet. Später wurde er von seinen aus der Verbannung zurückgekehrten Schwestern wieder ausgegraben, verbrannt und begraben. Es ist hinlänglich gewiß, daß die Wächter der Gärten von Gespenstern beunruhigt wurden, bevor dies geschah, und daß auch in demselben Hause, in welchem er getödtet worden war, keine Nacht ohne irgend einen Schrecken vorüberging, bis es von einer Feuersbrunst verzehrt ward." Wie Virgil seine zürnende Dido dem scheidenden Aeneas drohen läßt, sie werde nach ihrem Tode ihm überallhin als Schatten folgen, so ruft bei Horaz der dem qualvollen Tode durch der Hexe Kanidia Hand

verfallene Knabe: „Ja, wenn ich, zum Sterben gezwungen, das Leben verhaucht haben werde, will ich als nächtliche Grauengestalt Dir begegnen, als Schatten Dein Antlitz mit krummen Klauen zerfleischen und ans unruhvolle Herz gelagert, den Schlaf durch Furcht Dir rauben."

Auch das Theater benutzte den Effekt, den die Erscheinungen der Todten auf die Phantasie zu machen im Stande sind, in vielfacher Weise und auf der Bühne befand sich die sogenannte „charonische Stiege", um die unterweltlichen Gestalten emporsteigen zu lassen. In den „Persern" des Aeschylos erscheint der König Dareios, ertheilt guten Rath und versinkt wieder mit den Worten: „Ich aber geh' von hinnen in des Grabes Nacht. Lebt wohl, o Greise; ob in Leid auch, dennoch gönnet, so lang es Tag ist, Eurer Seele frohen Muth, weil doch den Todten stirbt die Lust an Gold und Gut." In den „Eumeniden" betritt die ermordete Klytämnestra die Oberwelt, um die im Tempel Apollos schlafenden Eumeniden zur Verfolgung Orests aufzustacheln, während sie von ihrem Zustande sagt: „Weil ich ja gemordet habe, verläßt mich die Schande nimmermehr; im Todtenreich irre ich schmachbedeckt umher." Auch die weitschweifende Io läßt der Dichter vom Gespenste des von Hermes erschlagenen Argos gejagt werden, „den auch erschlagen nicht der Erde Gruft birgt". Ja, im Satyrdrama „Sisyphos" kam dieser schlaueste aller Betrüger mit Erlaubniß der unterweltlichen Regirung wieder herauf, angeblich, um sich selbst zu begraben und seine Frau zur Strafe für Vernachlässigung seines Begräbnisses mit in den Orkus zu nehmen, eigentlich aber, um dem „Allerseelenwirth" Hades ein Schnippchen zu schlagen. Allein der Todtenexekutor holte den Ausreißer wieder mitten vom herrlichen Gastmahle weg und führte ihn zu den finsteren Gesellen, „die keine Stimme, keine lebensfrohe Kraft, die keiner blutdurchströmten Ader Puls belebt". Auch in der „Hekabe" von Euripides tritt der vom treulosen Gastfreund gemordete Sohn Priams Polydoros als Geist auf und zeigt sich

seiner Mutter im Traume. Dasselbe Süjet brachte in Rom Pakuvius auf die Bühne, und bei Aufführung des Stückes konnte einst der Geist die wirklich schlafende und berauschte Mutter zum großen Ergötzen des Publikums nicht erwecken! Cicero schreibt in den „Tuskulanischen Untersuchungen“ mißbilligend über diese Vorführungen von Schattenbildern: „Die Dichter haben die Irrthümer des Volksglaubens noch vermehrt. Denn das zahlreiche Theaterpublikum, unter welchem sich auch Frauen und Kinder befinden, wird gerührt beim Anhören so großartiger Phrasen aus dem Munde der Geister: „„Hier bin ich und komme vom Acheron kaum noch auf weitem und steilem Pfade, durch Klüfte, aus rauhen Felsen gewölbt, hoch herab den Einsturz drohend, wo starr gelagert steht die dichte Finsterniß der Unterirdischen;““ und so viel hat der Irrthum vermocht, der mir wenigstens bereits gehoben zu sein scheint, daß man wol wußte, daß die Körper verbrannt seien, aber dennoch sich einbildete, es geschähe in der Unterwelt irgend etwas, das ohne Körper weder gesehen noch gedacht werden konnte.“

Recht genau beschreibt eine Spukgeschichte der jüngere Plinius in einem Briefe an seinen Freund Sura. Sie mag hier folgen, als ein Beweis von der merkwürdigen Uebereinstimmung des antiken Gespensterglaubens mit dem modernen. „Zu Athen war ein großes und geräumiges, aber verrufenes und Unheil bringendes Haus. In der Stille der Nacht hörte man Eisen klirren, und wenn man genauer horchte, Ketten rasseln, zuerst in der Ferne, dann in der Nähe. Bald erschien eine abgehärmte, häßlich abgezehrte Greisengestalt mit langem Barte und struppigen Haaren, welche an Händen und Füßen Fesseln und Ketten trug und schüttelte. Die Bewohner durchwachten daher traurige und schreckliche Nächte; auf das Wachen folgte Krankheit und bei zunehmender Angst der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Gespenst verschwunden war, schwebte die Gestalt in der Einbildungskraft vor den Augen, und die Furcht dauerte länger als die Ursache derselben. Das Haus

blieb endlich leer und verödet und ganz jenem Ungethüm überlassen. Doch wurde es ausgerufen, ob es Jemand kaufen oder miethen wollte, der von diesem großen Uebelstande nichts wüßte. Der Philosoph Athenodoros kommt nach Athen, liest den Anschlag, und da er von dem Preise hört, der ihm durch seine Wohlfeilheit verdächtig wird, erkundigt er sich, erfährt Alles und miethet sich nichts desto weniger ein, ja sogar um so lieber. Als es anfängt Abend zu werden, läßt er sich in dem vordersten Zimmer des Hauses sein Lager bereiten, fordert Schreibtafel, Griffel und Licht, entläßt alle seine Leute in die inneren Gemächer; er selbst richtet Geist, Augen und Hand aufs Schreiben, damit nicht die Seele unbeschäftigt sich die bekannte Gestalt und ein leeres Schattenbild schaffe. Anfangs herrscht, wie überall, Stille der Nacht; bald aber klingt es wie Eisen; Ketten rasseln. Jener schlägt die Augen nicht auf, legt den Griffel nicht nieder, sondern ermuthigt seinen Geist und verwahrt ihn gegen die Eindrücke des Gehörs: jetzt wird das Getöse stärker, es nähert sich, jetzt scheint es auf der Schwelle, jetzt im Zimmer zu sein; er blickt auf, sieht und erkennt die beschriebene Gestalt. Sie steht und winkt mit dem Finger, als wollte sie ihn rufen. Auch er giebt ein Zeichen mit der Hand, ein wenig zu warten und fährt fort zu schreiben. Da schüttelt sie die Ketten über seinem Haupt, während er schreibt: er blickt auf, und sie winkt wieder, wie vorher. Jetzt zögert er nicht länger, nimmt die Lampe und folgt. Jene schreitet langsam, wie von den Ketten belastet; nachdem sie in den Hofraum des Hauses abgelenkt, verschwindet sie plötzlich und läßt den Begleiter zurück. Dieser, allein geblieben, bricht Gras und Blätter ab und bezeichnet damit die Stelle. Den folgenden Tag geht er zu den Behörden und verlangt, sie sollen den Ort aufgraben lassen. Man findet Gebeine, welche in Ketten geschlagen und damit umschlungen und von dem durch die Zeit und in der Erde verwesten Körper nackt und entblößt in den Fesseln geblieben waren; sie werden gesammelt und öffentlich begraben. Von der Zeit an war das

Haus von den gebührend zur Erde bestatteten Manen befreit." — Wie allgemein übrigens der Glaube an solche Häuser war, in denen sich eine unglückliche, ruhelose Seele eingenistet haben sollte, sieht man auch aus der Komödie „das Hausgespenst" von Plautus, wo der von einer längeren Reise zurückkehrende Theuropides vom Betreten des unterdessen von seinem verschwenderischen Sohne durchgebrachten Hauses durch die Vorspiegelung abgehalten wird, als sei in seiner Abwesenheit demselben ein Geist erschienen, der zu ihm sprach: „Ich bin der über das Meer gekommene Fremde Diapontios; ich wohne hier; diese Wohnung ist mir angewiesen worden; denn Pluto wollte mich nicht in die Unterwelt aufnehmen, weil ich zu frühzeitig ums Leben gekommen bin. Durch Mißbrauch des Vertrauens täuschte man mich. Mein Gastfreund tödtete mich hier und vergrub mich heimlich und unbestattet in diesem Hause verruchter Weise, des Geldes wegen. Du aber ziehe aus von hier; dieses Haus ist verflucht, eine verwünschte Wohnung!" Die Furchsamkeit, die darauf der Alte an den Tag legt, ist höchst ergötzlich; er läßt sich gänzlich vom Eintritte abschrecken und ruft zu seinem Schutze wider die Todten den Herkules an.

Da man das Leben in der Unterwelt als eine Fortsetzung des diesseitigen und zwar in der letzten Gestalt desselben betrachtete, so kam man auch auf die absonderliche Annahme, daß der Todte keine Ruhe haben könnte, wenn nicht alle Kleidungsstücke mit ihm verbrannt worden wären. So ist es erklärlich, was Herodot von Melissa, der Gemahlin des Tyrannen von Korinth, Periander, berichtet. Sie beklagte sich nach ihrem durch Perianders Schuld erfolgten Tode über Nacktheit und Frost, indem ihr die ins Grab mitgegebenen Kleider nichts nützten, da sie nicht mit ihr zugleich verbrannt worden seien. Der gewaltthätige Fürst ließ hierauf alle korinthischen Damen auf eine bestimmte Stunde in den Heratempel laden, und als dieselben im festlichen Putze erschienen, sie ohne Ausnahme durch seine Schergen der Kleider berauben, worauf er seiner Gattin die

versäumte Pflicht durch Verbrennen sämmtlicher Gewänder erfüllte! Etwas Aehnliches läßt der Spötter Lukian in seinem „Lügenfreunde" den Philosophen Eukrates erzählen: „Wie sehr ich meine selige Frau geliebt habe, weiß Jedermann; ich habe dies bewiesen nicht nur bei Lebzeiten durch mein Benehmen gegen sie, sondern auch nach ihrem Tode dadurch, daß ich ihren ganzen Schmuck mit ihr verbrannte und das Kleid, welches ihr im Leben am meisten gefallen hatte. Am siebenten Tage nach ihrem Ende lag ich hier auf dem Sopha, wie jetzt, mich in meinem Schmerze tröstend, indem ich das Buch Platons über die Seele las. Inzwischen tritt Demänete (so hieß die Gestorbene) herein und setzt sich nahe zu mir. Als ich sie erblickte, umarmte ich sie und weinte laut. Sie ließ mich aber nicht schreien, sondern beschwerte sich darüber, daß ich eine von ihren goldenen Sandalen nicht mit verbrannt hätte, während ich ihr im Uebrigen alle Ehre angethan. Die Sandale sei aber unter einen Schrank gefallen gewesen und deshalb von uns nicht gefunden und verbrannt worden. Als wir noch so mit einander sprachen, bellte mein verwünschtes Malteserhündchen unter dem Sopha; sie aber verschwand bei dem Gebelle."

Ueber die Art der Erscheinung waren die Gespenstergläubigen später verschiedener Ansicht. Der Demänete Schatten läßt sich umarmen, hat also Konsistenz. Ebenso kehrt in der „das bezauberte Grabmal" betitelten Deklamationsrede Quintilians der verstorbene Sohn, schön und lebendig, zur geliebten Mutter in jeder Nacht und erwiedert ihre Küsse und Umarmungen. Und wer denkt nicht an Göthes „Braut von Korinth", deren Stoff den Wundergeschichten des im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebenden Phlegon von Tralles entnommen ist? Andere dachten sich die wiederkommenden Todten bereits, wie man jetzt Freund Hein abbildet, als Klapperbein. Besonders in den Todtengesprächen Lukians wird öfter die große Aehnlichkeit unter den Gestorbenen hervorgehoben, verursacht durch den nackten Schädel und die bloßen Knochen. Auch

Seneka scheint an Gesellen zu denken, wie sie im Götheschen „Todtentanz“ auftreten, wenn er sagt: „Niemand ist so kindisch, daß er den Cerberus fürchtet und die Finsterniß und das gespenstige Aeußere aus zusammenhängenden Knochen gebildeter Gestalten,“ und beim Petronischen Gastmahl Trimalchios bringt ein Sklave ein silbernes Skelett mit beweglichen Gliedern und Wirbeln, bei dessen Anblick der Hausherr ausruft: „Ach wir Unglückliche! Wie ist doch das ganze Menschlein nichts! So werden wir alle sein, nachdem uns der Tod hinweggerafft hat.“ Am gewöhnlichsten aber war, wie bereits erwähnt, die spätere Vorstellung der homerischen gleich, und Virgil und Ovid lassen ihre Geister in die Luft zerfließen.

Die Zeit ferner, in welcher die Geister ihre freiwilligen Besuche machten, war stets die Nacht. „In der Nacht schweifen wir umher,“ sagt die dem Properz erscheinende Geliebte, „die Nacht befreit die eingeschlossenen Schatten, und Cerberus selbst geht um, wann der Riegel fällt.“ Meist als Traumbilder nähern sie sich dem Lager des Lebendigen, sowie überhaupt das Traumleben den Glauben an das Erscheinen der Todten zu allen Zeiten befördert haben mag; ja bisweilen scheint der Glaube über das Vorkommen von Geistererscheinungen im Schlafe nicht hinausgegangen zu sein. So antwortet im Plautinischen „Hausgespenst“ Tranio dem Alten, der immer ängstlich fragt, ob sich der Geist seinem Sohne im Schlafe oder im wachen Zustande gezeigt habe: „Freilich konnte er es dem Wachenden nicht sagen, er, der vor so und so viel Jahren getödtet worden ist!“ Das Morgengrauen erst, noch nicht das Ende der Mitternachtsstunde, verscheucht die Nachtgespenster. Ausdrücklich heißt es bei Quintilian: „Nur erst mit Anbruch des Tages und nachdem die Sterne erblichen waren, entschwand der Jüngling ungern aus den Augen, oft noch stehen bleibend, oft zurückblickend und für die nächste Nacht seine Wiederkunft versprechend.“ Auch bei Properz sagt der Geist: „Am Morgen befehlen uns die Gesetze zum Lethefluß zurückzukehren. Bei der

Ueberfahrt mustert der Ferge die herübergebrachte Fracht.“ Auf einem römischen Grabsteine bittet eine Witwe die Götter der Unterwelt, dem Geiste ihres Gemahles zu gestatten, ihr während der Nachtstunden zu erscheinen.

Hinsichtlich der Oertlichkeiten, an denen sich am liebsten der Gespensterspuk zeigt, stimmt das Heidenthum jener Zeit mit dem heutigen Aberglauben ebenfalls überein. Es waren die Grabstätten der Verstorbenen, weil man annahm, daß da die Seelen ans Licht stiegen und am liebsten verweilten, wo ihre irdischen Ueberreste ruhten. Appulejus wünscht in seiner Vertheidigungsrede gegen den Vorwurf der Zauberei seinem Ankläger Aemilianus „alle Erscheinungen der Todten, Gespenster und bösen Geister“ auf den Hals, „alle Begegnisse der Nacht, alle Schrecknisse der Gräber, alle Phantome der Grüfte“. Der berühmte Philosoph Demokritos aus Abdera, einer der am vielseitigsten gebildeten Hellenen, bezeugte seinen Unglauben und seine Furchtlosigkeit der Gespensterwelt gegenüber dadurch, daß er sich selbst in ein außerhalb der Stadt gelegenes Grabmal einschloß und dort studirte und schrieb. Einige junge Leute wollten ihn necken und furchtsam machen, kleideten sich in schwarze Gewänder, nahmen Todtenmasken vor und tanzten so um ihn herum. Er aber blickte kaum zu ihnen von seinem Buche auf und sagte nur fortschreibend: „Hört doch auf mit Eurer Kinderei!“ Dagegen fand der Gespensterglaube eine Stütze an der Seelenlehre der platonischen und pythagoräischen Philosophie. Platon nämlich nahm je nach der Beschaffenheit des irdischen Lebens verschiedene Arten der Unsterblichkeit für die Seele an. Diejenigen Geister, die sich reiner erhalten hatten von der Befleckung durch körperliche Schwächen und Fehler, ließ er in himmlische Regionen eingehen und frei von Irrthümern, Leidenschaften und Lastern ein seliges Leben führen. Dagegen konnte sich nach ihm diejenige Seele, welche während des Lebens eine Sklavin des Leibes gewesen war, auch nach dem Tode desselben von dem sinnlichen Elemente, durch das sie getrübt wurde,

nicht ganz trennen." „Eine solche Seele," sagt er im Phädon, „die etwas Gewichtiges, Schweres, Erdiges und Sichtbares an sich hat, fühlt sich wieder zur sichtbaren Welt hingedrängt und gezogen, indem sie aus Furcht vor dem Dunkeln und dem Hades, wie man sagt, um die Gräber und Grüfte sich herumtreibt. Dort hat man schon manchmal dunkle Erscheinungen von Seelen erblickt, und solche Schattenbilder erzeugen eben solche Seelen, welche sich nicht rein losgerissen haben, sondern noch Theil am Sichtbaren besitzen, weshalb sie auch gesehen werden." So waren also nach seiner Ueberzeugung die Menschen von mittelmäßig schlechter Qualität zum Gespensterleben verdammt und diese konnten auch wieder eine neue körperliche Verbindung eingehen. Die ganz Schlechten, besonders die Tempelräuber und Mörder, versetzt er in den Tartarus, an den Ort der Qual. Auch nach der pythagoräischen Seelenwanderungstheorie war die Erde voll Dämonen und Gespenster. Pythagoras selbst soll einst in einem Hunde einen verstorbenen Freund wiedererkannt haben! Nach Aelian und Plutarch glaubten die Anhänger dieser Schule, daß das Erdbeben bewirkt werde, wenn die Todten Generalversammlung hielten, und daß die Seelen der Gestorbenen weder Schatten würfen noch mit den Augen zwinkerten.

Eine andere Frage, die bei der Berücksichtigung, welche die Neuzeit wieder einmal der Naturgeschichte der Gespenster schenkt, nicht umgangen werden kann, ist ferner, in welchem Grade willfährig sich bei Griechen und Römern die Geister gezeigt haben, dem Willen der Lebendigen zu gehorchen und auf beliebiges Verlangen zu erscheinen? Und hierauf kann man dreist antworten, daß bei den Alten ein viel regerer Verkehr zwischen Ober- und Unterwelt herrschte als später, und daß die heutige Nekromantie nur Stümperei ist gegen das, was in dieser Kunst die damaligen Hexenmeister leisteten. Da man einmal durch den Kultus in unmittelbare Beziehung zu den Todten gekommen war, so benutzte man diesen Verkehr sehr bald, um theils durch

Zitation der Verstorbenen Offenbarungen über unbekannte Dinge zu erhalten, theils durch Anwendung gewisser Mittel lästige Geistererscheinungen zu bannen und zu sühnen. Erstlich gab es hierzu bestimmte Orakelstätten mit Priestern, welche die Zeremonien verrichteten und den Tempeln vorstanden. Gewöhnlich befanden sich dieselben in Gegenden, die schon an sich auf einen Zusammenhang mit der Unterwelt hinzudeuten schienen, wie tiefe, ins Innere der Erde führende Schluchten und Höhlen oder Schatten, aus denen betäubende Dünste aufstiegen. Eine solche Stelle befand sich in Thesprotien, einer Landschaft von Epirus, in der Nähe der Stadt Ephyra; dort durchflossen die mit den unterweltlichen gleichnamigen Flüsse Acheron und Kokytos eine sumpfige Ebene voll mephitischer Dünste, und schon Orpheus sollte dort hinabgestiegen sein, um Eurydike zu holen. Hierher sendete auch Periander, um seine verstorbene Frau über den Ort befragen zu lassen, wohin sie einen von einem Gastfreund anvertrauten Schatz gelegt hatte, und nachdem der anfangs unwillige Schatten durch die erwähnte Kleiderhekatombe besänftigt worden war, gab er bereitwillig richtige Auskunft. Auch auf dem lakonischen Kap Tänaron zeigte man eine Höhle, durch welche, wie die Sage ging, Herakles den Höllenhund auf die Oberwelt gebracht hatte. Dort befand sich ebenfalls ein Todtenorakel und es gelang daselbst einem gewissen Kallodnes, die Seele des berühmten Jambendichters Archilochos, den er im Kriege erschlagen hatte, zu versöhnen. Ferner rühmte sich eines ähnlichen Thores zur Schattenwelt die acherusische Halbinsel bei Heraklea, an der bithynischen Küste des Pontus. Hierher begab sich, wie Plutarch erzählt, Pausanias, um die immer wiederkehrende Erscheinung Kleonikes los zu werden. „Er beschwor die Seele der Kleonike und bat flehentlich, daß sie sich besänftigen und ihren Zorn fahren lassen möchte. Kleonike erschien ihm auch und sagte: Du wirst bald nach Sparta kommen und von aller Plage befreit werden! Und eben damit scheint sie ihm seinen bald darauf in Sparta erfolgten Tod angedeutet zu

haben." Zu Trözene und Hermione im Peloponnes gab es ebenfalls Einfahrten zum Hades. Endlich hatten auch die italischen Griechen einen solchen privilegirten Verbindungsweg in der Nähe der uralten Stadt Kumä in Kampanien. Ein tiefer, einen vulkanischen Krater ausfüllender See, umgeben von steilen Höhen und beschattet von dichtem Gehölz, und unterirdische, mit Schwefeldunst erfüllte Höhlen brachten die Einbildungskraft leicht dazu, diese Stelle zum Mittelpunkte fast aller Sagen vom Todtenreiche zu machen. Hier sollte Odysseus seine Todtenbeschwörung vorgenommen haben, hier fuhr der fromme Aeneas an der Hand der kumanischen Sibylle in das Schattenreich hinab. Noch Hannibal brachte am See Avernus den Unterirdischen ein Opfer dar und ließ sich vielleicht von den Priestern die dunkeln Gänge der Kimmerier zeigen. Auch Cicero gedenkt des dortigen Todtenorakels, „wo", wie er aus einem Dichter zitirt, „die Seelen aus dunkelm Schatten heraufgerufen werden, aus der offenen Pforte des tiefen Acheron, gefälschten Blutes, Bilder der Todten." Doch hatte wol zu seiner Zeit das Orakel schon aufgehört; denn Strabo spricht von der Einrichtung als einer „ehemaligen". Den letzten Rest der Romantik raubte aber Agrippa der Gegend, indem er den düstern Forst abtreiben, an seiner Stelle Häuser und Felder anlegen und durch den Ingenieur Koccejus einen Tunnel durch den Berg bis nach Kumä hin graben ließ.

Der Geisterzwang wurde aber auch ohne die Autorität anerkannter Heiligthümer vielfach als freie Kunst von Zauberern getrieben, die an jedem beliebigen Orte die Seelen Verstorbener zitiren zu können vorgaben. Schon zu Platons Zeit trieben die Bettelpriester verschiedener Gottheiten, welche die Thüren der Reichen belagerten, alle dieses Geschäft. Hatte doch, wie Plinius der Aeltere erwähnt, der berühmte Magier Osthanes schon zu Xerxes Zeit Schriften über die Zauberkunst und Nekromantie verabfaßt. In besonderer Blüthe stand der Aberglaube und die Zauberei in Thessalien, und so erklärt es sich, warum

die thessalischen Geisterbeschwörer und Hexen von jeher in Griechenland in großem Ansehen standen. Als das Gespenst des Pausanias im Tempel, wo er gestorben war, umging und die Besucher erschreckte, ließen die Spartaner, wie Plutarch berichtet, Geisterbanner aus Thessalien kommen, die auch den Geist zur Ruhe brachten. Auch in der „Alkestis" des Euripides antwortet Herakles dem thessalischen König Admetos, welchem er die geliebte Gattin aus dem Hades wieder zuführte, auf den Ausruf: „O wär's ein Luftgebilde nicht aus Hades Reich!" mit den Worten: „Nicht einen Zauberer machtest Du zum Freunde Dir!" Bei der Beschwörung wurden hauptsächlich die Mond- und Zaubergöttin Hekate, die Patronin alles geisterhaften Spuks, und der Seelenhirt Hermes neben Pluton und Persephone um Beistand angerufen. In den „Persern" des Aeschylos singt der Chor: „Ihr heiligen Grabgottheiten zumal, Hermes, Gäa, Du der Unteren Fürst, o sendet den Geist nun empor an das Licht! Er allein sagt es aus, wo ein Ziel ist." Das Graben der Grube und das Hineinlaufenlassen des Blutes war auch später eine Hauptbedingung des Gelingens. Lukian beschreibt so die Anstalten des Babyloniers Mithrobarzanes, der dann die Straf- und Rachegöttinnen, die nächtliche Hekate, die schreckliche Persephone anfleht, zugleich einige barbarische, vielsilbige und unverständliche Worte ausstoßend; und ebenso heißt es in den Satiren des Horaz: „Ich sah in schwarzes Gewand gehüllt unter Geheul sich nahen Kanidia nebst der älteren Sagana, mit bloßen Füßen und gelöstem Haar (auch dies war ein Haupterforderniß); die Blässe verlieh beiden ein entsetzliches Aussehen. Sie fingen an, die Erde mit den Nägeln aufzuscharren und ein schwarzes Lamm mit den Zähnen zu zerreißen. Das Blut ließen sie in die Grube fließen, um von dort die Manen hervorzulocken, die Seelen, welche ihnen Antwort geben sollten." Aehnlich ist die Prozedur in der „Pharsalia" Lukians, nur daß hier die Thessalierin Erichtho einem eben gefallenen Krieger Blut einflößt, und als

der zurückkehrende Schatten sich nicht sogleich wieder in seinen Körper begeben will, den Leichnam mit Schlangen geißelt, und fürchterliche Drohungen gegen die chthonischen Götter ausstößt. Man glaubte nämlich, daß die noch nicht über den acherusischen See gefahrene Seele eines kaum Verstorbenen leichter zu befragen wäre, und so liest man auch in Heliodors „äthiopischen Geschichten“, wie eine ägyptische Zauberin auf dem Schlachtfelde die Leiche ihres eigenen Sohnes zur Beschwörung mißbrauchte. Zuerst nickte der sich wiederbelebende Körper nur auf die an ihn gestellten Fragen; als aber die Alte mit neuen Gaukeleien ihn drängte, „fing er an, wie aus einem fernen Winkel oder aus einer Felsenschlucht in einem tiefen und widrigen Tone zu zischen“, und verwünschte seine Mutter. Unter dem Kaiser Valens war der Kriegsoberst Pollentianus geständig, mit Hilfe eines aus dem Leibe einer lebendigen Frau geschnittenen Embryo die Unterirdischen über die Zukunft der Dynastie befragt zu haben. Nach dem Lexikographen Suidas wurden die schwarzen Böcke dazu gebraucht, um die Gräber der zu beschwörenden Todten zu finden. Man führte sie an den Vorderfüßen oder den Hörnern hinaus und wo sie still standen, begann man die Zitation!

Recht oft ließ man alte Helden und Sänger erscheinen, wie Orpheus, Phoroneus, Kekrops. Apollonios von Tyana beschwor den Schatten Achills; der prahlerische Grammatiker Apion, ein Zeitgenosse von Plinius, rühmte sich, den Schatten Homers zitirt und über sein Vaterland und seine Aeltern befragt zu haben. „Er wagte es aber nicht,“ setzt Plinius hinzu, „zu gestehen, was dieser ihm geantwortet hätte!“ Zu Ciceros Zeit trieb dessen Freund Appius Klaudius die Nekromantie. Auch dem schändlichen Günstling Cäsars, Vatinius, wirft der Redner vor, daß er dem abscheulichsten Aberglauben gefröhnt, die Seelen der Gemordeten zitirt und dieselben durch die Eingeweide von Kindern zu versöhnen versucht habe. Der unvorsichtige Libo Drusus wurde nach dem Tode Augusts

wegen Geisterbeschwörung denunzirt, in einen Hochverrathsprozeß verwickelt und von Tiberius zum Selbstmord gezwungen. Nero trieb die Magie eben so leidenschaftlich, als die Musik und Schauspielkunst, und als nach dem Tode Agrippinas sein Gewissen keine Ruhe fand, versuchte er, die Seele der Gemordeten zu zitiren und zu besänftigen. „Wenn er doch lieber", sagt der ältere Plinius, „die Schatten und jeden beliebigen Gott über seinen Argwohn gegen die Leute um Rath gefragt hätte, anstatt dergleichen Nachforschungen lüderlichen Dirnen und Prostituirten aufzutragen: jeder barbarische und noch so wilde Ritus wäre gelinder gewesen, als seine Gedanken!" Auch sein Freund Otho, den nach seiner Thronbesteigung die Erscheinung Galbas beunruhigte, nahm seine Zuflucht zum magischen Banne. Von Karakalla erzählt Herodian: „Da er mißtrauisch gegen Jedermann war, da er überall Nachstellungen befürchtete, so befragte er alle Orakel und berief allenthalben her Magier, Sternkundige und Opferschauer. Da er sie aber im Verdacht hatte, daß sie ihm zu Gefallen redeten und keine echten Orakelsprüche ihm verkündigten, so schrieb er einem gewissen Maternianus, dem er damals die Oberaufsicht über Rom anvertraut hatte, und den er allein zum Vertrauten seiner Geheimnisse machte. Ihm gab er den Auftrag, durch die geschicktesten Magier Todte beschwören und nach seinem Lebensziele forschen zu lassen und ob Niemand nach der Oberherrschaft trachte." Eine innerlich ganz unwahrscheinliche Erdichtung enthält die erwähnte Deklamation Quintilians; dennoch läßt sich aus ihr auf den Glauben der Zeit schließen. Jene Mutter, die durch die nächtliche Wiederkehr ihres Sohnes getröstet wurde, macht endlich ihrem Manne davon Mittheilung und dieser glaubt zwar nicht an die Erscheinung der Geister, ja nicht einmal an die Fortexistenz derselben nach dem Tode, wendet sich aber dennoch, um Ruhe im Hause zu haben, an einen berühmten Magier, der den widerstrebenden Schatten durch seine in den Aschenkrug hineingemurmelten Sprüche bannt und der Mutter dadurch

wieder raubt. Auch bei Lukian findet sich die Austreibung eines Hausgespenstes beschrieben. Wie in der von Plinius überlieferten Spukgeschichte wagt sich hier der Pythagoräer Arignotos, mit einer ägyptischen Zauberagende bewaffnet, in ein wegen Gespensterspuk verrufenes und deshalb verfallenes Haus. Als der Dämon vor dem brennenden Lichte in schwarzer, schmutziger, haariger Gestalt erschien, wählte dann der Beschwörer den schauerlichsten Bannspruch und trieb den Geist, der sich bald in einen Hund, einen Stier oder einen Löwen verwandelte, in einen finstern Winkel des Hauses, wo er verschwand, und wo man am andern Tage beim Nachgraben ein Gerippe fand. Als ein probates Mittel gegen Beunruhigung durch Gespenster empfiehlt Eukrates im Lukian'schen „Lügenfreund" aus eisernen Galgen- und Kreuznägeln gefertigte Ringe. Ueber das Ueberhandnehmen des Seelenzwanges in der späteren Zeit schreibt auch Tertullian: „Es ist bereits ein öffentliches Unterrichtsfach, welches verspricht, auch in reifem Alter abgeschiedene, durch einen redlichen Tod erlöste, durch ordentliches Begräbniß zur Ruhe gebrachte Seelen aus der Wohnung der Unterirdischen wieder heraufzubeschwören."

Die christliche Kirche leugnete die Möglichkeit der Nekromantie nicht, schrieb aber die erzielten Erfolge auf Beistand der bösen Geister und verdammte deshalb die Kunst, wie alle Zauberei, als arge Sünde. Bald kam dann freilich die Zeit, wo die Theologie Hand in Hand ging mit der Rockenphilosophie, wo Weihkessel und christliche Bannformeln gegen die Gespenster angewandt wurden, wo endlich der Unglaube in dieser Hinsicht für unchristlich galt. Die römische Regirung vertrieb die Geisterbanner, wie alle Wahrsager, besonders die Astrologen, oft aus der Stadt und schreckte durch Deportationen und Hinrichtungen von dem Gewerbe ab. Am strengsten war es untersagt, nach der Zukunft des Regentenhauses zu forschen, und am härtesten verfuhr hierin der Kaiser Konstantius, der auch in seinen Verordnungen speziell der Nekromantie gedenkt. Ein

Gesetz vom Jahre 357 lautet: „Viele, die es gewagt haben, die Elemente in Verwirrung zu bringen und kein Bedenken tragen das Leben Unschuldiger zu erschüttern und durch Zitiren der Verstorbenen zu beunruhigen, so daß Jeder seine Feinde durch böse Künste verderben könnte: diese, weil sie der Natur zuwider sind, mag das Verderben des Todes treffen.“ Von jener Zeit schreibt auch Ammian: „Wenn Jemand gegen das Wechselfieber oder eine andere Krankheit ein (sympathetisches) Mittel am Halse trug oder durch die Angaben Böswilliger beschuldigt wurde, bei Nacht durch eine Gruft geschritten zu sein, so wurde er für einen Giftmischer und für einen Menschen erklärt, der die Schrecknisse der Gräber und den leeren Spuk der daselbst herumirrenden Seelen beobachtet, und kam, zum Tode verurtheilt, um.“

Außer den Geistern der Verstorbenen gab es aber auch noch so manche andere Gespenster, Kobolde und Poltergeister, vor denen große und kleine Kinder zitterten. Gewissermaßen schon mit der Muttermilch eingesogen wurde z. B. in Griechenland der Glaube an einige Spukgestalten, die Wärterinnen und Mütter benutzten, um die Kinder zum Gehorsam zu bringen. Die Namen solcher Popanze waren Mormo, Akko, Alphito. Plutarch vergleicht bereits diese Anwendung des Gespensterglaubens in der Pädagogik mit dem Abschrecken vom Bösen durch Vorhaltung der göttlichen Strafen überhaupt! Eine ähnliche Stelle nahmen in Rom die Strigen, Manien und Lamien ein, von denen man zum Theil glaubte, daß sie vampyrartig den Kindern das Blut aussaugten, ihnen Kopf und Arme abrissen, oder sie ganz auffräßen. Lieblingsgestalten des griechischen Aberglaubens waren die in Verbindung mit der Heraklessage auftretenden Kerkopen: kleine, häßliche Kobolde, welche, an den Kreuzwegen lauernd, die Wanderer neckten, überfielen und beraubten. Im attischen Drama spielten sie später die begleitenden Harlekine der Helden; ferner die Empusen: weibliche Wesen, die sich durch ihre ungemeine Verwand-

lungsfertigkeit auszeichnen sollten. Als Dionysos und sein Sancho Xanthias in der Unterwelt ankommen (in den „Fröschen“ des Aristophanes), schreckt sie sogleich die Empuse, zuerst als großes Thier, dann als Stier, Maulesel, reizendes Weib, mit einem ehernen und einem Eselsfuß, das Antlitz in rothem Feuer strahlend. Die Mutter des Redners Aeschines erhielt den Spitznamen Empusa, weil sie der Hexerei verdächtig war und des Abends Weiber und Kinder sich vor ihr fürchteten. Nach Philostrat entlarvte der berühmte Apollonios von Tyana die Braut eines seiner Schüler am Hochzeitstag als Empuse, worauf sie mit dem ganzen Festapparat verschwand. Von anderen Trugbildern der Phantasie, die am häufigsten mit dem nahe bevorstehenden Tode in Verbindung stehen sollten, seien hier nur ein paar Beispiele erwähnt. Der Regent von Syrakus Dion, sah, wie Plutarch erzählt, vor dem Ende seines Lebens einst am Tage in seinem Hause eine weibliche Gestalt, aber mit dem Aeußeren einer Eumenide, mit dem Besen den Boden fegen und erschrak darüber so, daß er seine Freunde bat, in der Nacht bei ihm zu bleiben. Dem Germanensieger Drusus erschien an der Elbe ein Weib von übermenschlicher Größe und sprach: „Wohin eilst Du in aller Welt, unersättlicher Drusus? Alles dies zu schauen, ist Dir nicht vom Schicksal bestimmt. Eile von hinnen, Deiner Thaten und Tage Ziel ist nahe!“ Der abergläubische Berichterstatter Dio Kassius setzt hinzu: „Zwar mag eine solche Weisung der Gottheit an einen Sterblichen wunderbar erscheinen; ich sehe aber keinen Grund, ihr den Glauben zu verweigern, da sie alsbald in Erfüllung ging.“ Der jüngere Plinius endlich erzählt von Kurtius Rufus, daß demselben, als er noch mittellos und unbekannt im Gefolge des afrikanischen Statthalters sich befand, bei einem abendlichen Spazirgang eine weibliche Gestalt von großer Schönheit entgegen getreten sei und erklärt habe, sie sei Afrika und weissage ihm, er werde in Rom zu hohen Ehren gelangen und endlich als Oberbefehlshaber in Afrika sterben. — Sogar die Gestor-

benen selbst dachte man sich noch von Gespenstern gequält. Als daher zu Oktavians Zeit Asinius Pollio gegen den charakterlosen Munatius erst nach dessen Tode Reden herausgeben wollte, bemerkte dieser treffend: „Mit den Todten ringen nur die Gespenster.“ — Endlich bildete man sich zuweilen auch von Bildsäulen ein, daß sie bei nächtlicher Weile von ihrem Piedestal herabstiegen und umgingen. Im Lukianischen „Lügenfreund“ wird erzählt, daß das Standbild eines berühmten Arztes in einem Hause während der ganzen Nacht herumspazirte und einst einen Sklaven, der die ihm an jedem Neumond geweihten Obolen gestohlen hatte, nicht blos so verwirrte, daß er den Ausweg nicht fand, sondern auch von da an jede Nacht weidlich ausbläute! Natürlicher als diese Geschichte klingt noch, was der Redner Dion Chrysostomos von der Rache einer Statue berichtet. Nachdem nämlich von zwei Todfeinden der eine gestorben war, ließ der andere seinen Haß noch an dem steinernen Bilde des Todten aus, daß mitten auf dem Markte stand, indem er es des Nachts geiselte. Da fiel das Monument einst unter den Peitschenschlägen um und erschlug den kindischen Frevler!

Um allen Spuk von sich fern zu halten, pflegte man in Athen der Gespensterkönigin Hekate vor den Häusern Kapellchen und Bilder zu stiften. Wie allgemein dieser Gebrauch war, sieht man aus den „Wespen“ von Aristophanes, wo Philokleon sagt: „Nun sieh, wie sich der alte Seherspruch erfüllt, der mir verkündet hatte, daß die athenischen Bürger alle einst richten würden im eigenen Hause. Vor seiner Hausthür würde sich jeder ein kleines Gerichtchen bauen, so klein wie Hekates Kapellchen, die aller Orten stehen vor jeder Thür.“

Die Ansichten der Gebildeten über die Geisterwelt standen auch im Alterthume zu jeder Zeit in größerem oder geringerem Widerspruche zu dem Glauben des Volkes. Vielen Einfluß hatten in dieser Hinsicht die Lustspieldichter. Aristophanes karikirt in den „Fröschen“ das ganze unterweltliche Leben. Von einem

unbekannten Komiker lautet ein Fragment: „Wenn wirklich Todte, wie von Manchen geglaubt wird, Empfindungen hätten, würd' ich längst mich aufgehängt haben, mir anzusehn nur einmal den Euripides." Ein anderer parodirte die Anfangsworte des Geistes der „Hekabe" des Euripides: „Aus Todesklüften komm' ich und des Dunkels Thor herschreitend, wo von Göttern fern wohnt Erebos," in folgender Weise: „Vom Bäckerladen komm' ich des Thearion herschreitend, wo der Näpf' und Kacheln Sammelplatz." Die Zweifler und Bekämpfer des Volksglaubens mehrten sich noch bei den Römern und zwar besonders vom epikuräischen und stoischen Standpunkte aus. Ciceros und Senekas Ueberzeugung ist bereits angedeutet worden. Noch stärker spricht sich jener in der Schrift über das Wesen der Götter aus, wo er nicht einmal einer „einfältigen alten Frau" den Glauben an die Wunder der Unterwelt ansinnen will! Der Dichter Lukrez widmet der Bestreitung der im Volke kursirenden psychologischen Meinungen zwei Bücher seines Lehrgedichts und schreibt unter Anderem: „Wir wollen ja nicht glauben, daß die Seelen aus dem Acheron entfliehen oder als Schatten unter den Lebendigen herumflattern, noch daß ein Theil von uns nach dem Tode übrig bleiben könne, nachdem der Körper und die zerstörte Natur des Geistes sich in ihre Elemente (die Atome) aufgelöst haben." Und während sich bei Ovid Anklänge an die pythagoräische Umkörperungstheorie finden, heißt es bei Juvenal geradezu: „Daß kein Märchen die Manen und unterirdischen Reiche seien und der Fährmann und im stygischen Pfuhle die schwärzlichen Frösche, daß Ein Kahn mit so vielen Tausenden über die Fluth steuert, das glaubt nur der Knabe, der noch nicht im Bade bezahlt hat seinen Dreier." Horaz fragt den Jünger der wahren Weisheit: „Verlachst Du Träume, magische Schrecknisse, Wunder, Hexen, nächtliche Gespenster und thessalischen Zauber?" Plutarch läßt Brutus über die bekannte Erscheinung seines bösen Genius bei Philippi von Kassius getröstet und auf das Trügliche der sinnlichen Eindrücke hinge-

wiesen werden. Doch er selbst schreibt im Leben Dions: „Da Dion und Brutus, die beide ernste Männer und Philosophen waren, über ein Gespenst, das ihnen erschien, so sehr erschrocken sind, daß sie diese Erscheinung Anderen erzählt haben, so sehe ich nicht, warum wir nicht der Meinung der Alten, so ungereimt sie auch immer scheinen mag, beitreten sollten, daß nämlich böse Geister rechtschaffenen Leuten, denen sie abhold sind und deren Unternehmungen sie widerstreben, Furcht und Schrecken einjagen und sie zu bethören suchen, damit solche Männer im Guten nicht fest und standhaft bleiben und nach ihrem Tode nicht ein besseres Leben erlangen, als sie selbst." Auch der jüngere Plinius schwankt und holt bei Mittheilung seiner Gespenstergeschichten von Sura zugleich ein Gutachten über die Existenz der Gespenster ein. Am Schlusse seines Briefes schreibt er: „Laß mich nicht in Zweifel und Ungewißheit; denn ich habe Dein Urtheil in der Absicht verlangt, um selbst nicht länger zweifelhaft zu sein." Viel sicherer dagegen spricht sein Oheim über die Schattenwelt, indem er die gewöhnlichen Vorstellungen „Erfindungen kindischen Unsinns und der auf ihre Fortexistenz erpichten Sterblichkeit" nennt und am Schlusse des Kapitels über den Scheintod spöttisch sagt: „Es giebt auch Beispiele von Menschen, die nach ihrem Begräbnisse wieder gesehen worden sind, nur schade, daß wir hier natürlichen Erscheinungen, nicht Wundern nachgehen!"

IV.

Die dramatischen Dichter und Künstler.

Bekanntlich fußte die vollkommenste Gattung der Poesie, das Drama, welches sich bei den Hellenen in so rascher Entwickelung von den ersten spielenden Anfängen des Thespiskarrens bis zu einer Höhe der Vollendung emporschwang, die bis heute unübertroffen in der Geschichte der Völker dasteht, auf religiösem Grund, und es konnte nicht anders kommen, als daß dadurch dort Dichter und Schauspieler in ein eigenthümliches Verhältniß zum Staat und zum Kultus gesetzt wurden. Da nämlich das Drama aus den zu Ehren des Gottes Dionysos veranstalteten Aufzügen und mit Gesang verbundenen Tänzen entstanden war, so fanden auch später nur an den Dionysien, den Festen desselben Gottes, theatralische Vorstellungen statt. Und zwar waren es zuerst die in unsern Dezember fallenden, nach Beendigung der Weinlese gefeierten ländlichen Dionysien, an denen, wenigstens in den größeren attischen Ortschaften, dramatische Werke zur Aufführung kamen. Beinahe unmittelbar darauf folgten dann das in der Hauptstadt begangene Kelterfest der Lenäen und endlich im März die den Sieg des Gottes über die winterliche Erstarrung der Erde verherrlichenden großen städtischen Dionysien, und beide Male gingen tragische und komische Stücke, am letzten Feste sogar an zwei aufeinander folgenden

Tagen, über die Bühne. Hierbei führte nun aber der Staat, wie überhaupt über die ganze Festfeier, die Aufsicht, und Oberintendanten des Schauspielwesens waren sogar die ersten Beamten der Republik, die beiden obersten Archonten, von denen einer an den Lenäen, der andere an den großen Dionysien die Inspektion hatte. Ihnen mußten die Dichter ihre Werke vorlegen und um die Erlaubniß zur Aufführung nachsuchen, was um so nothwendiger war, als die dramatischen Vorstellungen zugleich zu Wettkämpfen der Verfasser wurden und jedesmal eine größere Anzahl von Stücken zur Aufführung gelangte. Neben drei konkurrirenden Lustspielen rangen nämlich immer drei tragische Kompositionen um den Preis, von denen aber wieder jede aus nicht weniger als vier Dramen bestand, unter welchen die drei ersten unter sich in innerem Zusammenhang befindliche Tragödien waren, das letzte, ein kurzes, munteres Satyrspiel, den tragischen Ernst wieder aufhob und an den burlesken Ursprung des ganzen Dramas erinnerte. Bei der Anmeldung zum Preiskampf im Lustspiel kam sogar das Alter der Bewerber in Betracht, da ein Gesetz das Auftreten der komischen Dichter vor zurückgelegtem dreißigsten oder vierzigsten Jahre verbot, eine Maßregel, deren Auffallendes schwindet, wenn man bedenkt, daß die Schonungslosigkeit, mit welcher die alte Komödie die politischen Zustände und die vornehmsten Männer des Staates verfolgte und dem Gelächter preisgab, wol nur dem reiferen Alter anstand und verziehen werden konnte. Aus diesem Grunde ließ auch Aristophanes mehrere seiner Lustspiele unter dem Namen der älteren Dichter Philonidas und Kallistratos aufführen und sagt in den „Wespen" von sich selbst:

„Nicht offen im Anfang, nein, insgeheim, als anderer Dichter Gehilfe,
Da des Eurykles Kunst, weissagenden Geist und Erfindungen wählend zum Vorbild,
Er heimlich in Anderer Bauch sich verbarg und des Komischen viel ihm entströmte;
Doch trat er hernach auch offen hervor und wagte sich selbst in die Rennbahn,
Und lenkte der eigenen Musen Gespann, zog nicht am Gespanne der Fremden."

Für die trägischen Dichter war die Jugend kein Hinderniß des Erfolges. Die drei Heroen der Tragödie, Aeschylos, Sophokles und Euripides, sollen alle nach kaum zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre in die Schranken getreten sein; Platon, der in seiner Jugend ebenfalls Trauerspiele schrieb, rühmt an seinem Freunde Agathon, daß derselbe trotz seiner Jugend über die Mitbewerber um den tragischen Preis gesiegt habe.

Ob der Archon Sachverständige zur Prüfung der eingereichten Stücke zuzog, oder selbständig entschied, wissen wir nicht. Doch scheint es, als haben die Dichter ihre Werke öffentlich vorgelesen und sich dann die Annahme oder Zurückweisung dieser nach dem Erfolg der Rezitation gerichtet. Es geschah dies während der den großen Dionysien vorangehenden Anthesterien, und vom Redner Lykurg, einem Zeitgenossen des Demosthenes, wird erzählt, daß er diese Leseprobe gesetzlich eingeführt oder wiederhergestellt und die dabei siegreich bestandenen Dramen dann zu Konkurrenzstücken bei den im nächsten Monate folgenden Aufführungen bestimmt habe. Bestätigt wird diese Sitte durch eine in der Biographie des Sophokles sich findende Version über dessen Todesart, nach welcher der große Dichter beim Vorlesen seiner Antigone sich durch allzu heftiges Anstrengen der Stimme den Tod zugezogen haben soll. „Andere sagen," fährt dann der unbekannte Verfasser fort, „er sei nach der Vorlesung des Dramas gestorben aus Freude über den Sieg." Und wenn man auch bei Beurtheilung dieser Stellen mehr an die bei den hellenischen Nationalfesten, besonders den Pythien und Isthmien, vorkommenden musischen Agonen denken will, so kann man doch annehmen, daß dramatische Kompositionen, die bei der Vorlesung gefallen hatten, auch später vorzugsweise zur Aufführung gelangten. Die Bitte der Dichter vor dem Archonten beschränkte sich übrigens auf die Verleihung eines Chores. Dieser nämlich, zu welchem ein tragischer Dichter für seine vier Stücke fünfzig, der komische nur vierundzwanzig Personen beanspruchte, verursachte die meisten Kosten, da er nicht nur eingeübt, sondern auch besoldet,

ernährt und mit Kleidern und Schmuck versehen werden mußte. Dieser Aufwand fiel aber als Staatsleistung den Wohlhabenden zur Last, von denen immer je nach den zehn Phylen Einer eine Chorausrüstung zu übernehmen hatte, und da die Choregen (so hießen die dazu Verpflichteten) sich zu reffenübert suchten und selbst wieder im Wettstreit untereinander nach dem Siegespreis des Kranzes und Dreifußes trachteten, so kam mancher dadurch an den Bettelstab. Nach einer bei dem Redner Lysias sich findenden Rechnung betrugen die Unkosten für einen tragischen Chor ungefähr 750, für einen komischen 400 Thaler. Den Verfassern der Stücke konnte natürlich die Einübung des Chores nicht gleichgiltig sein, und sie übernahmen deshalb wol häufig das Geschäft des Chorlehrers selbst. Von Aeschylos wenigstens erzählt Athenäus, daß er als Dramaturg sehr thätig gewesen sei. „Aeschylos," sagt er, „erfand selbst viele Tanzfiguren und lehrte sie die Choristen. Es wird uns wenigstens berichtet, daß er zuerst den Chören künstliche Weisen und Verschlingungen beigebracht habe, indem er keinen Chorlehrer zur Seite hatte, sondern selbst den Chören die Tanzstellungen vorschrieb und beinahe die ganze Einrichtung der Tragödie auf sich nahm." Auch Sophokles spielte wenigstens beim Einstudiren seines „Thamyris" die Zither. Doch betheiligte sich auch der Choreg selbst mit an der Einübung der Choristen, wenn er etwas davon verstand. Später aber nahm man gewöhnlich Balletmeister von Profession dazu in Sold. Deutlich beweist dies Demosthenes in seiner Rede gegen Meidias, indem er unter den Machinationen seines Feindes, der ihm selbst als Choregen öffentlichen Schimpf hatte zuziehen wollen, auch folgendes erwähnt: „Aber damit begnügte er sich nicht, sondern bestach auch meinen Chorlehrer, und wenn der Flötenspieler Telephanes sich nicht so rühmlich um mich verdient gemacht und, sobald er die Sache merkte, den Menschen fortgeschickt und selbst den Chor zu versammeln und zu unterrichten sich entschlossen hätte, so würde es gar nicht möglich geworden sein, den Wettkampf ein-

zugehen, und der Chor wäre zu meiner Schande uneingeübt aufgetreten.“ Noch ist ein Bildwerk vorhanden, auf dem eine Vorbereitung zur Theaterprobe nicht zu verkennen ist. In der Mitte sitzt der bejahrte Dichter oder Chorlehrer und instruirt zwei im Satyrkostüm vor ihm stehende Choristen über den Gebrauch der drei vor ihm liegenden Masken. Daneben übt sich ein bereits kostümirter Flötist auf der Doppelflöte, und im Hintergrund fährt ein Schauspieler, von einem Diener unterstützt, mit hochemporgehobenen Armen in ein langärmeliges Gewand, während die Maske bereits neben ihm liegt.

Die Instruirung und Einübung der Schauspieler selbst blieb immer Sache des Poeten allein. Vor der Zeit des Aeschylos war dies nicht einmal nöthig, da nur ein einziger Schauspieler außer dem Chore aufzutreten hatte (der jedoch Rollen und Kostüm wechseln konnte) und die damaligen Dichter stets diese Personen selbst agirten. Auch Aeschylos, der bekanntlich den zweiten Schauspieler hinzufügte, pflegte immer eine Rolle mit zu übernehmen. Endlich trat Sophokles, der endlich die von da an feststehende Zahl der zugleich auf der Bühne erscheinenden Schauspieler auf drei brachte, noch mehrmals in seinen Stücken auf und erntete besonders in der Rolle der Nausikaa durch seine Fertigkeit im orchestischen Ballspiel großen Beifall. Da er aber eine zu schwache Stimme besaß, gab er das Mitspielen auf, zumal sich damals auch schon Leute genug fanden, welche die Bretter zu betreten trachteten. Aber noch Aristophanes spielte in seinen „Rittern“ die Rolle des Kleon, da kein Schauspieler sich erkühnte, den mächtigen Demagogen zu persifliren, und schminkte sich dazu sein Gesicht selbst zurecht, weil kein Maskenmacher eine dem Gefürchteten ähnliche Maske liefern wollte!

Bei der Annahme der Schauspieler herrschte ebenfalls ein eigenthümliches Verfahren. Die sich zum Debut Meldenden hatten eine Art von Prüfung zu bestehen, vor der das Loos unter ihnen darüber entschieden zu haben scheint, in welcher

Reihenfolge sie sich dem Richter zu stellen hatten. Man kann dies aus folgender Erzählung schließen, die sich bei dem Grammatiker Pollux findet: „Hermon war komischer Schauspieler, und als ihn nach vielen Anderen das Loos getroffen hatte, so war er gar nicht im Theater, sondern hinausgegangen und versuchte seine Stimme. Da aber Alle vor ihm durchgefallen waren, so rief der Herold den Hermon, und da dieser nicht hörte, bekam er Schläge, und es wurde angeordnet, daß künftig mit der Trompete ein Zeichen gegeben würde, wenn ein neuer Schauspieler auftreten sollte." Der Schauspieler, welcher die Probe nicht nur bestand, sondern auch dem Publikum gefiel, war später von dem Loosen und Geprüftwerden befreit und wurde von den Dichtern ohne weiteres gern angenommen; so kam es denn, daß die dramatischen Dichter von Ruf sich ihre Hauptschauspieler heranbildeten und dieselben dann beibehielten. Aeschylos verließ sich auf Kleander und Myniskos. Sophokles hatte eine dauernde Verbindung mit Tlepolemos, Kleidemides und besonders Kallipides; auch nahm er, wie sein Biograph erzählt, viel Rücksicht auf die Anlagen seiner Schauspieler bei Abfassung der Tragödien. Als Haupttragöde des Euripides wird Kephisophon genannt, von dem das Stadtgeklatsche sogar behauptete, daß er dem Dichter mitgeholfen habe, weshalb auch Aristophanes in seinen „Fröschen" den Aeschylos von Euripides sagen läßt: „Nicht länger streit' ich Vers um Vers, er steige selbst hinein mit Weib und Kindern und Kephisophon; auch seine Bücher leg' ich in die Wage noch." Dem Aristophanes selbst dienten vorzugsweise Kallistratos und Philonides. Der Vorschrift des Dichters gemäß mußten ferner auch die Dekorationen und der übrige Bühnenapparat eingerichtet werden, wiewol das Kostüm der Schauspieler und die Masken im Allgemeinen eine charakteristisch typische Form und Farbe hatten.

Brach nun endlich der Tag der Aufführung an, so hing der Erfolg des Dramas ebensowol von der Haltung und Stimmung des Publikums, als von der Entscheidung der Kampf-

richter ab. Wie reizbar die Leidenschaft, wie fein das ästhetische Gefühl der Athener im Theater war, zeigte sich am deutlichsten den Schauspielern selbst gegenüber. Aber auch der Dichter konnte es zu fühlen bekommen; wenigstens erzählt Athenäus vom komischen Dichter Diphilos, daß derselbe einer ungehörigen Stelle in einer seiner Dichtungen wegen mit Gewalt aus dem Theater gebracht worden sei. Als er darauf seine Freundin Gnathäna besuchte und die Bitte um ein Fußbad aussprach erwiederte diese: „Aber ich glaubte ja, Du wärest hergeflogen!" Auch von seinem Kollegen Krates läßt Aristophanes den Chor in den „Rittern" sagen: „Und Krates sodann, wie mußt' er von Euch nicht Hohn und Launen erdulden!" Nach einigen übereinstimmenden Nachrichten wurden fünf Richter für die Lustspieldichter, zehn für die Tragöden vom Archon ernannt. Das Verfahren dabei läßt sich am klarsten aus Plutarchs Kimon= erkennen, wo es heißt: „Die Athener stellten auch zum Andenken an Kimons That den berühmt gewordenen Wettstreit unter den Trauerspieldichtern an. Denn der junge Sophokles setzte damals seine erste Tetralogie (so hieß der aus vier Dramen bestehende Komplex) in Scene, und da unter den Zuschauern großer Streit entstand und sich Parteien bildeten, so looste der Archon Aphesion keine Kampfrichter aus, sondern als Kimon nebst seinen Mitfeldherren im Theater vortrat, um dem Gotte das vorgeschriebene Trankopfer darzubringen, so nöthigte er diese nach geleistetem Eide, sich als Richter hinzusetzen, indem ihrer gerade auch zehn waren und jeder aus einer andern Phyle." Als Demosthenes die Choregie hatte, drängte sich Meidias neben die schwörenden Schiedsrichter und rief, während sie die Worte der Eidesformel aussprachen, daß sie dem besten Chore dem Preis geben wollten, ihnen zu: „Mit Ausnahme des Chores von Demosthenes!" Die Richter wurden nun zwar bestraft, wenn sie der Parteilichkeit überführt werden konnten, allein aus derselben Rede des Demosthenes ersieht man, daß sie nicht selten ihre Stimmen erkaufen ließen. Dies brauchte

nicht allemal mit Geld zu geschehen. Die Dichter brachten auch allerlei Mittel in den Stücken selbst an, um sich den Sieg zu verschaffen. Besonders gern huldigten sie dem Zeitgeist und dem Modegeschmack, um durch den Beifallssturm der Zuschauermenge die Richter zu bestimmen und einzuschüchtern, die überhaupt als durchs Loos getroffene Kunstkenner oft in heilloser Verlegenheit gewesen sein mögen. Mit Rücksicht hierauf schreibt Platon in seinen Gesetzen: „In Bezug auf das Theater darf weder der wahre Richter richten, indem er noch lernt und verschüchtert wird durch das Loben der Menge und seine eigene Unerfahrenheit, noch, wenn er Sachverständiger ist, aus Unmündigkeit und Feigheit mit demselben Munde, der bei Uebernahme des Richteramtes die Götter anrief, ein lügnerisches und leichtsinniges Urtheil abgeben. Denn nicht als Schüler, sondern als Lehrer der Zuschauer soll der Richter dasitzen, und um solchen zu widerstreben, die den Zuschauern auf ungeziemende und unrechte Weise Vergnügen bereiten. Denn es war dies zu thun erlaubt nach einem alten griechischen Gesetze, welches, wie jetzt das sizilische und italische, der Zuschauermenge das Urtheil überließ und den Sieger durch allgemeine Abstimmung wählte, aber andererseits die Dichter selbst verdarb (denn sie dichten nach dem verdorbenen Geschmack des Publikums, so daß eigentlich die Zuschauer die Unterweisung geben); es verdarb aber auch die Vergnügungen des Theaters, denn während die Leute früher stets Besseres zu hören bekamen als ihre Sitten, mußten sie ein desto größeres Vergnügen empfinden; jetzt passirt ihnen aber durch ihre Schuld gerade das Gegentheil." Vorzüglich benutzten aber die Lustspieldichter die Parabasen (Chorgesänge, mit denen sie sich direkt an das Publikum wendeten), um ihre Nebenbuhler zu verkleinern und ihre eigene Person zu heben und zu verklären. Wie naiv kommt es uns z. B. vor, wenn wir in den „Wolken" des Aristophanes den Dichter selbst sagen hören:

„So gewiß ich wünsche den Sieg und den Ruhm der Meisterschaft,
So gewiß verehr' ich in Euch seine Kenner meiner Kunst;
Aber auch dies kom'sche Stück acht' ich als mein bestes Werk,
Setzt' es Euch darum zuerst wiederum zu kosten vor,
Weil mir's gar viel Mühe gemacht. Doch ich trat gleichwol zurück,
Unverdient von Tölpeln verdrängt. Deshalb klag' ich nun vor Euch
Feinen Kennern, denen zu lieb ich mir all' die Mühe gab."

Die drei Preisbewerber im tragischen und im komischen Fache erhielten von den Richtern auch drei Zensuren, von denen die erste den Sieg brachte, die zweite keine Schande nach sich zog, die dritte aber als Zeichen des Durchfalls galt. Die letzte erhielt Sophokles nie; wol aber widerfuhr es dem Euripides mit der „Medea" und dem Aristophanes zweimal mit den „Wolken". Der Name des Siegers wurde vom Herold ausgerufen und der Dichter selbst dann wahrscheinlich vom Archon öffentlich mit dem Siegespreise, einem Epheukranze, gekrönt. Wie bei den gymnischen Spielen überstieg die Freude und der Stolz der Empfänger über den Erfolg die Geringfügigkeit dieses Zeichens der Anerkennung bei weitem, und die Ehre, von allen ihren Mitbürgern bewundert und gepriesen zu werden, ging ihnen über Alles. Aus Freude über den errungenen Kranz beschenkte der Tragiker Jon aus Chios jeden Athener mit einem Fäßchen Wein aus seiner Heimath. Von Alexis, Philemon und auch Sophokles sagte man, daß sie sogar dem Uebermaße des Glückes erlegen seien. In alter Zeit soll dem Sieger im Trauerspiel ein Stier verabreicht worden sein, während auf dem zweiten Preise ein Korb mit Feigen, auf dem dritten ein Bock stand. Ebenfalls der bei den gymnischen Spielen beobachteten Sitte entsprach es, daß der gekrönte Dichter ein Siegesopfer, verbunden mit einem Schmause, seinen Freunden und den Schauspielern anstellte, wozu er mit edelm Moste und mit Eßwaaren beschenkt zu werden pflegte. Im „Frieden" des Aristophanes heißt es:

„Denn wird mir der Sieg, dann rufen sie wol
Beim festlichen Mahl, beim Zechergelag:

Für den Kahlkopf dies, für den Kahlkopf das
Von dem Backwerk hier, ihm schmälere nichts,
Dem gewichtigen Mann mit der glänzenden Stirn,
Dem erhabensten unter den Dichtern!"

Auch in Platons Gastmahl wird des Tragikers Agathon Siegesschmaus erwähnt, den Sokrates aus Scheu vor der Menge der Gäste nicht hatte besuchen wollen. Uebrigens werden wol alle Dichter, die zum Preiskampf zugelassen wurden, vom Staate außerdem eine bestimmte Summe für ihre Stücke erhalten haben. Wenigstens wird es dem Demagogen Agyrrhios nachgesagt, er habe das Honorar der dem großen Haufen verhaßten Komiker durch Volksbeschluß herabgesetzt, und darauf bezieht sich auch in den „Fröschen" die Stelle:

„Voll Andacht schweig' und halte sich fern von unseren heiligen Reigen
Auch wer als Redner im Volke benagt den gebührenden Lohn der Poeten,
Nachdem der Komödie Salz ihn gebeizt an den heimischen Festen des Bacchos!"

Zuweilen wurden den Dichtern auch besondere Auszeichnungen gewährt. Aristophanes ward wegen eines Chores in den „Fröschen" mit einem Kranze vom heiligen Oelbaum bekränzt, der einem goldenen Kranze an Werth gleichkam. Sophokles wählte man nach der Aufführung der „Antigone", wie früher Phrynichos, zum Feldherrn im samischen Kriege; doch scheint sein militärischer Ruhm dem poetischen nicht gleichgekommen zu sein. Ihm sowol als Aeschylos und Euripides errichtete Athen nach ihrem Tode Bildsäulen im Theater.

Aber auch Verurtheilung und Strafe konnte sich der Dichter zuziehen. Als z. B. Phrynichos seine „Eroberung von Milet" zur Aufführung gebracht hatte und dabei alle Zuschauer in Thränen ausgebrochen waren, wurde er um 1000 Drachmen (250 Thlr.) gestraft und dieses Trauerspiel für immer verboten. Auch Aeschylos wurde wegen einer Stelle, in der man eine Entweihung der eleusinischen Mysterien finden wollte, angeklagt und nur durch seinen Bruder Ameinias gerettet, der

seine in der Schlacht bei Salamis bewiesene Tapferkeit in die Wagschale legte. Euripides mußte sich wegen des einen Verses im „Hippolyt“ verantworten: „Die Zunge schwor, die Seele weiß vom Eide nichts,“ und an Aristophanes rächte sich der von ihm verhöhnte Kleon endlich durch einen lästigen Prozeß, von dem der Dichter selbst sagt:

„Auch bleibt mir unvergessen, wie Kleon mir selbst
Des Stückes wegen mitgespielt im letzten Jahr.
Er schleppte mich zum hohen Rath, verleumdete,
Belangte mich mit Lug und Trug, ein strudelnder
Waldstrom, den Kopf mir waschend, daß ich fast versank
In seines Gerberloches unflatreichem Sumpf.“

Die Tradition über des Komikers Eupolis Tod durch Alkibiades, der aus Rache für einen ihm auf der Bühne angethanen Schimpf jenem auf dem Seezug nach Sizilien ein unfreiwilliges Bad in den Wellen bereitet haben soll, ist dagegen schon im Alterthum widerlegt worden.

Aeschylos ehrten die Athener noch dadurch, daß sie nach seinem Tode an den Dionysosfesten seine Tragödien aufzuführen gestatteten, und gleiche Ehre widerfuhr auch Sophokles und Euripides. Nach den Biographien der drei großen Tragiker zehrten besonders die Söhne und Enkel derselben vom Ruhme der Vorfahren, indem sie die Stücke derselben wieder auf die Bühne brachten. Da sich aber nach und nach Aenderungen und Fehler in die Meisterwerke einschlichen, so wurden auf Antrag des Redners Lykurg im vierten Jahrhundert v. Chr. Abschriften von den in den Händen der Familienangehörigen befindlichen Originalen genommen, welche dann im Staatsarchive aufbewahrt und vom Staatssekretär mit den Exemplaren der Schauspieler jedesmal verglichen werden mußten. Die Athener achteten diese Abschrift sehr hoch; denn als der König von Aegypten, Ptolemäos Euergetes, dieselben zum Abschreiben leihen wollte, verlangten sie dafür ein Unterpfand von 20,000 Thlrn., das

aber der König im Stiche ließ und nur ein neu angefertigtes Exemplar zurücksendete!

Die Stellung der griechischen Schauspieler richtete sich, wie bei uns, nach den Leistungen und nach dem Orte des Auftretens. Diejenigen, welche in Athen Erfolg hatten, machten auch andere Ansprüche als die an den ländlichen Dionysien auf den Provinzialbühnen von Salamis, Kollytos, Phlyus oder im Vorstadt-Theater des Piräus sich produzirenden. Auch auf die Rollen kam sehr viel an. Die Darsteller der Heldenrolle, welche die meiste Kunst und Anstrengung erforderte, mußten die vorzüglichsten Schauspieler sein; die Deuteragonisten, welche Personen abhängigerer Stellung zu agiren hatten, standen ihnen an Rang nach; die Inhaber der dritten Rollen bedurften der wenigsten Kunstgeschicklichkeit und genossen die geringste Achtung obgleich ihnen gewöhnlich oblag, königliche Masken zu spielen. Zu ihnen gehörte auch der bekannte Redner Aeschines, und sein Gegner Demosthenes benutzte diese Periode eines verfehlten Berufes öfter, um ihm vorzuwerfen, daß er trotz Szepter und Diadem nur Verhöhnung geerntet habe, und als Dritter im Solde der elenden Schauspieler Sokrates und Simylos auf dem Lande herumziehend, die Rolle des elischen Königs Oenomaos im gleichnamigen Drama des Sophokles gegeben und beiläufig von fremden Feigen, Trauben und Oliven genascht habe. Denn in jener Zeit, wo die älteren klassischen Werke immer wieder auf die Bühne gebracht wurden, bildete sich ein besonderer Schauspielerstand aus, indem die Schauspieler nun unabhängig von den Dichtern sich zusammenthaten und die Protagonisten oder Heldenrollenspieler als Direktoren an die Spitze der Truppen traten. Diese Gesellschaften kämpften nun auch bei den Spielen gegen einander, wobei sich dann die Direktoren an Stelle der Dichter bekränzen ließen. Als Alexander der Große nach seiner Rückkehr aus Aegypten in Phönikien prachtvolle Feste gab, wetteiferten mit einander die Schauspielertruppen der Tragiker Thessalos und Athenodoros.

Die Könige von Kypern hatten die Kosten der Chorausrichtung übernommen, die vornehmsten ihrer Feldherren das Preisrichteramt erhalten. Athenodoros siegte zum Aerger des Königs, welcher rief: „Lieber wollte ich doch einen Theil meines Königreichs missen, als den Thessalos besiegt sehen!" Bei derselben Gelegenheit spielte auch Lykon aus Skarphe mit seinen Leuten vor Alexander, und als derselbe einen Vers improvisirte, worin er den König um zehn Talente anging, gewährte ihm dieser lachend seine Bitte. Eine von Messenien aus durch Arkadien wandernde Schauspielergesellschaft ließ nach Plutarch auch der spartanische König Kleomenes auf einem schnell improvisirten Theater spielen, nachdem er einen Preis von 40 Minen (1000 Thlr.) ausgesetzt hatte. Ja, allmählich bildeten einzelne Banden zusammen größere Vereine, die ihren Vorort hatten, wo sie ihrem Schutzpatron Dionysos Opferfeste feierten. Am bekanntesten ist der dramatische Verein in Jonien, dessen Hauptsitze nach einander Teos, Ephesos, Myonnesos, Lebedos waren, und der eine Art Privilegium in jener Gegend ausgeübt zu haben scheint.

Wie weit noch in der römischen Zeit die kleinasiatischen Schauspielertruppen ihre Wanderungen ausdehnten, ergiebt sich aus zwei Erwähnungen Plutarchs. Als Lukullus die großarmenische Hauptstadt Tigranokerta eingenommen hatte, fand er eine Menge griechischer Schauspieler vor, welche Tigranes zur Einweihung seines großen neuen Theaters hatte kommen lassen. Der Sieger verwendete sie zur Verherrlichung seiner eigenen Feste. Einige Jahre später richtete der parthische König Orodes die Hochzeit seines Sohnes Pakoros aus und nach aufgehobener Tafel fand eben im Theater die Aufführung der „Bacchen" des Euripides statt, als die Nachricht vom Siege über die Römer bei Karrhä eintraf und der Bote das blutige Haupt des alten Krassus in die Orchestra warf. Da hatte der Schauspieler Jason aus Tralles in Karien, welcher die Rolle der Agave spielte, den Einfall, das Haupt des in bacchantischer Wuth zerrissenen

Pentheus mit dem des Römerfeldherrn zu vertauschen und den blutigen Thyrsus schwingend zu singen:

> „Wir bringen vom Berge nach Hause getragen
> Die herrliche Beute, das blutende Wild."

Stürmischer Beifall belohnte die Improvisation und der König schenkte Jason ein Talent.

Die Bezahlung der Schauspieler in Athen richtete sich nach der Dauer der Feste und der Zahl der Rollen. Nach der angeblich von Plutarch herrührenden Biographie des Demosthenes erhielt der tragische Künstler Polos für ein zweitägiges Spiel 1500 Thaler, nach Gellius aber der Schauspieler Aristodemos ebensoviel für eine Tragödie. Dagegen spricht Lukian von armen Schluckern in demselben Fache, die für sieben Drachmen (nicht 2 Thaler) auftraten! Ein solcher war wol auch der von Aristophanes erwähnte Sthenelos, welcher aus Armuth seine Garderobe vertrödelte. Da es nirgend eine länger anhaltende Theatersaison gab, so waren die dramatischen Künstler, wie die gymnischen und musikalischen Virtuosen, fast immer auf Reisen begriffen und gaben eigentlich überall nur Gastrollen. Sie waren deshalb auch in Kriegszeiten vor feindlicher Behandlung sicher und konnten frei passiren, und die beiden attischen Künstler Aristodemos und Neoptolemos z. B. reisten während des Kriegs von Attika zu Philipp von Makedonien. Wol aber gingen sie mit den Behörden der Städte Kontrakte ein, durch die sie sich verpflichteten, zu bestimmten Festtagen einzutreffen oder eine Konventionalstrafe zu erlegen. So versäumte der berühmte Athenodoros das Dionysosfest in Athen und sollte nun eine große Summe zahlen. Er bat deshalb den König Alexander, ein Entschuldigungsschreiben für ihn an die Athener zu richten; dieser aber bezahlte lieber die ganze Strafe. Renommirte Künstler pflegten auch mit bedeutenden Ansprüchen die Magistrate und besonders die Choregen zu behelligen. So erzählt Plutarch im Leben des Phokion: „Als einst die Athe-

ner ein neues Trauerspiel schauen wollten, verlangte der Schauspieler, der die Rolle der Königin spielen sollte, vom Choregen viele reich geputzte Begleiterinnen, und da er sie nicht erhielt, wurde er ärgerlich, ließ das Publikum warten und wollte nicht auftreten. Da zog ihn der Choreg Melanthios mit Gewalt hervor und rief: „Siehst Du nicht, daß Phokions Frau immer nur mit einer Dienerin ausgeht? Du aber bist üppig und verdirbst uns die Frauenzimmer!“ Diese Worte waren laut genug gesprochen worden, um vernommen werden zu können, und das Theater nahm sie mit lautem Beifall auf. Ueberhaupt war der Schauspielerstand im Ganzen keineswegs verachtet. Ausdrücklich kann man dies bei Kornelius Nepos lesen, der in seiner Vorrede gerade unter den Kontrasten zwischen Rom und Hellas Folgendes hervorhebt: „Zu großem Ruhm gereicht es in ganz Griechenland als Sieger zu Olympia verkündet zu werden; die Bühne aber zu betreten und dem Volk als Augenweide zu dienen, hat Niemandem unter jenen Volksstämmen Schande gebracht, während dies Alles bei uns theils für schimpflich, theils für gemein und unanständig erachtet wird.“ Schon ihre Benennung „Künstler des Dionysos“ trennte sie von dem Handwerkerpöbel, und durch die Nothwendigkeit ihrer Betheiligung bei religiösen Festen von Wichtigkeit stieg die Achtung des ganzen Standes. Sie wurden sogar wegen ihrer neutralen Stellung gern zu diplomatischen Missionen benutzt. Aristides und Neoptolemos machten die Friedensvermittler zwischen Athen und Makedonien. Thessalos war von Alexander, als Kronprinzen, einst einer Heirathsverbindung wegen an einen karischen Fürsten als Gesandter geschickt worden, hätte aber beinahe deshalb von den Korinthern dem erzürnten Philipp ausgeliefert werden müssen! Dem tragischen Künstler Theodoros errichteten die Athener sogar am Kephissos ein Denkmal. Freilich könnte man an der besseren Geltung der Schauspieler leicht irre werden, wenn man hört, daß die Festordner die Fehler derselben durch Ruthenschläge bestrafen konnten; denn

zu dem bereits erwähnten Beispiel Hermons, der gegeißelt wurde, weil er zu spät kam, paßt vollkommen, was Lukian über die Sitte im Allgemeinen sagt: „Auch die Kampfrichter pflegen geißeln zu lassen, wenn ein Schauspieler, der die Athena oder den Poseidon oder Zeus vorstellt, recht schlecht spielt und nicht der Gottheiten würdig; und jene zürnen ihnen keineswegs, daß sie diejenigen, welche ihre Masken vorhaben und ihr Kostüm tragen, von ihren Polizeidienern schlagen lassen, sondern sie freuen sich wol sogar über die Geißelschläge. Denn einen Sklaven oder Boten nicht geschickt zu agiren, ist ein geringes Versehen; den Zeus aber oder Herakles nicht würdig den Zuschauern vorführen, ist abscheulich und schändlich.“ Aber einestheils konnten die Ruthen dieser Liktoren auch gegen das Publikum selbst in Anwendung gebracht werden, andrerseits ist es bekannt, daß die Hellanodiken oder Kampfrichter über die Nationalfeste zu Olympia, Nemea, Korinth und Delphi jeden freien Hellenen, der sich gegen die Kampfgesetze verging, ohne Schonung öffentlich mit Ruthen streichen ließen, daß also Schläge bei solchen Gelegenheiten überhaupt nicht etwas geradezu Entehrendes hatten. Doch war die Lage der Schauspieler dem souveränen Volke im Theater gegenüber eine keineswegs beneidenswerthe. Sowol Beifall als Tadel äußerte sich in der lautesten und ausgelassensten Weise; Beifallklatschen und Dakaporufen wechselte mit Pfeifen und Schreien, und neben dem Blumenwerfen kam auch zuweilen Steinhagel vor.

Demosthenes sagt, daß Aeschines als Schauspieler stets im offenen Krieg mit dem Publikum gelebt und viele Wunden erhalten habe, und der Komödiendichter Hegemon setzte einst die Zuschauer dadurch in einige Verlegenheit, daß er bei Anfang eines seiner Stücke sein Gewand voll Steine mit ins Theater brachte, im Orchester ausschüttete und dann trocken ausrief: „Hier sind Steine! Es kann nun werfen, wer da will!“ Als des Euripides „Bellerophon“ zur Aufführung kam, erhob sich bei einer Stelle, wo der Mammon allen edleren Gütern vor=

gezogen wurde, zornig das ganze Haus und hätte die Schauspieler von der Bühne getrieben, wenn nicht der Dichter vorgetreten wäre und das Publikum gebeten hätte, doch den Ausgang des Stückes und das endliche Schicksal des Geldbrozen abzuwarten. Dabei besaßen die Athener ein so unglücklich feines Gehör, daß ihnen die falsche Aussprache und Betonung keines Wortes entging, und die Künstler eine Sorgfalt und Vorsicht in dieser Beziehung entwickeln mußten, von der unsere Zeit noch viel lernen könnte. Als z. B. der Tragöde Hegelochos im Orestes des Euripides durch Vernachlässigung eines Apostrophs dem Verse: „Gerettet aus den Fluthen seh' ich, Ruhe, dich," den Sinn gab: „Gerettet aus den Fluthen seh' ich, Wiesel, dich," mußte er sich sogar gefallen lassen, seinen Fehler von verschiedenen Komikern, auch von Aristophanes, lächerlich gemacht zu sehen! Besonders waren die Darsteller der zweiten und dritten Rollen der Verspottung ausgesetzt, und wenn sie endlich gar, sich in ihre langen Schleppgewänder verwickelnd, hinfielen, wie Aeschines bei Verfolgung des Pelops, erscholl ein unauslöschliches Gelächter. Lukian berührt auch dies, indem er schreibt: „Wenn, wie es oft geschieht, einer von den dramatischen Künstlern mitten auf der Bühne einen Fehltritt thut und hinfällt, erregt dies natürlich bei den Zuschauern Gelächter, indem die Maske zerbricht zugleich mit dem Diadem, der wirkliche Kopf aber des Schauspielers blutet und sich die Schenkel weit herauf entblößen, so daß sich die unteren Kleider als elende Lumpen erweisen und die untergebundenen Stelzschuhe ungestaltet und dem Maß der Füße nicht entsprechend." Freilich scheint Lukian überhaupt kein Freund der dramatischen Kunst gewesen zu sein, vielleicht deshalb, weil zu seiner Zeit die griechische Bühne schon in großem Verfall war und selbst Sklaven sich unter den Komödianten befanden.

Was endlich die Sitten der Schauspieler betrifft, so mag wol im Ganzen, durch unstete Lebensart und wechselnde Glücksumstände bedingt, bereits damals der Makel der Leichtfertigkeit

dem ganzen Stande angeklebt haben, wenn auch vielleicht der Tadel des ernsten Aristoteles zu streng und zu allgemein ist, der sich in seinen Problemen findet: „Warum taugen die dramatischen Künstler meistentheils nichts? Vielleicht, weil sie am wenigsten Antheil an der Philosophie und Redekunst nehmen? — Weil sie den größten Theil ihres Lebens nothgedrungen mit ihrer Kunst beschäftigt sind, und weil sie viele Zeit in Schwelgerei zubringen, zuweilen auch in Dürftigkeit leben. Beides aber führt zur Immoralität.“

Auch in Rom gab es kein ständiges Theater, sondern das Schauspiel diente blos zur Verherrlichung von feststehenden und außerordentlichen Festen, ohne hier etwas mit dem engeren Dionysischen Festkreise zu schaffen zu haben. Nachdem vielleicht seit uralter Zeit in Latium sich ein nationales, den heutigen Harlekinaden ähnliches Possenspiel mit stehenden Charakterfiguren eingebürgert hatte, entstand eine öffentliche Bühne erst im Jahre 364 v. Chr., indem auf Anlaß einer Seuche, zur Versöhnung der Götter, das römische Hauptfest, die Ludi Romani, verlängert und im Cirkus ein Brettergerüst aufgeschlagen wurde, auf welchem etruskische Balletänzer unter Flötenbegleitung auftraten, aber auch Possenreißer und Spielleute jeder Art ihre Künste zeigten. Kunstmäßige Bühnenstücke bekam man aber erst seit 240 zu sehen, wo der Tarentiner Andronikus, als Dichter und Schauspieler in einer Person, das erste wirkliche Drama, die plumpe Uebersetzung eines griechischen Stückes, den Römern vorführte. Seine Neuerung muß Anklang gefunden haben; denn der Senat begann bald für die Sitten zu fürchten und gab es bis 55 v. Chr. nicht zu, daß ein steinernes Theater errichtet wurde, ja er erlaubte sogar lange Zeit nicht, Sitze in dem zu jedem Feste neu aufgeschlagenen Brettergerüste anzubringen, so daß das Publikum sich seine Stühle mitbringen oder hockend, liegend und stehend dem Schauspiel beiwohnen mußte. Zu den großen römischen Spielen gesellten sich aber bald die Plebejischen, Megalensischen, Apollinar- und Floralspiele als regel-

mäßige Veranlassungen zu Theatervorstellungen, und zwar gruppirten sich diese Feste so, daß in der Kaiserzeit die Bühne vom November bis zum April leer stand. Außerdem pflegten aber auch bei der Einweihuug von Theatern selbst dramatische Vorstellungen stattzufinden, wie ausdrücklich von den Theatern des Pompejus, Balbus und Marcellus erwähnt wird. Auch bei Tempelweihen kamen scenische Festspiele vor, wie z. B. im Jahre 179, als Aemilius Lepidus die Tempel der Juno und Diana vollendet hatte, und 172, als Fulvius der Fortuna ein Heiligthum widmete. Ebenso unterließen es die triumphirenden Feldherren nie, dem Schaugepränge des Triumphzugs eine theatralische Feier hinzuzufügen, und als in der Kaiserzeit der beim Amtsantritte der höheren Magistrate entfaltete Flitterstaat für das Schwinden der Amtsgewalt Ersatz bieten sollte, fehlte es auch hier nicht an dramatischen Aufführungen. Endlich wurden auch häufig beim Tode berühmter Männer scenische Spiele angestellt. Es geschah dies von T. Flamininus zu Ehren seines Vaters (174), und die „Brüder" von Terenz wurden zur Feier des verstorbenen Aemilius Paullus im Jahre 160 v. Chr. gegeben. Schon aus dieser Aufzählung ergiebt sich, daß hinsichtlich der Bestreitung der Kosten diese Bühnenfeste verschieden sein mußten. Die von Söhnen und Verwandten der gefeierten Todten angestellten, sowie die zum Amtsantritte erforderlichen Spiele fielen rein den Festgebern zur Last. Die zur Triumphalfeier nöthigen Summen entnahmen die Feldherren der in den Staatsschatz abzuführenden Kriegsbeute. Die Unkosten der Tempelweihfeste wurden wol gewöhnlich vom Senate bewilligt. Aemilius wenigstens erhielt zu den seinigen 20,000 Aß. Was aber die jährlich wiederkehrenden Aufführungen anlangt, so haftete die Verpflichtung dazu auf zwei öffentlichen Aemtern, der städtischen Prätur und vorzüglich der Aedilität (in der späteren Kaiserzeit auf der Quästur und dem Konsulat). Der Staat gewährte wol zu den Spielen bestimmte Summen, dieselben waren aber von alter Zeit her normirt (zu den „römischen"

gab die Staatskasse im Ganzen 200,000 Aß oder 14,300 Thlr.), wo die Ansprüche noch sehr bescheiden waren, und bald gehörte es bei den Festgebern zum guten Ton und zu den Mitteln der Spekulation, sich so freigebig als möglich zu zeigen, so daß nun die Privatzuschüsse auch zu den scenischen Darstellungen die Höhe der Dotationssumme weit überstiegen und eben so drückend für die betreffenden Beamten wurden, wie die Choregie in Athen für die Klasse der Reichen. Die Aedilen übten zugleich, wie die Archonten, die Theaterpolizei. Nahte die Festfeier heran und sollte ein neues Stück auf die Bühne gebracht werden, so kaufte der Magistrat es dem Dichter ab, wobei aber freilich in älterer Zeit die fatale Bedingung im Kaufkontrakt stand, daß das Honorar nur gezahlt wurde, wenn das Drama gefiel! Später ist davon keine Rede mehr; im Gegentheil schreibt Horaz in einer Satire vom dramatischen Dichter: „Er trachtet nur darnach, das Geld in den Beutel zu schieben, unbekümmert hinterdrein, ob das Stück durchfällt oder sich behauptet." Bevor aber der Kauf geschlossen ward, ließ sich der Festgeber das Werk vorlesen oder veranlaßte einen sachverständigen Freund, dasselbe zu prüfen. Als daher Terenz sein erstes Lustspiel, „das Mädchen von Andros", den Aedilen anbot, mußte er es dem damals schon hochbejahrten komischen Dichter Cäcilius vorlesen. Dieser saß gerade bei Tische, als der ärmlich gekleidete Freigelassene eintrat, und hieß ihn seinen Vortrag, auf einem Bänkchen neben seinem Speisesopha sitzend, beginnen. Nach wenigen Versen aber lud er Terenz ein, mit ihm zu speisen, und hörte nach der Mahlzeit das Lustspiel mit steigender Bewunderung zu Ende. Ein ähnlicher, von den Poeten viel gefürchteter, ästhetischer Censor war später Mäcius Tarpa, den Pompejus mit Prüfung der im Jahre 55 aufzuführenden Dramen betraute und der auch unter Augustus den offiziellen Geschmacksrichter in Bühnensachen spielte. Ueber die Höhe der Honorare ist wenig bekannt. Terenz bekam für seinen „Eunuch" 8000 Sesterzen (572 Thlr.), und dies wird als

das höchste bis dahin erzielte Honorar bezeichnet. Jedenfalls wird später das Dichterhonorar mit den steigenden Forderungen der Schauspieler nicht gleichen Schritt gehalten haben. Doch sagt Ovid: „Je weniger die Bühne nützt, sie ist doch einträglich für den Dichter, und so große Schandthaten (bezüglich des Inhalts der Lustspiele) kauft der Prätor um keine geringe Summe.“ Varius, der Freund Virgils, bekam für sein Trauerspiel „Thyestes“ vom Kaiser August ein Gnadengeschenk von einer Million Sesterzen (72,490 Thlr.). War das Stück einmal gegeben, so konnte der Dichter bei späteren Aufführungen, wie es scheint, keine Tantièmen forderu. Am häufigsten wurde dieses Repetiren alter, besonders Plautinischer Stücke im letzten Jahrhundert v. Chr., wo Tragödie und Komödie bereits innerlich abzusterben begannen. „Die neuen Lustspiele“, beginnt ein damals gefertigter Prolog der „Kasina“, „sind viel schlechter als die neue Scheidemünze.“ Auch die Trauerspiele des Attius (150 v. Chr.) und Pakuvius (200) wurden damals so oft gegeben, daß Cicero behaupten konnte, er könnte Leute, die bei den ersten Tönen des Flötenspielers sofort anzugeben im Stande wären, welcher Tragödie das Rezitativ angehörte. Sagt doch noch Horaz von seiner Zeit, daß die alten Stücke längst todter Dichter ausschließlich von seinen Zeitgenossen auswendig gelernt und bei vollem Hause gespielt würden! Natürlich hatte sich hinsichtlich solcher Dramen der Magistrat nur mit den Schauspielern in Verbinduug zu setzen. Livius Andronikus aber sah sich bei seinem Versuch, die griechische Form des Dramas auf römischen Boden zu verpflanzen, aus Mangel gebildeter Schauspieler genöthigt, selbst die ersten Rollen zu übernehmen, und soll dabei eine Neuerung eingeführt haben, die von ihm an stets das römische Drama charakterisirte.

Die Größe und Offenheit der antiken Theater verlangten künstliche Mittel zur Verstärkung der menschlichen Stimme, und da in Rom die Schallgefäße und Schallmasken fehlten und die Resonanz des Holzbaues der des steinernen Theaters

nicht gleichkam, so glaubt man es gern, daß er sich bei seinem häufigen Auftreten heiser schrie. Sonderbar dünkt uns freilich der Ausweg, auf den er verfiel. Er ließ die lyrischen Monologe von einem Sänger mit Flötenbegleitung absingen und beschränkte sich darauf, den Text mit stummer Gestikulation zu begleiten! Außerdem griff er und seine Nachfolger bei Uebertragung und Verschmelzung griechischer Lustspiele nach den beliebtesten Dichtern der neueren attischen Komödie, die aus Mangel politischer Freiheit und auch wegen der steigenden Verarmung Griechenlands der Chorgesänge entbehrten, und so scheint denn nur die überhaupt viel weniger angebaute Tragödie in Rom mit Chören ausgestattet worden zu sein. Von einem Wettstreit mehrerer Dichter konnte anfangs nicht die Rede sein; aber auch für die spätere Zeit stimmt die römische Weise zu konkurriren nicht mit der hellenischen, da es scheint, als sei jeden Tag nur ein Drama aufgeführt worden. Das Volk kam nach einer Andeutung bei Plautus nach dem zweiten Frühstück ins Theater und wird fast regelmäßig am Ende der Stücke aufgefordert, sich zu erheben und nach Hause zu begeben. Am Schlusse des Plautinischen „Lügenmauls" werden die Zuschauer sogar auf den nächsten Tag wieder eingeladen. Denn gewöhnlich füllten die scenischen Spiele drei bis vier Tage hintereinander (zum ersten Male vier schon im Jahre 213 v. Chr.), in der Kaiserzeit zuweilen mehrere Tage und Nächte ununterbrochen!

Die Zuerkennung eines Preises für die Dichter kann man schwerlich bezweifeln. Nicht nur heißt es bei Horaz in Bezug auf den dramatischen Dichter: „Fahre wol, Bühnenspiel, wenn die verweigerte Palme mich harmvollen, die verliehene fröhlichen Gesichts nach Hause führt;" sondern auch Ovid sagt: „Wenn der Liebhaber den Ehegemahl durch eine neue List hintergangen hat, klatscht man und giebt die Palme mit großem Applause," und endlich äußert sich Cicero hinsichtlich der nach Cäsars Tod von Brutus veranstalteten Spiele gegen Antonius: „Ihr müßtet denn etwa glauben, das damalige Beifallklatschen habe dem

Attius gegenüber gegolten, und es sei demselben 60 Jahre nach seinem Tode die Palme gereicht worden!" Auch in späteren Inschriften kommen Hinweisungen auf wirkliche Bekränzung der Dichter vor. Die entscheidenden Richter über den Vorzug der Dichter und der Schauspieler waren aber in Rom keine vereidete Kommission, sondern das gesammte Publikum gab durch seinen Beifall in stärkerer oder schwächerer Weise dem vorsitzenden Beamten den Maßstab an die Hand, nach welchem der Preis zu ertheilen war, oder ließ durch Tumult und Verlassen des Theaters das Stück durchfallen. Es erhellt diese Sitte als eine italische nicht nur aus der oben zitirten Stelle aus Platons Gesetzen, sondern auch Donat nennt das Klatschen geradezu: „des Volkes Votum", und darum verfehlten die Schauspieler auch nie, am Ende ihres Spiels das Publikum um seine Beifallsbezeigungen ausdrücklich zu ersuchen, und sie sowol als die Dichter bestrebten sich direkt und indirekt außerdem auf das Volk einzuwirken. Interessant ist in dieser Beziehung der Prolog zum „Amphitruo" des Plautus, wo die Schauspieler, um allen Verdacht der Parteiumtriebe von sich zu entfernen, selbst auf Bestrafung der Claque antragen: „Jetzt läßt mich Jupiter dies von Euch erbitten, daß Aufpasser insgeheim durch alle Sitzreihen im ganzen Theater umhergehen; wenn sie angestellte Gunstmacher erblicken, so möge ihnen sofort die Toga abgepfändet werden. Denn wenn Jemand für die Schauspieler um die Palme wirbt, wenn er sie irgend einem Künstler verschafft, entweder schriftlich oder in eigener Person, oder durch Unterhändler, oder wenn sogar die Aedilen sie gewissenlos Jemandem geben, so soll auf Jupiters Befehl dasselbe Gesetz in Anwendung kommen, wie wenn einer für sich oder einen Andern Amtserschleichung übt." Später wurde die Claque ein förmliches Gewerbe, und Martial fragt einen ehrlichen armen Mann, wovon er denn in Rom leben wolle, wenn er es nicht über sich gewinnen könne, Kuppler oder Herold oder Frauenverführer zu werden, oder Schauspielern und Musikern Beifall zu klatschen! Auch die vom kaiserlichen Bühnen=

helden Nero organisirte Armee von Claqueurs — 5000 handfeste Soldaten, die in der Klatschkunst besondern Unterricht erhielten — giebt einen Begriff von dem Umfange, den dieser Unfug später gewann.

Außer den Kabalen, die den dramatischen Dichtern und Darstellern von Feinden und Konkurrenten gespielt wurden, stand ihrem Erfolge aber auch die eigenthümliche Launenhaftigkeit und Indolenz des römischen Publikums im Wege, das in der früheren Periode den römisch zugestutzten, ausländischen Bühnenprodukten zu wenig Sympathie und Kunstverständniß entgegenbrachte und später sein steigendes Interesse lediglich durch den äußeren Prunk, die Pracht der Scenerie und den Reichthum der Kostüme bestimmen ließ, während zugleich die nun als Zwischenspiele eingelegten mimischen Charakterpossen, flüchtig und bunt, wie die neueren französischen Tagesstücke, und von Augusts Zeit an das pantomimische Ballet beinahe alle Theilnahme am eigentlichen Drama absorbirten. Diese ungeduldige Schaulust mag manchen Dichter ähnliches Fiasko bereitet haben, wie Terenz zweimal bei Aufführung seiner „Schwiegermutter" erfuhr. „Als ich sie zum erstenmal in Scene setzte," sagt er, „erwartete das Publikum mit Spannung berühmte Faustkämpfer und einen Seiltänzer. Das Zuströmen des sich ihnen anschließenden Gefolges, der Lärm, das Geschrei der Weiber, dies nöthigte mich, vor der Zeit die Vorstellung zu schließen. Aber meiner alten Gewohnheit treu bleibend, machte ich einen zweiten Versuch, das Stück auf die Bühne zu bringen. Der erste Akt gefällt; aber auf das Gerücht hin, daß Gladiatoren auftreten sollten, entsteht ein Zusammenlauf des Volkes; man tobt, man schreit, man streitet um die Plätze, so daß ich den meinigen nicht behaupten konnte." Die Mannigfaltigkeit und Ueberladung des scenischen Apparats wirkte erdrückend und „benahm", wie Cicero sagt, „den Zuschauern die Heiterkeit der Stimmung." Bei den scenischen Spielen des Pompejus erschienen in der „Klytämnestra" des Attius 6000

Maulesel, im „trojanischen Pferde“ 3000 Krateren auf der Bühne. Noch bezeichnender für den verdorbenen Geschmack ist die Klage des Horaz: „Wenn die Ritter (als die Gebildeteren) anderen Geschmacks sind, verlangt man mitten im Drama einen Bärenkampf oder Athleten; denn hieran ergötzt sich der Janhagel. Aber auch des Ritters Vergnügen ist bereits vom Ohre gewandert zu den unsteten Augen und zu eiteln Freuden. Drei oder vier Stunden lang bleibt der Vorhang offen, während Reitergeschwader und Haufen Fußvolk vorbeieilen; dann schleppt man unglückliche Könige mit gebundenen Händen; Streitwagen rasseln, Karossen, auf Wagen geladene Schiffe, erobertes Elfenbein, die Beute von ganz Korinth wird einhergetragen. Demokrit würde lachen, wenn er noch auf Erden wäre, möchte nun eine Giraffe oder ein weißer Elephant die erstaunten Augen des Volkes auf sich ziehen; aufmerksamer als dem Spiele würde er dem Volke zuschauen, weil es ihm mehr Unterhaltung gewähren würde als das Schauspiel, von den Dichtern aber meinen, daß sie tauben Ohren predigten.“

Endlich hatten sich die Verfasser von dramatischen Werken in Rom vor allen verfänglichen Anspielungen auf politische Zeitverhältnisse und lebende Personen zu hüten, da der aristokratische Stolz des Römers dem gewöhnlich aus niederem Stande entsprossenen Dichter, der sich in seinen Augen durch Lohnschreiberei zur Klasse der Handwerker erniedrigte, keine Aristophanische Licenz gestattete. Genug gewarnt vor derartigen Ausschreitungen waren die Dramatiker durch das Beispiel des Nävius, des ersten römischen Dichters von Geist und nationalem Bewußtsein. Gleich nach Livius Andronikus hatte dieser es gewagt, mit rücksichtslosem Freimuth die Aristokratie, besonders die Familien der Meteller und Scipionen, anzugreifen, bis ihn ein Konsul aus dem ersten Hause auf Grund des Zwölftafelgesetzes belangte, daß Niemand Hohnlieder singen und Spottgedichte auf Personen verfertigen sollte. Er wurde mit Gefängnißstrafe belegt (wodurch er Muße gewann, zwei neue Lustspiele zu schreiben),

durch Hilfe der Volkstribunen wieder befreit, aber bald darauf durch die Adelspartei verbannt, weil er in seinen früheren Ton zurückgefallen war. Wie einschüchternd diese Maßregelung wirkte, verräth sein Zeitgenosse Plautus im „Prahlerischen Soldaten", wo es über die Stellung und die Gesten eines Nachdenklichen heißt: „Sieh, jetzt baut er, sein Kinn hat er durch ein Säule gestützt. Bah! Wahrlich jene Bauerei gefällt mir nicht; denn ich habe erfahren, daß so der Mund einem römischen Dichter gestützt worden ist, bei dem zu jeder Stunde zwei Wächter gelagert sind."

Wie bereits angedeutet, hatten es die Veranstalter dramatischer Vorstellungen weniger mit den Dichtern, die durch das Honorar abgefunden wurden, als mit den Schauspielern selbst zu thun. Da sich die römische Schauspielkunst besonders auch dadurch von der griechischen unterschied, daß nicht blos drei dramatische Künstler die Rollen der einzelnen Stücke besorgten, sondern, wie bei uns, so viel Personen auftraten als jedes Stück verschiedene Rollen hatte, so waren die Schauspielertruppen, die sich schon früh gebildet zu haben scheinen, den Namen ihrer Direktoren führten und auch in religiösem Vereinsverbande standen, mit mehr Mitgliedern versehen, als die hellenischen. Den Vorsteher einer guten Truppe suchte natürlich der Magistrat zu gewinnen und über die Zeit des Spiels und die Besoldung ein Uebereinkommen zu treffen. L. Scipio Asiatikus brachte das Geld und die griechischen Schauspieler zu seinen zehntägigen Spielen auf einer Gesandtschaftsreise in Asien zusammen. Brutus reiste, als er seine prätorischen Spiele geben wollte, selbst nach Neapel, um sich mit dortigen Künstlern zu besprechen, und schrieb, wie Plutarch erwähnt, an seine Freunde, sie möchten einen Schauspieler, Namens Kanubius, der großen Ruf hatte, bereden, sich bei seinen scenischen Spielen zu betheiligen, „weil er es für unerlaubt hielt, einen gebornen Griechen mit Gewalt dazu zu zwingen". Zur Zeit des Dichters Terenz scheint besonders Ambivius Turpio in Gemeinschaft mit Attilius aus Präneste den meisten Zu-

lauf gehabt zu haben. Im „Selbstquäler" rühmt er von sich, daß er nie zu habgierig auf hohes Honorar erpicht gewesen sei, und bittet das Publikum auf sein hohes Alter Rücksicht zu nehmen: „Die Verfertiger neuer Stücke schonen den alten Mann nicht. Wenn das Stück mühevoll ist, läuft man zu mir; ist es leicht, so überträgt man es einer anderen Gesellschaft.".

Die Mitglieder der Schauspielergesellschaften waren keineswegs freigeborene Leute wie in Athen, sondern Sklaven und Freigelassene. So findet sich bei Tacitus die freilich etwas übertriebene Behauptung, daß seit des Mummius Zeit (146 v. Chr.) kein Römer von anständiger Herkunft sich mit den Theaterkünsten verunehrt habe. Auch Seneka drückt den grellen Kontrast zwischen der Rolle und der Lebensstellung eines Schauspielers in folgenden Worten aus: „Jener Mensch, der stolz über die Bretter einherschreitet und sich in die Brust werfend, spricht: „„Sieh, ich beherrsche Argos; Pelops hinterließ mir das Reich, bis wo der Isthmos vom ionischen Meere und Hellas Runde geengt wird,"" ist ein Sklave; er erhält fünf Scheffel Weizen (die monatliche Sklavenration) und fünf Denare (1 Thlr. 13 Sgr., wahrscheinlich Spielgeld). „Jener, welcher aufgeblasen und übermüthig und voll Selbstvertrauen ruft: „„Wenn Du nicht ruhig bist, Menelaos, wirst Du durch meine Rechte hingestreckt werden!"" steht auf Tageskost und schläft in Lumpen." Cicero schreibt es seinem Freund Attikus als eine Seltenheit, daß Antiphon vor seinem Debut freigelassen worden sei. Der Kaiser Tiberius besuchte in der spätern Zeit besonders deshalb ungern das Theater, weil ihn einst das Publikum genöthigt hatte, dem Schauspieler Attikus die Freiheit zu schenken. Hadrian wich einem ähnlichen Verlangen mit der Erklärung aus, es zieme sich nicht, daß er den Sklaven eines fremden Herrn freilasse. Die Sklaven gehörten nämlich meist nicht den Direktoren der dramatischen Gesellschaften, sondern anderen Privatpersonen, welche dieselben bei sichtbaren Talenten für das Theater unterrichten ließen und dann an die Direktionen

vermietheten, oder auch in ihrem eigenen Hause auftreten ließen. Recht deutlich wird das Verhältniß durch das Bruchstück der Ciceronianischen Rede für den berühmten Komiker Roscius. Dieser hatte Panurgos, den Sklaven eines gewissen Fannius Chärea, unter der Bedingung in die Lehre genommen, daß der zu hoffende Gewinn zu gleichen Raten zwischen ihm und dem Eigenthümer getheilt werden sollte. Der Prozeß war nun dadurch entstanden, daß Panurgos nach glänzenden Erfolgen von Flavius aus Tarquinii getödtet worden war, der den Roscius mit einem Landgut, das 100,000 Sesterzen werth war, entschädigte, worauf Fannius von dieser Summe die Hälfte beanspruchte, obgleich er angeblich bereits eine nicht geringere erhalten hatte. Zugleich erkennt man hieraus den hohen Werth solcher dramatisch gebildeter Sklaven. Zu derselben Zeit unterhielt auch ein gewisser Statilius eine Schauspielerschule. Sie scheint jedoch an Ruf der des Roscius nachgestanden zu haben.

Die Vorsteher der Truppen übernahmen gewöhnlich, wie in Griechenland, die ersten Rollen und trafen ihre Auswahl natürlich nach Maßgabe ihrer Individualität. Daher schreibt Cicero: „Man muß zusehen, daß die Bühnenkünstler nicht mehr Klugheit, als wir, zu entwickeln scheinen. Denn diese suchen nicht die schönsten, sondern die angemessensten Stücke aus: die „Klytämnestra" und „Melanippe", wer sich auf seine Gestikulation verläßt, die „Epigonen", und den „Meder", wer seiner Stimme traut. Immer nahm sich Rutilius, dessen ich mich noch erinnere, die „Antiope", nicht oft Aesop den „Ajax". Waren die Stücke nicht mehr neu, so traten die Schauspieler selbst an Stelle der Dichter in Wettkampf. Deutlich ergiebt sich dies nicht nur aus dem bereits erwähnten Prolog zum „Amphitruo", sondern auch aus dem zum „Jungen Punier", wo es von den Veranstaltern des Festes heißt: „Möge nicht unrechtmäßig einem Künstler die Palme gegeben und nicht die Guten aus Parteilichkeit hinausgetrieben werden, um die Schlechten ihnen vorzuziehen." Daß dem Sieger wirklich ein Palmzweig

gereicht wurde, beweist wol außer vielen Stellen bei den Schriftstellern, nach denen man aber freilich die Erwähnung der Palme auch tropisch fassen kann, schon Livius in der Geschichte des Jahres 293, indem er erzählt, daß damals zuerst nach griechischer Sitte den Siegern in den großen römischen Spielen Palmzweige gegeben worden seien. Der später hinzutretende scenische Theil der Spiele wird wol schwerlich eine Ausnahme von dieser Sitte gemacht haben. Außer diesem Symbol winkten den streitenden Künstlern auch reellere Preise. Namentlich bestanden diese aus vergoldeten und goldenen Kränzen. Als der jüngere Kato statt derselben Olivenkränze verabreichte, wußte das Publikum schon nicht, ob es lachen oder unwillig werden sollte. Freilich pflegten die goldenen Blätter wol oft recht leicht zu sein und Martial vergleicht sie mit Spinngeweben, Seifenschaum und der Haut des Eies! Vespasian schenkte bei den dramatischen Aufführungen zur Einweihung des restaurirten Marcellus-Theaters dem Tragöden Apollinaris 400,000 Sesterzen (29,000 Thlr.) und anderen Künstlern nicht unter 40,000, und vertheilte außerdem viele goldene Kränze. Nach einer Andeutung Ciceros scheinen diese goldenen Ehrengeschenke aber gewöhnlich denselben Weg gewandert zu sein, wie heutzutage die mit Diamanten besetzten Uhren und Tabatièren! Später bestand der Preis gewöhnlich in Geld, und zwar durften die Festgeber nach einer Verordnung des Kaisers M. Antoninus ihre Freigebigkeit nicht über zehn Goldstücke (damals = 10 Friedrichd'or) steigern, während das geringste Geschenk aus der Hälfte bestehen sollte. Elagabal und Karinus pflegten auch prächtige seidene Kleider den Schauspielern zu geben; Alexander Severus, kein Freund der dramatischen Kunst, „gab niemals Gold, niemals Silber, kaum Geld".

Ueber die Gage der Schauspieler läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Sie wechselte, wie in Athen, je nach Verdienst und Glück von wenig Thalern bis zu hohen Summen, war aber im Ganzen geringer als in Hellas, besonders bei Vergleichung

mit der makedonischen Zeit, was sich freilich durch das viel öftere Vorkommen scenischer Aufführungen in Rom reichlich ausglich. Das höchste Spielgeld, das erwähnt wird, erhielt Roscius. Es betrug 1000 Denare oder 233 Thlr., wobei seine Truppe noch besonders honorirt wurde. Dadurch und durch seine Unterrichtsstunden stand er sich auf jährlich 35,000 Thlr., so daß er in seinen letzten Jahren für seine Person auf Bezahlung verzichtete. Auch der Tragiker Aesop hinterließ trotz seiner beispiellosen Verschwendung seinem nichtsnutzigen Sohne zwanzig Millionen Sesterzen oder beinahe anderthalb Millionen Thaler! Die gleichzeitige Ballettänzerin Dionysia berechnete ihre jährliche Einnahme auf 11,700 Thlr. Jedoch dies sind Größen ersten Ranges und von ihnen hinab bis zu dem armen Sklaven, der die wenigen Denare, welche er verdiente, seinem Herrn abliefern mußte, welche lange Stufenleiter! Unter Tiberius wurde übrigens das Honorar der Schauspieler, unter denen von da an die Pantomimen die gesuchtesten waren, beschnitten und durch Senatsbeschluß normirt.

Das Verhältniß der Schauspieler zum Publikum war in Rom noch kitzlicher und peinlicher als in Athen, da, wie aus dem früher Erwähnten hervorgeht, über ihre Leistungen die Zuschauer selbst zu Gericht saßen, da deren Hang zu dem die Sinne Bestechenden so überwog und da die Schauspielerzunft überhaupt eine viel tiefere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnahm, als in Griechenland. Gefiel der Akteur an irgend einer Stelle durch seine Gestikulation oder Rezitation besonders, so verlangte auch das römische Publikum stürmisch die Wiederholung. Oft erwarben sich auch die Schauspieler die Gunst der Anwesenden durch kecke Impromptus. Aesop wurde beklatscht und zur Wiederholung aufgefordert, als er im „Brutus" des Attius den Namen Brutus mit Tullius vertauschte und so auf den verbannten Cicero, als den Retter des Vaterlandes, anspielte. Diphilos sagte einst mit Beziehung auf Pompejus den Großen: „Durch unser Elend bist Du groß!" und fand rauschenden Beifall. Da=

gegen reichte auch der geringste Fehler hin, um den Unwillen des vielköpfigen Richters wach zu rufen. „Wenn der Schauspieler", sagt Cicero in seinen Paradoxen, „nur ein wenig sich falsch bewegt, oder einen Vers um eine Silbe zu lang oder zu kurz ausspricht, wird er ausgepfiffen und ausgepocht." Davor waren selbst die Lieblinge des Publikums nicht sicher. Sogar Roscius wurde durch Schreien und Lärm unterbrochen und Aesop ausgezischt, wenn er ein wenig heiser wurde; nur als er im hohen Alter bei den Spielen des Pompejus noch einmal in der „Klytämnestra" auftrat und gerade an der pathetischsten Stelle die Stimme verlor, „fand er das Volk nachsichtig", wie Cicero schreibt Sehr oft gesellten sich zu dem Pfeifen auch Schimpfwörter und das Volk tobte dann so lange, bis der Unglückliche abtrat. Gewöhnlich wartete aber hierauf seiner noch die auf Befehl des vorsitzenden Magistrates vollzogene Geißelung. Am Ende der Plautinischen „Cistellaria" sprechen dies die Schauspieler offen aus: „Wartet nicht, Ihr Zuschauer, bis die ins Haus Gegangenen wieder zu Euch kommen; Niemand wird herauskommen. Alle werden drinnen ihr Geschäft beendigen. Wenn dies geschehen ist, werden sie den Schmuck ablegen, sodann wird auf der Stelle seine Schläge erhalten, wer ein Versehen begangen; wer nicht gefehlt hat, wird zechen." Auch im Prolog zum „Amphitruo" ist die Rede davon, daß jedem Schauspieler „das Fell gegerbt werden soll", der sich Claqueurs anstellte. Wahrscheinlich wird diesem Schicksal auch der Schauspieler Fufius nicht entgangen sein, der einst in dem Trauerspiele „Ilione" des Pakuvius die Titelrolle spielte und, als der Schatten des ermordeten Deiphilos aus der Unterwelt emporstieg und ihn (als seine schlafende Mutter) in kläglicher Weise um das Begräbniß bat, nicht zu erwecken war, — weil er einen tüchtigen Rausch ausschnarchte! Vor August hatten die Behörden sogar das Recht, die Komödianten außer der Bühne geißeln zu lassen. Der Kaiser beschränkte dies auf ihren Beruf, und als unter Tiberius ärgerliche Theaterexzesse den

Antrag auf Wiederherstellung des früheren Verhältnisses her=vorriefen, wurde derselbe durch das Veto eines Volkstribunen beseitigt. Die Rechtlosigkeit des Standes gegenüber der Polizei=gewalt hing übrigens in Rom damit zusammen, daß auf ihm der Bann der Bescholtenheit und Ehrlosigkeit lastete. In den Pandekten figuriren die Schauspieler als infames gleich neben den Kupplern, desertirten Soldaten, Gaunern und Dieben, und die Censoren unterließen es nie, alle solche Subjekte für un=fähig zu erklären, im Heere zu dienen und das Stimmrecht auszuüben. Als der Mimendichter Laberius, ein römischer Ritter, von Cäsar genöthigt, in einem seiner Stücke selbst auf=getreten war, wollten ihn seine Standesgenossen nicht mehr im Theater unter sich sitzen lassen. Cicero hebt als Unterschied von römischer Sitte hervor, daß die griechischen Städte Unter=italiens oft schon Schauspielern das Bürgerrecht verliehen hät=ten, und nennt dabei deren Kunst eine „niedrige". Ebenso sagt er von Roscius, derselbe sei seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen werth kein Schauspieler zu sein, und auch Valerius Maximus meint, nicht die Kunst habe den Roscius, sondern dieser die Kunst empfohlen. Nur diejenigen jungen Leute, die von Alters her als Dilettanten die improvisirten Charakter=possen der Atellanen aufführten, waren frei von dem Schimpfe der Zunft, so lange es nicht Schauspieler von Profession waren; „denn," wie Livius sagt, „die römische Jugend behielt bei dem Aufkommen des wirklichen Dramas ihre einheimischen Atellanen für sich, und duldete nicht, daß sie von den Komödianten be=fleckt würden." Die rechtlichen Verhältnisse der dramatischen Künstler blieben dieselben, auch als ihre gesellschaftliche Stellung sich bei dem steigenden Interesse am Bühnenwesen hob und die Optimaten anfingen, sich von den früheren Vorurtheilen zu emanzipiren. Natürlich war dies besonders der Fall den Meistern ersten Ranges gegenüber, wenn sie noch dazu, wie Roscius, mit ihrer Kunstfertigkeit edle menschliche Eigenschaften vereinigten. Dann schenkten ihnen sogar Staatsmänner ihre Freundschaft

und ihr Vertrauen, wie denn zum Beispiel der Konsul Lutatius sich herabließ, dem hochgefeierten Roscius ein Epigramm zu widmen, worin er denselben mit dem „aufgehenden Sonnengott“ verglich. Sulla und Antonius gaben hierin, freilich auf anstößige Weise, den Ton an. Jener war am liebsten in Gesellschaft von Bühnenkünstlern, machte ihnen, wie Plutarch erzählt, in lustigen Einfällen und Spöttereien den Rang streitig, und ließ sich von ihnen in vielen Dingen lenken und leiten. Auch in Griechenland, besonders im Seebade zu Aedepsos auf Euböa, bildeten Schauspieler seine ausschließliche Gesellschaft. Auch pflegte er solche Lieblinge mit goldenen Ringen und Ländereien zu beschenken. Noch schlimmer sah es im Hause des Antonius aus: „Ganze Weinlager“, sagt Cicero, „wurden den lüderlichsten Menschen geschenkt; Vieles rafften Mimen weg, Vieles Tänzerinnen; das Haus war mit Spielern angefüllt, voll von Trunkenen.“ Selbst während der Kriegsrüstungen gegen Oktavian ließ er an alle „Künstler des Dionysos“ das Gebot ergehen, sich auf der Insel Samos einzufinden, und „während die Länder ringsum seufzten und weinten, ertönte diese eine Insel von Flöten- und Harfenspiel, waren die Theater gefüllt, wetteiferten die Chöre.“ Nach den Spielen wies er den Schauspielern die ionische Stadt Priene als Wohnsitz an. Am skandalösesten war sein Verhältniß zur schönen Tänzerin Kytheris. Wie wenig aber auch später der frühere konventionelle Zwang im Benehmen gegen die Schauspieler beobachtet wurde, zeigt der Senatsbeschluß vom Jahre 15 n. Chr., wodurch den Senatoren verboten werden mußte, die Häuser der Pantomimen zu betreten, den Rittern, dieselben auf der Straße zu begleiten. Kaligula hatte Apelles von Askalon, den berühmtesten Tragöden seiner Zeit, Hadrian den Komiker Aristomenes aus Athen immer um sich.

Daß endlich auch in Rom an dem ganzen Stande der Geruch der Leichtfertigkeit haftete, geht aus unzähligen Aeußerungen der Schriftsteller hervor, zum Theil auch schon aus den hier angezogenen. Hatte Aristoteles das Leben der griechischen

Schauspieler getadelt, so empfahl der Philosoph Tauros, ein Zeitgenosse Antonins, des Frommen, einem Jüngling, den er vom Umgange mit derselben Klasse von Leuten heilen wollte, die betreffende Stelle in den Aristotelischen Problemen zum Lesen. Noch Philostratos sagt vom Sophisten Erodianos aus Smyrna: „Als ihm die Aufsicht über die Schauspieler übertragen wurde, eine Klasse von Menschen, die anmaßend und schwer zu regiren ist, zeigte er sich seinem Amte vollkommen gewachsen.“ Es war eben ein lustiges Völkchen, das gern und ohne Gewissensbisse dem Schlemmer und Verschwender sein Hab und Gut verprassen half, wenn das Glück nicht so lächelte, daß es, wie der reiche Aesop, offene Tafel für Andere zu halten im Stande war. Plinius, der Aeltere, erzählt aus älterer Zeit vom Komiker M. Ofilius: „Als derselbe an seinem Geburtstage dem Volke sehr gefallen hatte und seinen Freunden einen Schmaus gab, forderte er nach der Mahlzeit einen Trunk warmen Weines und nahm zugleich den Kranz vom Haupte um ihn der Maske, in der er am Tage gefallen hatte, aufzusetzen. In dieser Stellung wurde er eine Leiche, ohne daß es Jemand merkte, bis ihn endlich sein Tischnachbar erinnerte, seinen Becher nicht kalt werden zu lassen!“ So machte also Ofilius seinem Beinamen „der Heitere“ (Hilarus) noch im Sterben Ehre. Am meisten verrufen in sittlicher Beziehung war das Personal der Mimen, unter denen sich Frauen und Mädchen befanden. Den Ruf feiler Courtisanen erhielten auch die Schauspielerinnen, welche in der späteren Kaiserzeit die weiblichen Rollen im wirklichen Drama übernahmen. Daß dies bereits in der Mitte des vierten Jahrhunderts geschah, ist aus einer Bemerkung ersichtlich, die der Grammatiker Donat zur „Andria“ des Terenz gemacht hat. „Merket,“ schreibt er, „daß eine Hauptrolle in dieser Komödie der Mysis zugetheilt wird, das ist einer weiblichen Person, es sei, daß sie von verkleideten Männern, wie bei den Alten, oder von Frauenzimmern, wie wir heut zu Tage sehen, gespielt wird.“

V.

Die Sachwalter und Rechtsgelehrten.

Die staatlichen Verhältnisse nicht blos, sondern auch die Art der Gerichtspflege waren in Athen der Bildung eines Juristenstandes höchst ungünstig. Nachdem die Ausübung der Jurisdiktion völlig in die Hände des Volkes übergegangen war, sanken die Behörden beinahe selbst zu bloßen Instrumenten, Präsidenten und Exekutoren der Volksgerichte herab, und bei dem jährlichen Wechsel der Beamten wird wol oft, wie es auch in Rom vorzukommen pflegte, mehr Kenntniß des Rechtes und der Gesetze bei den Schreibern und Dienern der Kanzleien als bei den Magistraten zu finden gewesen sein. Zwar sollte man meinen, daß besonders bei den Athenern, die so prozeß-süchtig waren, daß Aristophanes von ihnen bezeichnend sagte: „Die Grille schwirrt nur einen Monat oder zwei in Baumes Aesten, während Euch das Volk Athens in Rechtshändeln ewig schwirrt sein Leben lang," ein ausschließliches Studium des Rechtes für die Praxis goldne Früchte hätte bringen müssen. Aber seitdem Solon den gemeinen Bürger von dem Patronat des Adels befreit hatte, war aus dem anfänglichen Rechte eines Jeden, seine Sache vor Gericht selbständig führen zu können, allmählich eine beschränkende Verpflichtung erwachsen, so daß

schließlich die Uebernahme fremder Prozesse von Seiten juristisch und rhetorisch gebildeter Sachwalter ein Ding der Unmöglichkeit war. Nur in Krankheitsfällen gestattete man eine Ausnahme von dieser Regel, wie z. B. für den an seinen Wunden darniederliegenden, des Hochverraths angeklagten Miltiades, dessen Bruder Tisagoras, und für den kranken Isokrates, dessen Sohn Aphareus plaidirte; natürlich galt es auch als Entschuldigung, wenn man, wie des Isokrates Freund Nikias, notorisch unfähig war, im Zusammenhange zu sprechen. Wiewol sich nun voraussetzen läßt, daß bei einem Volke, das in allen Stücken an die Oeffentlichkeit und an das mündliche Verfahren so gewöhnt war, wie das atheniſche, die Redefertigkeit nicht so dünn gesäet gewesen sein wird, wie bei uns, so mag doch manches Herzklopfen und Kopfzerbrechen den ersten Redeversuchen vorausgegangen sein. Darauf deutet auch Aristophanes hin, wenn er in seinen „Rittern" Kleon zum Wursthändler sagen läßt: „Doch weißt Du, wie es Dir erging? Wie so Manchem, denke ich.. Wenn Du einmal ein Prozeßchen wohl führtest gegen einen Fremden, indeß Du die Nacht durch schwatztest, im Gehen mit Dir Selbstgespräche hieltst, viel Wasser trankst, Probe anstelltest und Deine Freunde quältest: sogleich dünktest Du Dir ein Held zu sein im Reden, o Du Gimpel!" Doch half man sich bei eigener Ungeübtheit dadurch, daß man selbst nur einen kurzen Vortrag an die Richter hielt und dann mit Erlaubniß derselben die Beistände aus der Zahl seiner Freunde, welche man mitbringen durfte, die eigentliche Anklage- oder Vertheidigungsrede halten ließ.

Ferner lag es auch sehr nahe, sich dadurch aus der Verlegenheit zu retten, daß man sich von einem sachkundigen Manne eine Rede ausarbeiten ließ und dieselbe seinem Gedächtniß einprägte, und wenn auch der streng gesetzliche Sokrates darin eine Umgehung des Gesetzes erblicken wollte, die ihm von Lysias angebotene Vertheidigungsrede deshalb zurückwies und seinem treuen Schüler Aeschines, der aus Armuth für Andere gericht-

liche Reden verfertigte, rieth, doch lieber dadurch von sich selbst zu borgen, daß er sich im Genusse der Speisen beschränkte, so war man doch damals längst über derartige Skrupel hinweg Der erste Meister in der kunstmäßigen politischen Rede, Antiphon, soll zuerst solche Reden für Geld ausgearbeitet haben und da seine Geschicklichkeit und die Unwiderstehlichkeit seiner Worte bekannt waren, so erhielt er auch die hohen Preise, die er stellte. Und trotzdem, daß die komischen Dichter den neuen Erwerbszweig mit ihrem Spotte geißelten, fand Antiphon viele Nachfolger. So sah sich auch Isokrates durch schwächliche Konstitution und angeborene Schüchternheit genöthigt, auf die politische Laufbahn zu verzichten, gründete eine berühmte Schule und fertigte gerichtliche Reden für Andere. In der einzigen Rede, die er, und zwar für sich selbst gehalten hat, erwähnt er geradezu, daß es eine große Menge Leute gäbe, die sich mit solcher Schriftstellerei befaßten. Auch von Lysias ist es bekannt, daß er durch den unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen erlittenen Verlust seines Vermögens gezwungen war, sein Talent den gerichtlichen Parteien zu widmen, und sein Schüler Isäos that dasselbe. Ferner machte auch Demosthenes keine Ausnahme von der herrschenden Gewohnheit, sondern, da er von seinen untreuen Vormündern um sein Erbtheil betrogen worden und von allen Mitteln entblößt war, wucherte er mit seinen herrlichen Gaben und trieb das Geschäft der „Logographie“. Sein Feind Aeschines nennt ihn einen treulosen Redenmacher, der für und gegen befreundete Personen geschrieben und die für die eine Partei gefertigte Rede an die andere verrathen habe: eine Beschuldigung, die freilich bei dem Charakter des Aeschines wenig Glauben verdient. Fast gleichzeitig erwarb sich ein beträchtliches Vermögen der Korinthier Dinarch, von dem der Pseudoplutarch schreibt: „Ein Freund Kassanders geworden, erwarb er sich Vermögen, indem er Geld für die Reden einnahm, welche er für Prozessirende schrieb, und ohne öffentlich aufzutreten (denn er war es nicht im Stande), wurde

er deshalb den berühmtesten Rednern gleichgestellt.“ Daß es übrigens auch außerhalb Attikas vorkam, daß man sich auswendig gelernter fremder Reden bediente, zeigt Lysanders Beispiel, der, von Erbitterung gegen Agesilaos getrieben, mit dem Plane umging, das erbliche Königthum in Sparta zu stürzen und sich zu einem darauf bezüglichen Antrage eine Rede von Kleon aus Halikarnaß ausarbeiten ließ. Nach seinem Tode wurde dieselbe bei einer Nachsuchung im Hause gefunden. Agesilaos wollte sie auch veröffentlichen, wurde aber davon abgehalten, weil man sich vor der Kraft und Eindringlichkeit derselben fürchtete. Zuweilen konnte es sogar beredten Männern Geld einbringen, wenn sie schwiegen, anstatt zu reden; darauf scheint sich wenigstens zu beziehen, was Aristophanes den Blepsidemos zu dem plötzlich reich gewordenen Chremylos sagen läßt: „O Freund, den Handel will ich schon mit Wenigem Dir völlig abthun, ehe davon die Stadt hört: das Maul den Rednern nur verstopft mit Groschen!“ Uebrigens mußten sich natürlich die Logographen befleißigen, ihre Reden so zu schreiben, daß sie nach Alter und Bildungsgrad ihrer Klienten den richtigen Ton trafen und in dieser Beziehung wurden die Reden als Charakterbilder der Sprechenden zu Kunstwerken, die mit den heutigen Advokatenschriften nicht zu vergleichen sind. So bilden z. B. die Reden des Lysias, dem bereits die Alten den Vorzug in der Gabe der Charakterzeichnung zusprachen, eine Reihe Genrebilder aus allen Ständen.

Bei Abfassung der Reden mußte aber auch je nach der Beschaffenheit des Falles ein gewisses Maß der Länge beobachtet werden, da die Redner in den Gerichtshöfen ihre bestimmte Zeit zugemessen bekamen. Es geschah dies vermittelst der Klepsydra, einer sehr einfach konstruirten Maschine, in welcher das in ein oberes Gefäß gegossene Wasser durch den siebähnlichen Boden desselben in ein darunter befindliches zweites herabsickerte. Während der Vorlesung von Gesetzesstellen und Dokumenten und während der Abhörung der Zeugen ließ sich der

Redende durch einen bei der Klepsydra stehenden Subalternbeamten den Abfluß des Wassers hemmen. Von der verschiedenen Quantität des Wassers bekommt man eine Vorstellung, wenn man findet, daß in dem Prozesse wegen Gesandtschaftsverrath, der zwischen Demosthenes und Aeschines geführt wurde, jede Partei elf Amphoren (= 379 preuß. Quart), bei dem Erbschaftsprozesse, in dem Demosthenes gegen Makatartos diente, dem Ankläger und Vertheidiger je eine Amphora (= 34½ Quart), jedem der folgenden Sprecher aber gar nur drei Zwölftel der Amphora zuertheilt wurden. Am Schlusse der Rede pflegte man wol auch, wie Demosthenes in den beiden Reden gegen Phormion und Nausimachos gethan hat, dem Diener zuzurufen, daß er nun das Wasser der Klepsydra ausgießen könne.

Uebrigens durfte der Redner, so lange er sprach, von seinem Gegner, nur wenn er denselben dazu aufforderte, von dem Richter, nur wenn er ungehörige Dinge vorbrachte, unterbrochen werden. Es gab in Athen auch eine Art von Staatsanwälten. Sie wurden gewählt, wenn ein Antrag auf Abschaffung irgend eins bestehenden Gesetzes gestellt worden war. Dem alten Gesetze wurde dann förmlich der Prozeß gemacht und die Staatsanwälte hatten dasselbe gegen den Antragsteller, als den Kläger, vor der Behörde der Nomotheten zu vertheidigen. Sie traten aber auch ein, um im Namen des Volkes Klage vor Gericht zu führen, wie z. B. gegen Beamte, deren Rechnungen am Ende ihres Amtsjahres nicht stimmten. Obgleich es nun aber an Leuten nicht mangelte, deren Hilfe man beim Prozessiren gegen Bezahlung in Anspruch nehmen konnte, und obgleich die Rhetorik durch den Einfluß der Sophisten, der Meister in der Kunst der Trugschlüsse, Scheingründe und Spitzfindigkeiten, geradezu eine Anweisung wurde, wie man einer schlechten Sache vor Gericht zum Siege verhelfen könnte, so fehlte doch immer sowol den sophistischen Schwätzern selbst, als ihren sich mit den fremden Federn schmückenden Kunden die erforderliche Kenntniß des positiven Rechtes, und auch die

Koryphäen der Redekunst sahen sich deshalb veranlaßt, sich das einschlagende Rechtsmaterial, die betreffenden Gesetzesstellen und Urkunden für Geld von besonderen juristischen Handlangern herbeischaffen zu lassen, die „Pragmatiker" genannt wurden. Daß deren Stellung sehr subaltern war, ergiebt sich aus Cicero, der von ihnen sagt: „Bei den Griechen lassen sich Menschen von dem niedrigsten Stande, um einen elenden Lohn gedungen, als Helfershelfer in den Prozessen von den Rednern brauchen." Diese merkwürdige Trennung des juristischen Wesens von der Kunst, dasselbe durch die Macht der Rede geltend zu machen und zu verwerthen, findet man in ähnlicher Weise bei den Römern wieder. Der gerichtliche Redner suchte hier wie dort nicht blos auf den Verstand durch rechtliche Gründe überzeugend zu wirken, sondern auch, wie in den Volksversammlungen, demagogische Künste zu entfalten, die Leidenschaften zu erregen und den Launen des Volkes zu huldigen.

In Rom war während der alten Zeit die Kenntniß und Pflege des Rechtes ein Vorrecht der patrizischen Kaste. Da es keine geschriebenen Gesetze gab, so pflanzte sich die Rechtskunde als ungeschriebene Tradition in den aristokratischen, vorzüglich den priesterlichen Familien fort, und selbst nach Aufstellung der Zwölftafelgesetze blieb das Räthselhafte und Geheimnißvolle an den Rechtsnormen haften, da sowol die von den Priestern fortgeführte Sammlung von Rechtsfällen, worauf sich das Gewohnheitsrecht gründete, als auch der Terminkalender oder das Verzeichniß der jährlichen Gerichtstage, und die Kenntniß der solennen Formeln, in welcher jeder Rechtsanspruch peinlich genau geltend gemacht werden mußte, wenn die Klage Erfolg haben sollte, in den Händen der Patrizier war. Deshalb sagt auch Cicero von jener Zeit: „Ob man ein Rechtsgeschäft vornehmen konnte oder nicht, wußten früher Wenige; denn die Fasten (den Gerichtskalender) hatte man nicht für gewöhnlich. Eine große Macht besaßen diejenigen, welche man konsultirte; von ihnen ließ man sich, wie von chaldäischen Sterndeutern, auch

die Tage sagen." Für manchen Plebejer mag in diesem Uebelstande ein Beweggrund gelegen haben, seine Selbständigkeit aufzugeben und derselben die halb unmündige Stellung eines Klienten vorzuziehen. Hatte er doch wenigstens dann gerechten Anspruch auf rechtskräftige Vertretung vor Gericht durch seinen patrizischen Patron!

Es läßt sich denken, welchen Verdruß es der Aristokratie bereitete, als im Jahr 304 v. Chr. der Plebejer Knejus Flavius, der frühere Schreiber des durch seinen im Kriege gegen Pyrrhus bewiesenen Heroismus berühmten Appius Klaudius, den Gerichtskalender veröffentlichte und zugleich eine Schrift herausgab, in welcher die Klagformeln und das ganze Prozeßverfahren zusammengestellt waren. Noch mehr als dieser Verrath bewirkte aber die gleichzeitige Umgestaltung der Ständeverhältnisse, daß das Recht aus einem Besitzthume Privilegirter sich allmählich in ein Gemeingut Aller verwandelte.

Während nun früher die Belehrungen über rechtliche Verhältnisse von den patrizischen Patronen ausgingen, bildete sich jetzt einen besondere Klasse von Männern, die sich vorzugsweise mit der Rechtswissenschaft befaßten und aus der Ertheilung juristischer Auskunft eine besonderes Geschäft machten. Jedoch waren es nicht, wie bei den Griechen, Leute verachteten Standes, sondern gerade die vornehmsten und angesehensten; auch übten sie diesen Beruf nicht, um Geld zu verdienen, sondern, um sich die Gunst des Volkes zu erwerben und so zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen. Diesen Gegensatz zu griechischer Sitte hebt Cicero in seiner Schrift über den Redner scharf hervor, indem er schreibt: „Aber in unserem Staate haben auf ganz entgegengesetzte Weise die angesehensten und berühmtesten Männer sich zwar durch ihre Rednergabe zu hohen Würden emporgeschwungen, aber gleichwol es soweit gebracht, daß sie sich durch ihre Rechtsbescheide noch mehr Ansehen erwarben, als durch ihr Rednertalent. Giebt es, um sich ein vielbesuchtes und ruhmvolles Alter zu bereiten, irgend eine ehrenvollere Zuflucht, als die Auslegung des Rechtes? Ich wenigstens habe

mir dieses Hilfsmittel schon von Jugend auf erstrebt, nicht nur zum Gebrauche bei den gerichtlichen Verhandlungen, sondern auch zur Zierde und Ehre des Alters, damit, wenn einmal die Kräfte mich zu verlassen anfangen, mein Haus der Vereinsamung entrissen werde.“ Wie sehr man aber aus dieser Beschäftigung Hoffnung auf ein weiteres Vorrücken in der Staatscarriere zu schöpfen pflegte, beweist die von Valerius Maximus über K. Figulus erzählte Anekdote. Als dieser bei seiner Bewerbung um das Konsulat den Repuls erhalten hatte und am Tage nach den Wahlkomitien wieder Viele gekommen waren, um sich bei ihm Rath zu holen, hieß er sie Alle fortgehen, indem er ihnen ärgerlich nachrief: „Zu konsultiren versteht ihr Alle, aber nicht, einen Konsul zu machen!“ Meistens geschah, wie zugleich aus dieser Stelle erhellt, das Bescheidertheilen im Hause. Daher hofft auch Cicero für seine alten Tage auf zahlreichen Besuch und sagt vom berühmten Juristen Mucius Scävola: „Ohne Zweifel ist das Haus des Rechtsgelehrten das Orakel der ganzen Stadt. Zum Beweise dient hier unseres Mucius Thür und Vorhof, wo man ungeachtet seines kränklichen Alters und seiner schwächlichen Gesundheit Tag für Tag eine große Menge von Bürgern und oft die vornehmsten und geachtetsten Männer versammelt sieht.“ Dem Scipio Nasika wurde vom Staate ein Haus auf der heiligen Straße, dem Forum zunächst, angewiesen, damit er leichter konsultirt werden könnte. Die Besucher erschienen schon am frühesten Morgen und bei der allgemeinen Sitte des Frühaufstehens lange vor Aufgange der Sonne. Darum sagt Cicero von Servius Sulpicius in der Rede für Murena, er wache in der Nacht und lasse sich vom ersten Hahnschrei wecken, um seinen Klienten Antworten zu ertheilen, und bei Horaz heißt es:

„Ferner den Landmann preist ein Rechts- und Gesetzesgelehrter,
Wann beim Hahnengeschrei der Klient um Gehör an die Thür klopft.“

Den Bescheidertheiler trennt er auch vom Anwalt, wenn er an Florus schreibt:

„Magst Du zu Anwaltsreden das Mundwerk schärfen und magst Du
Auskunft geben in Fragen des Rechts, oder liebliche Lieder
Dichten — sie bleibt Dir immer, die Epheukrone des Sieges.“

Man befragte auch diese Vertrauensmänner in der alten patriarchalischen Zeit über gar Manches, was nicht in die Rechtsverhältnisse einschlug. „Ich erinnere mich,“ schreibt Cicero im „Redner,“ „den Manius Manilius quer über das Forum spaziren gesehen zu haben, und wenn Jemand dies that, so war es ein Zeichen, daß er allen Mitbürgern seinen guten Rath mittheilen wollte. Wenn sie nun in jener alten Zeit so umherwandelten oder zu Hause auf ihren Sesseln saßen, so ging man zu ihnen, um nicht blos von Rechtssachen, sondern auch von der Verheirathung einer Tochter, von dem Ankauf eines Grundstückes, von Geschäften des Ackerbaues, kurz, von allen Pflichten und Arbeiten ihnen Bericht abzustatten.“

Die Rechtsgutachten dieser Juristen wurden ebensowol von den Parteien als von den Richtern als Autoritäten angeführt, hatten aber für letztere vor dem Kaiser Augustus keine bindende Kraft. Waren die Gutachten verschieden, so fanden wol auch zwischen den gegenwärtigen Konsulenten Diskussionen vor dem Richter statt. Außer dem mündlichen Rathe, den sie ertheilten, erstreckte sich aber ihre Thätigkeit auch auf das schriftliche Abfassen von Rechtsurkunden, Testamenten, Verträgen, Klagen und Kautionsformeln zur Sicherung der Parteien vor Schaden. So spricht Cicero zu Mucius Scävola: „Wenn kein Testament rechtsgiltig sein soll, was Du nicht abgefaßt hast, so werden alle Bürger mit ihren Tafeln zu Dir kommen und Aller Testamente wirst Du allein abfassen müssen;“ und noch Nero droht alle Rechtsgelehrten zu strafen, welche Testamente für seine Freigelassenen aufsetzen oder diktiren würden, die seiner in ihrem letzten Willen uneingedenk und also undankbar sein wollten. Die Erwerbung der nöthigen Geschäftskenntnisse schildert Cicero als leicht. „Es liegt ja Alles in dieser Wissenschaft klar vor Augen“, sagt er, „und beruht auf

dem täglichen Umgange und dem Zusammenleben der Menschen und der gerichtlichen Erfahrung; es bedarf dazu nicht weitläufiger Studien und bändereicher Werke. Einmal nämlich ist derselbe Gegenstand von Mehreren behandelt worden und dann mit Veränderung weniger Worte auch von denselben Schriftstellern öfter wiederholt. Hierzu kommt noch, um die Auffassung und Erlernung des bürgerlichen Rechtes zu erleichtern (obwol Viele nicht daran glauben wollen), eine außerordentliche Anmuth und Ergötzlichkeit dieses Studiums.“ Wenn freilich derselbe Autor an einem andern Orte meint, er wolle in drei Tagen ein guter Jurist werden, so ist das nicht im Ernste gemeint und nur gesagt, weil es sich dort darum handelte, den Werth des praktischen Staatsmannes der bloßen juristischen Gelehrsamkeit gegenüber in helleres Licht zu setzen.

Die jungen Leute, welche sich der Jurisprudenz befleißigten, begaben sich nach Anlegung der männlichen Toga zu einem berühmten Rechtsgelehrten als „Zuhörer“ oder „Schüler“, besuchten mit demselben die Volksversammlungen, hörten die gerichtlichen Reden an, waren beim Ertheilen der Gutachten zugegen und ließen sich gelegentlich über die Abfassung der Formulare belehren. Cicero erzählt von sich selbst, daß er von seinem Vater dem Augur Mucius Scävola zugeführt worden sei, um diesem Greise, so lange es der Anstand erlaubte, nie von der Seite zu weichen, und daß er nach dessen Tode bei einem Verwandten des Verstorbenen, dem gleichnamigen Oberpriester, in die Lehre getreten sei. Seinen jungen Freund Trebatius, der sich zum Juristen ausgebildet hatte und dann Julius Cäsar nach Gallien und Britanien begleitete, traktirt er in seinen Briefen mit allerhand witzigen Ausfällen als Jünger der Jurisprudenz, z. B. er, der Andern Kaution vorschreibe, sollte sich selbst vor dem britannischen Streitwagen hüten; oder, es stehe fest, daß Trebatius in Samarobriva (Amiens) der gescheidteste Jurist sei u. s. f. Man muß überhaupt zugeben, daß die Rechtsgelehrsamkeit weniger galt, wenn nicht die Be-

redtsamkeit hinzukam, die zum Sachwaltergeschäft befähigte und die, welche die vornehme Jugend vorzüglich wählte, um sich auszuzeichnen und Gunst bei der Menge zu gewinnen. „Wer hat je daran gezweifelt," schreibt Cicero im „Redner", „daß in unserem Staate immer den ersten Rang in den städtischen, friedlichen Verhältnissen die Beredtsamkeit eingenommen hat, den zweiten die Kenntniß des Rechtes? Während die Jurisprudenz oft Hilfe bei jener suchte, konnte sie bei Angriffen derselben kaum ihr eigenes Gebiet und ihre Grenzen vertheidigen." Noch klarer zeigen dieses Verhältniß folgende Worte von ihm in der Schrift über den Redner: „Du gestehst zu, daß ein Rechtsgelehrter auch ohne die Beredtsamkeit, bestehen könne, und behauptest dagegen, ein Redner könne Niemand sein, wenn er nicht im Besitze jener Hilfswissenschaften sei. Also ist hier der Rechtsgelehrte an und für sich nichts, als ein schlauer und scharfsinniger Gesetzkrämer, ein gerichtlicher Marktschreier, ein Formelnleierer, ein Silbenstecher; aber weil der Redner oft der Hilfe des Rechtes in seinen Verhandlungen bedürftig ist, darum hast Du die Rechtswissenschaft der Beredtsamkeit, wie eine geringe Magd und Nachtreterin, beigegeben." Die Einrichtung des römischen Gerichtswesens gestattete der Beredtsamkeit und der Sachwalterei einen viel weiteren Spielraum als das griechische, da jede Stellvertretung bei der Anklage und Vertheidigung erlaubt war. Wer einen Prozeß hatte, wendete sich für die mündlichen Anträge und Verhandlungen an einen berühmten oder ihm durch Freundschaft nahestehenden Redner oder Patronus, nachdem er sich über das Juristische von einem Rechtsgelehrten hatte unterrichten lassen. Die Anfänger im Redneramte, denen es natürlich an Ruf und Klienten fehlen mußte, traten zuerst als öffentliche Ankläger auf. Gründe und Gelegenheiten fanden sich ja genug bei dem sich mehrenden Unfuge der durch Bestechung erwirkten Amtserschleicherei und bei den Erpressungen und Räubereien der Provinzialbeamten.

Als Beispiele von jungen Leuten, die so ihre Laufbahn

begannen, nennt Cicero: Krassus, Antonius, Sulpicius, Fufius, sich selbst und einen jungen Brutus, der wegen seiner Maßlosigkeit im Eifer den Spottnamen „Ankläger“ bekam. Kato, der Censor, ein Freund der Optimaten, klagte wenigstens fünfzigmal in seinem Leben an, bekam dafür aber eben so viele Prozesse selbst auf den Hals. Quintilian und Plutarch äußern sich am offensten über die Wohlthätigkeit dieser Sitte. Jener schreibt: „Man glaubte, daß junge Leute von gutem Rufe in der Anklage schlechter Mitbürger dem Staate eine Sicherheit stellten, weil man meinte, daß sie nur im Vertrauen auf ihre eigene gute Gesinnung die Bösen hassen und sich Feindschaften zuziehen könnten.“ Plutarch aber sagt über Lukullus: „Das Erste, was er that, war, daß er in seiner Jugend und ehe er sich um ein öffentliches Amt bewarb, den Augur Servilius, den Ankläger seines Vaters, wegen eines offenbaren Verbrechens vor Gericht belangte. Die Römer hielten dies für eine sehr rühmliche That; denn sie sahen es auch sonst für nicht unedel an, ohne Privatvorwand Andere zu verklagen, und wünschten zu sehen, daß die jungen Leute den Uebelthätern, wie muthige Hunde dem Wilde, stets zu Leibe gehen möchten.“

Die Grundsätze, die im Allgemeinen ein Anwalt zu befolgen habe, stellt Cicero in seiner Pflichtenlehre auf. Wie er vom Utilitätsprincipe aus vor allzu häufigen Anklagen warnt, so empfiehlt er das Vertheidigen, als den Weg zu Ruhm und Gunst, besonders, wenn es gelte, einem Schwachen gegen einen Mächtigen zum Rechte zu helfen, und die Anklage eines Unschuldigen auf Leben und Tod nennt er geradezu ein Verbrechen. Dagegen dürfe man es nicht vermeiden oder sich Skrupel dabei machen, zuweilen auch einen Schuldigen zu vertheidigen, wenn er nur kein Bösewicht sei. „Die Menge will es,“ sagt er, „die Gewohnheit duldet es, die Menschenfreundlichkeit erheischt es. Des Richters Sache ist es, immer die Wahrheit zu erforschen; der Patron muß zuweilen auch das Wahrscheinliche, auch wenn es weniger mit der Wahrheit harmonirt, in

Schutz nehmen.“ Daß der berühmte Redner oft genug diesem letzten Satze gemäß gehandelt hat, zu dem Quintilian gerade das Gegentheil behauptet, und daß es ihm nicht selten weniger um die Wahrheit als um den Schein der Wahrheit zu thun war, ist bekannt. Vertheidigte er doch sogar denselben Vatinius, dem er als dem Gegenstand des allgemeinen Abscheues als Ankläger Haß und Verachtung bezeigt hatte, zwei Jahre später, nur um dem mächtigen Cäsar eine Gefälligkeit zu erweisen! Mit welcher Genugthuung wird jener erbärmliche Mensch später, als sich Cicero bei ihm, dem Prokonsul von Illyrien, für den gefangenen Seeräuber Katilius verwendete, geantwortet haben: „Also solche Klienten, solche Sachen nehmt Ihr an? den allergrausamsten Menschen, der so viele römische Bürger und Bürgerinnen getödtet, geraubt, zu Grunde gerichtet, so viele Gegenden verwüstet hat? Was kann ich denen antworten, die für ihre geplünderten Güter, ihre gekaperten Schiffe, ihre ermordeten Brüder, Kinder und Aeltern Genugthuung fordern?“ Und doch war Cicero in jener schon sehr verdorbenen Zeit gewiß einer der rechtlichsten Sachwalter, und so beweist sein Beispiel recht deutlich, welche Fortschritte die Abstumpfung des sittlichen Gefühles unter seinen Fachgenossen bereits gemacht hatte. Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. hatte der berühmte Redner M. Antonius offen bekannt, daß er seine Reden darum nicht aufzeichnete, damit er leugnen könnte, wenn man ihn auf eine frühere, unbequeme Aeußerung hinzuweisen versuchte! Für den Verfall des alten Patronats, als Ehrenamtes, für das Uebergehen desselben in einen geschäftsmäßigen Betrieb spricht besonders auch der Umstand, daß man sich die Bemühungen bezahlen ließ. Im Jahre 204 v. Chr. suchte der Volkstribun Cincius Alimentus die alte Sitte noch aufrecht zu erhalten, indem er eine Bill durchbrachte, nach welcher Niemand für gerichtliche Reden Geld oder Geschenke annehmen durfte, und setzte überhaupt für alle Schenkungen eine bestimmte Werthhöhe fest. Von Cicero behauptet Plutarch, daß er weder Lohn noch

Geschenke verlangt habe; ob er freilich zurückwies, was man ihm freiwillig ins Haus brachte, wird nicht ausdrücklich gesagt, und wenn er das viele Getreide, das ihm die Sizilianer zum Danke für die Anklage des räuberischen Verres schickten, unter das Volk als Aedil vertheilte, so benutzte er es doch auch nebenbei zu einem egoistischen Zwecke. Es ist gewiß, daß er reich wurde und sein Vermögen bis auf zwanzig Millionen Sesterzen brachte, und wenn man auch den Vorwurf seiner Feinde, daß er sich zum Reden verdingt habe, zurückweist, so erklärt sich die Zunahme seiner Habe nicht anders als durch die vielen Erbschaften, die ihm, der damaligen Sitte gemäß, seine Freunde und ganz besonders seine früheren Klienten hinterließen. Sein Nebenbuhler Hortensius wußte sich noch viel weniger über die Sitten der Zeit zu erheben, bestach und ließ sich bestechen und zeichnete sich nur dadurch vor Andern aus, daß er erfinderischer war, um Betrug von Seiten der Bestochenen zu verhindern. Außer anderen Kunstwerken unter der sizilischen Beute des von ihm vertheidigten Verres wanderte auch, wie ihm Cicero ziemlich unverhüllt vorwarf, eine elfenbeinerne Sphinx in sein Haus, und als das falsche Testament eines reichen Mannes, der in Griechenland gestorben war, nach Rom gebracht wurde, in welchem die Fälscher listiger Weise für Hortensius und Krassus reiche Legate ausgeworfen hatten, entblödeten sich die beiden vornehmen Herren nicht, sich am Raube zu betheiligen.

Benahmen sich die Häupter des Staates als Sachwalter in dieser Weise, so kann man sich denken, wie die tief unter ihnen stehenden Kollegen verfuhren, auf die sie mit Verachtung herabschauten. Denn wie es Rechtsgelehrte gab, die ohne alle Bildung sich äußere Kenntniß von prozessualischen Formeln verschafft hatten und so ihre Dienste besonders den Landleuten anbietend einen Scävola karikirten, so gab es auch Sachwalter, die, wie Cicero sagt, sich nicht beredt vorkamen, wenn nicht Alles von ihrem Lärm und Geschrei erdröhnte, und die sonst

aller feineren Bildung bar waren. Ueber diese heißt es auch in seinem Buche über die Redekunst: „Wir wollen nicht den gemeinen Sachwalter, nicht den Schreier oder Zungendrescher hier darstellen, sondern einen Mann, welcher wahrhaft Meister der Kunst ist;“ und auch Quintilian verwahrt sich gegen solche Leute in folgenden Worten: „Wir geben keinen Unterricht im Gerichtsdienste, noch geben wir ihn einer gedungenen Zunge, noch, um mich nicht härterer Ausdrücke zu bedienen, einem, wenn auch sonst nicht unnützlichen Prozeßadvokaten.“ Schon Plautus charakterisirt diese Leute, die Cicero irgendwo „Geier“ titulirt, in seinen „Zwillingsbrüdern“ so: „Alle wollen viele Klienten haben; ob diese gut oder schlecht seien, darnach fragen sie nicht; das Vermögen kommt mehr in Betracht, als, wie es mit der Ehrlichkeit bestellt ist. Wer arm und nicht böse ist, den halten sie für einen Schuft, wer reich und schlecht ist, der gilt ihnen für einen rechtschaffenen Klienten.“ Die Unwissenheit solcher Rabulisten kam natürlich ihren Kunden oft theuer zu stehen. Allein, da in Rom auch die Wirksamkeit des Rechtsgelehrten von der des Patrons oder Sachwalters geschieden war, so mangelte es überhaupt oft bei der glänzendsten Beredtsamkeit an der Gediegenheit des juristischen Materials und auch berühmte Redner gaben sich in dieser Hinsicht mancherlei Blößen. „Auf dem Forum sich herumtreiben,“ sagt Cicero, „vor Gericht zu liegen und die Stühle der Prätoren zu umlagern, Privatstreitigkeiten über wichtige Angelegenheiten zu übernehmen, wobei oft nicht um eine Thatsache, sondern um Billigkeit und Recht gestritten wird, sich breit zu machen bei den Verhandlungen der Centumvirn, wo die Rechte erörtert werden in Beziehung auf Verjährung, Vormundschaften, Verwandtschaften, Anspülungen, Umschwemmungen, Schuldner, Sklaven, Wände, Fenster, Dachrinnen, Testamente und unzählige andere Gegenstände, wenn man selbst nicht weiß, was Eigenthum und fremdes Gut, warum Jemand ein Fremder oder ein Bürger, ein Sklave oder ein Freier sei: das ist eine außer-

ordentliche Unverschämtheit." Dann führt er eine Menge von Fällen an, wo gute Redner aus Rechtsunkenntniß irrten. Wir heben nur einen der eklatantesten heraus. Während ein Gesetz der zwölf Tafeln verordnete, daß vormundschaftliche Veruntreuung höchstens mit doppeltem Schadenersatz gebüßt und jede, eine größere Strafe beanspruchende Klage zurückgewiesen werden sollte, verlangte im Jahre 106 v. Chr. Hypsäus, als Anwalt eines klagenden Mündels mehr als den doppelten Schadenersatz, und der gewesene Konsul Oktavius, als Vertheidiger des Vormunds, bat den Prätor, nur auf den erlaubten Schadenersatz (anstatt auf Abweisung der Klage) zu erkennen. Kein Wunder, daß der gelehrte Scävola bald lächelnd, bald zürnend den beiden Ignoranten zuhörte, obgleich ihn wichtige Geschäfte auf das Marsfeld riefen!

Auch in Rom kam es vor, daß man sich von Anderen Reden verfertigen ließ, und nicht nur Cicero lieh dem Pompejus seine Feder, sondern auch Sextus Klodius übernahm die Abfassung der Rogationen für den berüchtigten P. Klodius. Die gerichtlichen Formen waren den griechischen ähnlich. Die Parteien erschienen vor dem Tribunale des Richters, begleitet von ihren Patronen und sonstigen Beiständen, die manchmal nur zugegen waren, um durch ihre Anwesenheit ihre Autorität in die Wagschale der einen Partei zu legen und die in der republikanischen Zeit ausschließlich advocati genannt wurden. Sachwalter oder Sprecher konnte man mehrere haben. Aemilius Skaurus hatte sechs, und für Balbus sprach Cicero nach Pompejus und Krassus an dritter Stelle. Mehr als vier scheinen jedoch für gewöhnlich nicht gesprochen zu haben. Die Sitte der Athener, durch die Klepsydra die Länge der Reden zu bestimmen, ahmten die Römer auch nach. Sie war von Scipio Nasika nach Rom gebracht worden; doch scheint es, als ob erst durch Pompejus ihr Gebrauch bei den Gerichten gesetzlich geworden sei. Die Sprecher baten um eine gewisse Anzahl von Klepsydren und im Belieben der Richter stand es, sie zu gewähren oder

nicht. Zuweilen wurde auch später noch etwas Wasser hinzugefügt, überhaupt zu verschiedenen Zeiten das Maß vergrößert und verkleinert, wie z. B. Dio Kassius von Antoninus, dem Philosophen, und Alexander Severus erwähnt, daß sie als Richter den Rednern sehr viel Wasser zugestanden hätten. Der jüngere Plinius gab den Advokaten jedes Mal so viel, als sie verlangten. Interessant ist es, aus einer Angabe desselben das Zeitmaß mit dem Wasserverbrauch vergleichen zn können. Als Ankläger des afrikanischen Prokonsuls Marius Priskus sprach er im Senat beinahe fünf Stunden lang; da er nun zwölf „sehr umfangreiche" Klepsydren erhalten hatte, denen noch vier hinzugefügt wurden, so kommt auf eine wenig mehr als eine Viertelstunde. Zu bemerken ist aber im Allgemeinen, daß die Plaidoyers der früheren Zeit viel länger dauerten als unter den Kaisern, und daß oft die Vertheidiger bis zum Abend fortsprachen, so daß das Urtheil verschoben werden mußte. Den Reden folgte die Beweisführung durch Zeugen, Urkunden und Eidesleistungen, und dann ein kurzer Disput der Anwälte unter einander, um noch einmal die Hauptpunkte geltend zu machen, wobei die Geistesgegenwart und Gewandtheit sich im glänzendsten Lichte zeigen konnte, aber auch gewöhnlich ein recht arges Zankgeschrei die Ohren des Richters umschwirrte.

Das monarchische Zeitalter veränderte Vieles in den Verhältnissen der Juristen und Anwälte. Zuerst verstummte schon unter Augustus mit der Freiheit selbst die freie Rede, indem ihr alle Tummelplätze und Uebungsfelder genommen wurden. Die Civilprozesse der Centumviralgerichte bildeten fortan beinahe die einzige Gelegenheit, sich als Redner zu zeigen, sich praktisch durch Zuhören zu bilden. Aber die Kleinlichkeit des hier behandelten Stoffes wirkte lähmend auf die Entfaltung der Talente, und so verkümmerte die Beredtsamkeit, das eigenthümlichste und beste Erzeugniß des freien römischen Geistes. In den Rhetorenschulen wurde zwar die Kunst nach den besten Methoden gelehrt und an erdichteten Rechtsfällen geübt, allein,

indem sie die Sucht, glänzende Uebungsreden vor geladenen Zuhörern zu halten, beförderten, um mit ihren Resultaten prahlen zu können, wurden sie mehr zu Pflanzstätten der Eitelkeit, als der oratorischen Bildung und Sicherheit, und schon Cicero hatte Recht, wenn er sagte: „Darum rathe ich Euch: verachtet und verlacht Alle, welche durch die Regeln der heutigen sogenannten Rhetoren das Ideal eines Redners erreicht zu haben wähnen und noch nicht einmal begreifen konnten, welche Rolle sie spielen oder welcher Kunst sie sich rühmen.“ Die meisten benahmen sich, wenn sie aus dem Dunkel der Schule an das Licht der Oeffentlichkeit traten, als täppische und ungeschickte Sachwalter, die, wie Plinius von seinen Zeitgenossen sagt, wenn sie sprechen sollten, lieber wünschten, schon gesprochen zu haben, und so wenig als möglich Wasser vom Richter forderten, während doch die Zuhörenden das Ende ihrer Reden nicht erwarten konnten. Der witzige Martial hat mehrere solche traurige Gesellen an den Pranger gestellt. Ueber den Advokaten Nävolus heißt es: „Während Alle schreien, sprichst Du nur und hältst Dich für einen Anwalt und Rechtsgelehrten. Auf diese Weise kann Jedermann beredt sein: Siehe, es schweigen Alle; Nävolus, sage doch etwas!“ Von Cinna sagt er: „Heißt das Prozesse führen, heißt das eine Rede halten, beredter Cinna, wenn man in zehn Stunden neun Worte spricht? Und doch hast Du eben mit gewaltiger Stimme vier Klepsydren verlangt! O wie sehr verstehst Du — zu schweigen!“ Einen Anfänger, dem der Schulstaub noch anklebte, schildert er in Postumus: „Nicht Mord, nicht Gewaltthat, noch Vergiftung, nur drei Ziegen betrifft der ganze Hader, die mein Nachbar mir entfremdet hat. Du lässest ertönen Kannä, den Krieg des Mithridates, die Meineide punischer Treulosigkeit, dann Marius, Mucius und Sulla, keck mit schallendem Ruf, mit Wuthgeberden. — Nunmehr, Postumus, sprich von meinen Ziegen!“ Nicht besser kommt der schwatzende Cäcilianus weg: „Sieben Klepsydren hat Dir auf Deine Bitte ungern der Richter gegeben. Aber Du sprichst viel

und lange und trinkst halb zurückgebeugt laues Wasser, um Stimme und Durst endlich zu sättigen. — Wir bitten Dich, trinke doch aus der Klepsydra, Cäcilianus!" Einen Feigling und Achselträger endlich charakterisirt er in Pontinus, an den er schreibt: „Ich habe Streit mit Balbus; den Balbus willst Du nicht beleidigen. Mit Licinus; auch dieser ist ein großer Mann. Es schädigt der Nachbar Partrobas mein Grundstück; Du fürchtest Dich, gegen Cäsars Freigelassenen vorzugehen. Karonia hält mir einen Sklaven zurück und leugnet ihn ab; sie ist kinderlos, antwortest Du, reich, alt, eine Witwe. Nicht gut, glaube mir, dient sich einem Diener; frei sei, wer mein Schutzherr sein will!" Die Habsucht und Bestechlichkeit der Advokaten wuchs in dieser Periode mit der allgemeinen Sittenverderbniß und dem Streben, um jeden Preis ein reicher Mann zu werden. Unter Augustus wurde das Cincische Gesetz noch einmal durch Senatsbeschluß eingeschärft und auf die Uebertretung desselben das Vierfache des empfangenen Lohnes gesetzt, obgleich schon Quintilian die Honorirung der Sachwalter für gerecht und nothwendig erklärt. Aber man sah sich bald genöthigt, gelindere Saiten anzuschlagen und dem Honorare Grenzen zu setzen. Unter dem Kaiser Klaudius nämlich, der übrigens in seinem verkehrten Richtereifer von den Advokaten förmlich gemißhandelt, auf dem Tribunale mit Gewalt an den Beinen oder der Toga festgehalten und einmal sogar von einem griechischen Anwalte ein alter Narr geschimpft wurde, war bereits, wie Tacitus sich ausdrückt, „keine öffentliche Waare so käuflich, als die Perfidie der Advokaten", und als ein römischer Ritter, nachdem er 400,000 Sesterzen einem Sachwalter und Ankläger gezahlt und doch erfahren mußte, daß er verrathen worden war, sich entleibt hatte, verlangten die Senatoren die Erneuerung des Cincischen Gesetzes. Da jedoch die Advokaten dagegen einwendeten, daß ihnen auch ihre Wissenschaft Geld kostete, daß sie ihre eigenen Angelegenheiten vernachlässigen müßten, um sich fremden Geschäften zu widmen und daß, wenn man die Be-

lohnungen der Studien abschaffte, dieselben selbst zu Grunde gehen würden, so bestimmte Klaudius als Maximum des Honorars die Summe von 10,000 Sesterzen (725 Thlr.). Noch einmal setzte der Senat bei Neros Regirungsantritte die alte Bestimmung wieder in Kraft. Während Tacitus dies berichtet, liest man aber bei Sueton, daß Nero verordnet habe, es sollten die Prozessirenden ihren Anwälten einen bestimmten und gerechten Sold zahlen, dafür aber die Sporteln für die Bänke und Sitze vor Gericht wegfallen. Wahrscheinlich änderte also eine spätere Kabinetsordre jenen ersten Beschluß. Unter Trajan wurde die Summe bestätigt, aber festgesetzt, daß das Honorar nicht vor dem Prozesse ausgezahlt und daß nicht etwa ein höheres Honorar oder statt desselben ein Theil des Streitobjektes selbst ausbedungen würde.

Daß es aber auch damals noch Sachwalter gab, die umsonst dienten, sieht man aus dem Beispiele des Plinius selbst, der von sich seinem Freunde Valerian schreiben konnte: „Wie freue ich mich, daß ich mich bei Führung von Prozessen nicht nur der Stipulationen, der Geschenke und Spenden, sondern selbst der Angebinde enthalten habe. Freilich muß man das Unsittliche nicht, weil es nicht erlaubt, sondern, weil es schändlich ist, meiden; es ist aber doch angenehm, wenn man öffentlich etwas verbieten sieht, was man sich selbst niemals erlaubt hat." Auch Alexander Severus besoldete diejenigen Advokaten, von denen feststand, daß sie umsonst Prozesse führten. Dagegen bekommen wir eine Vorstellung von der Unverschämtheit und Schändlichkeit anderer Anwälte zu Plinius Zeit, wenn wir seine Klagen über Regulus lesen, der bei sehr geringen Gaben aus Armuth und Niedrigkeit zu Reichthum und Macht gelangte, und der von einem Freunde des Plinius „der nichtswürtigste aller Zweifüßler" genannt wurde. Vellejus Bläsus, ein reicher Konsular, rang mit dem Tode und wollte sein Testament ändern. Regulus, der auf das neue Testament hoffte; bat nun die Aerzte, dem Manne auf jede Weise das Leben zu fristen. Als aber das

Testament, wie er glaubte, mit einem Legate zu seinen Gunsten, unterzeichnet war, wechselte er die Rolle, änderte die Sprache und sagte zu denselben Aerzten: „Wie lange quält Ihr den Armen? „Was mißgönnt Ihr ihm einen sanften Tod, da Ihr ihm doch nicht das Leben geben könnt?" Bläsus starb, und als ob er Alles gehört hätte, vermachte er dem Regulus nichts. Aurelia, eine vornehme Frau, hatte, um ihr Testament zu machen, ihr schönstes Kleid angezogen. Als Regulus zum Unterzeichnen kam, sagte er: „Vermache mir dieses, ich bitte Dich." Aurelia glaubte, der Mann scherze; jener besteht im Ernst darauf. Kurz, er zwingt die Frau, das Testament zu öffnen und ihm die Kleider, die sie trug, zu vermachen; er gab auf sie Acht, als sie schrieb, und sah hinein, ob sie es auch geschrieben! „Und so erhält dieser Mensch", sagt Plinius zum Schluß, „Erbschaften, Vermächtnisse, als ob er sie wirklich verdiente." Uebrigens werden die finanziellen Verhältnisse der Advokaten im Allgemeinen nicht als glänzend geschildert. Die Sterne vierter und fünfter Größe unter ihnen verfielen in dieser Beziehung ebenfalls dem Spotte der Satiriker. Einen gewissen Sextus fragt Martial: „Welcher Grund oder welche Hoffnung zieht Dich nach Rom? Prozesse, sagst Du, werde ich führen, beredter als Cicero selbst, und auf keinem der drei Fora wird mir Jemand gewachsen sein! Auch Atestinus hat Prozesse geführt und Kajus, beide kanntest Du; aber keinem von beiden brachte es den Miethzins ein." An Sextus schreibt er als fingirter Advokat: „Ich habe Deinen Prozeß geführt nach Ausmachung von 2000 Sesterzen. Wie viel schickst Du mir? Tausend. Warum? Du hast nichts gesprochen, sagst Du, und die Sache vernachlässigt. Um so mehr bist Du mir schuldig, weil ich schamroth geworden bin." Die Sitte, dem Advokaten in Naturalien Geschenke zu machen, berührte er in folgendem Epigramme: „Den Sabellus haben die Saturnalien reich gemacht. Mit Recht bläst sich Sabellus auf und hält Niemanden unter den Sachwaltern für glücklicher. Diesen Stolz und Muth verleiht ihm ein halber Scheffel Mehl

und Bohnenschrot, und von Weihrauch und Pfeffer drei halbe Pfunde, und eine Wurst nebst einem Falisker Saumagen, und eine Flasche eingedickten Mostes, und lybische Feigen in bereifter Schale mit Knoblauch, Schnecken und Käse. Auch kommt von einem picenischen Klienten ein wenig geräumiges Kistchen voll kärglicher Oliven und, mit dicken Göttern geziert, der aus sieben Geschirren bestehende Aufsatz eines spanischen Töpfers und eine mit breitem Purpur besetzte Serviette. Einträglichere Saturnalien hat Sabellus in zehn Jahren nicht gehabt."

In ähnlicher Weise läßt sich Juvenal über die Einkünfte der Anwälte hören: „Sag' an, was den Sachwaltern ihre Rechtsgeschäfte und die sie begleitenden Aktenbündel eintragen? Sie selbst führen das große Wort, aber dann, wenn ein Gläubiger zuhört oder wenn noch dringender Einer ihre Seite berührt, der eines sicheren Postens wegen mit einem großen Hauptbuche anlangt, dann hauchen ihre Lungenbälge unendliche Lügen aus und der Busen hängt voll Schaum. Will man den wahren Ertrag schätzen, so muß man auf die eine Seite der Wage die Vermögen von hundert Advokaten legen, auf die andere nur das einzige eines Wettfahrers im Cirkus." Dann zählt er auch als Belohnung auf: trockne Schinken, Thunfische, Zwiebeln, einige Flaschen schlechten Wein. Erhalte man ja einmal ein Goldstück für mehrere Gänge, so müsse man kontraktlich mit den Rechtsgelehrten theilen. Glück und Erfolg habe nur der, welcher glänzenden Aufwand mache und mit berühmten Ahnen prahlen könne. „Dem Cicero würde heute Niemand 200 Sesterzen zahlen, wenn an seiner Hand nicht ein ungeheurer Ring glänzte. Wer einen Prozeß hat, sieht jetzt zuerst darauf, ob Du acht Sklaven hast und zehn Begleiter, ob hinter Dir ein Sessel getragen wird, Dir voraus Klienten gehen. Deshalb plaidirte Paulus mit einem geliehenen Sardonyxringe und machte bessere Geschäfte als Andere. Selten wohnt ja Beredtsamkeit in einem schäbigen Gewande. Nach Gallien mußt Du reisen oder lieber nach Afrika, der Säugamme der Advokaten, wenn Du Lohn von Deiner Zunge

ernten willst." Uebrigens scheinen die genannten 200 Sesterzen (14 Thlr.) das geringste Honorar gewesen zu sein; denn auch Martial sagt über einen Winkeladvokaten: „Der Du lange Bäcker warst, führst jetzt Prozesse und verlangst 200 Sesterzen; aber Du brauchst es und borgst wieder. So weichst Du vom Bäcker nicht ab: denn Du machst Brod und machst Mehl" (d. h. verthust es wieder).

In der spätern Kaiserzeit war bei jedem Gerichte eine bestimmte Anzahl von Advokaten angestellt, z. B. bei dem Gouverneur von Rom 80, bei dem Präfekten des Prätoriums 150; und diese bildeten Korporationen und genossen mannigfache Privilegien, waren aber auch hinsichtlich ihrer Amtspflichten einer besonderen Disziplin unterworfen, waren absetzbar und mußten sich über ihre Studienzeit und ihre Kenntnisse durch Examina ausweisen. Ueberzählige mußten warten. Aber die früheren Mißbräuche dauerten in vergrößertem Maßstabe fort und die Maßregeln rechtlicher Kaiser wie Hadrians, des ersten Antoninus, Alexanders Severus und Julians wurden immer wieder unter schlechten Regenten vergessen. Eine höchst ungünstige Schilderung des Advokatenstandes, besonders in den östlichen Provinzen des Reichs, im vierten Jahrhundert n. Chr. liefert aus eigener Anschauung der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Er theilt die Sachwalter, „die wie spartanische oder kretische Hunde auf die reichen Häuser Jagd machen", in vier Klassen. In die erste stellt er diejenigen, welche geldgierig und in Folge dessen äußerst geschäftig wären, Zwietracht zu säen und Familien zu entzweien. Sie benutzten ihr Talent dazu, um die Richter zu verwirren und von einem Raub zum andern zu eilen. Die zweite Gattung enthält nach ihm solche, die eine tiefe Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzkenntniß zur Schau trugen und mit ernster Miene ihre Orakelsprüche ertheilten. „Und wenn Du vorgiebst, mit Willen Deine Mutter getödtet zu haben, so versprechen sie Dir, daß viele verborgene Gesetzstellen Dir Freisprechung verheißen, wenn sie merken, daß Du Geld hast." Unter die dritte

Klasse rechnet er die Ehrgeizigen, die auf jede Weise berühmt werden wollten, „die, wenn sie auf dem rechten Wege vorwärts kommen, Heiligthümer der Gerechtigkeit sind, wenn sie aber verdorben werden, betrügliche Fallgruben, aus welchen Einer erst nach vielen Jahren und bis aufs Mark ausgesogen wieder herauskommt". Die vierte Klasse endlich sollte die ungebildeten Rabulisten umfassen, „die zu bald der Schule entlaufen sind und hinter Unverschämtheit und Schimpfen ihre Unwissenheit verbergen. Unter ihnen sind Einige so ungebildet, daß sie sich nicht erinnern können, je Bücher besessen zu haben. Und wenn in einer Gesellschaft von Gebildeten der Name eines alten Schriftstellers ausgesprochen wird, so halten sie ihn für die ausländische Bezeichnung eines Fisches oder einer Eßwaare". Kam es endlich dazu, daß nach vielen verschobenen und versäumten Terminen die Sache vor Gericht verhandelt werden sollte, dann erklärten sich diese Leute für zu unvollkommen instruirt, und die Geldschneiderei hatte noch lange nicht ihr Ziel erreicht. Freilich giebt Ammian auch zu, daß das Leben der Advokaten durch vielerlei Aerger getrübt werde, und dazu zählt er den gegenseitigen Brodneid, die Zuziehung vieler Feindschaften und die Sitte der Klienten, den ungünstigen Ausgang jedes Prozesses niemals dem übeln Stande der Angelegenheit, sondern der Ungeschicklichkeit des Anwaltes zuzuschreiben.

Dieses Sinken des Sachwalterstandes, sein im Ganzen geringes Ansehen, sein Mangel an wissenschaftlichem Sinne ist nun um so auffälliger, als zu gleicher Zeit die Jurisprudenz ihre höchste Blüthe erreichte, als das zweite Jahrhundert die klassische Literaturperiode des römischen Civilrechts genannt werden muß, als die tüchtigsten Kräfte sich damals dem Juristenstande zuwendeten, da die größere Komplizirtheit der Verfassung, die weitere Ausdehnung der Verwaltung in allen Zweigen der öffentlichen Geschäfte Rechtsgelehrte oder wenigstens juristisch Gebildete unentbehrlich machte. Dieser Widerspruch löst sich jedoch dadurch, daß sich in der Kaiserzeit die angesehenen Juristen

gar nicht mehr zum Prozeßführen und zum Beistandleisten vor Gericht hergaben, sondern nur noch durch Gutachten und Konsultationen thätig waren. Die erhöhte Bedeutung der früheren juristischen Konsulenten schreibt sich bereits von Augustus her, der aus der Befugniß, auf Befragen Gutachten zu ertheilen, ein Privilegium machte, welches er einer Anzahl von Juristen selbst verlieh. Ihre Antworten sollten Gesetzen gleich gelten und auch wenn sie die Entscheidungsgründe nicht beigefügt hatten, waren die Richter an dieselben gebunden. Der Kaiser Tiberius führte es ein, daß sie ihre Antwort schriftlich und versiegelt abgeben sollten. Kaligula, dem in seinem Allmachtsschwindel ihre patentirte Stellung ein Dorn im Auge war, drohte, dieselbe aufzuheben und es dahin zu bringen, daß die Juristen nur antworten sollten, was ihm gefällig wäre! Hadrian traf noch die Bestimmung, daß der Richter für den Fall, daß die Ansichten der Respondenten getheilt waren, seiner eigenen Ansicht folgen durfte. Noch unter Konstantin wurde das Recht des Gutachtenertheilens verliehen; später aber trat der todte Buchstabe des Gesetzes an die Stelle der lebendig fortbildenden Wissenschaft. Schon unter Augustus ging auch der Name advocatus von dem Rechtsbeistand auf den Sachwalter über. Wenn die gewöhnlichen Advokaten später zu ihrem Geschäfte juristische Beihilfe brauchten, scheinen sie sich, wie man aus der oben angeführten Stelle Juvenals schließen kann, an Leute gewendet zu haben, die mit den griechischen Pragmatikern auf einer Stufe standen und sich mit dem Bruchtheile eines Goldstückes bezahlen ließen.

VI.

Die römischen Militärverhältnisse.

In den ältesten Zeiten Roms bestand der Heerbann nach den Angaben der Schriftsteller aus 3000 Mann Fußvolk und 300 Reitern. Diese ursprüngliche Legion wurde nach Romulus mehrmals vermehrt, und Livius spricht schon unter dem dritten König, Tullus Hostilius, von alten und neuen Legionen. Es läßt sich nicht leicht mehr erkennen, ob die Infanterie der damaligen Zeit aus den Hörigen der Patrizier bestand oder ebenfalls von dem Adel allein gestellt wurde; die Reiterei war bis auf Servius Tullius ausschließlich patrizisch. Sie war wahrscheinlich schwer gerüstet und bildete den Kern des Heeres, indem sie gewohnt war, zu Fuß eben so gut wie zu Pferde zu kämpfen. Noch später, als sich ihre Bedeutung längst gemindert hatte, gaben die abgesessenen Ritter durch ihre persönliche Tapferkeit öfter den Ausschlag, z. B. in der Schlacht am See Regillus, in den volskischen und samnitischen Kriegen. Allein bei dem raschen Zunehmen des Plebejerstandes, welcher, von dem Reiterdienste ausgeschlossen, seiner Bürgerpflicht lediglich als Fußsoldat Genüge leisten konnte, kehrte sich das Verhältniß der Waffengattungen bald um und die überwiegende Bedeutung des Fußvolkes erhielt endlich durch die Verfassung des Servius ihre

Sanktion. Bekanntlich stellte diese Konstitution ihrem timokratischen Prinzipe gemäß die Rechte der Bürger in Verhältniß zu ihren durch das Vermögen bedingten Leistungen und Verpflichtungen gegen den Staat, und da, wie in Athen, sich alle Bürger zum Kriegsdienste selbst ausrüsten mußten, so nimmt es nicht Wunder, daß die besser Gerüsteten bevorzugt, diejenigen, welche ihrer Armuth wegen nicht einmal zur fünften Klasse des Census gehörten, vom Kriegsdienste ganz ausgeschlossen und nur in Fällen dringender Noth herangezogen wurden, wo sie dann vom Staate die Rüstung erhielten. Im ersten Gliede der alten römischen Phalanx standen also die Bürger der ersten Censusklasse, mit Helm, Panzer, Beinschienen und rundem, ehernem Schilde gerüstet, hinter ihnen die der zweiten Klasse, ohne Panzer und mit einem vier Fuß langen, cylindrisch gewölbten, viereckigen Schilde, der aus Brettern bestand und mit Leder und Eisen beschlagen war; der dritten Klasse fehlten schon die Beinschienen, die vierte begnügte sich mit dem Schilde, als einziger Defensivwaffe. Die fünfte, nur mit dem Wurfspieße versehen, bildete ein leichtes Plänklerkorps, das sich bei ernstlicherem Zusammenstoß der beiden Heere hinter die Phalanx zurückzog. Dem Alter nach waren die Römer vom 17. bis zum 20. Jahre verpflichtet zu dienen; zum Felddienst wurden aber blos die Jüngeren bis zum 45. Jahre verwendet, während die Aelteren, als eine Art Landwehr, nur die Besatzung der Stadt Rom bildeten. So wurden z. B. zu Kamillus Zeit drei Heere zugleich ausgehoben. Das eine zog als Operationsarmee gegen die Antiaten, das zweite blieb als Observationsarmee im Lande, das dritte, aus den Aelteren und Invaliden bestehend, war zur Deckung der Stadt bestimmt.

In späterer Zeit wurde das Aufgebot der Landwehr immer seltener, und schon 296 v. Chr. spricht Livius davon, als von einer außerordentlichen Maßregel. Uebrigens berechnete man trotz der Altersjahre die Dienstzeit nach einer gewissen Zahl von Feldzügen, von denen sechzehn, höchsten zwanzig auf

den Infanteristen, zehn auf den Reiter kamen. Gewöhnlich wurden in früherer Zeit zwei konsularische Heere oder vier Legionen ausgehoben, die natürlich nach Bedürfniß entweder nach Beendigung eines Feldzuges wieder aufgelöst oder unter den Fahnen behalten wurden, so daß während des zweiten punischen Krieges die Stärke des Heeres schon bis zweiundzwanzig Legionen wuchs, eine Zahl, die sich freilich in den Bürgerkriegen noch verdoppelte.

Da die ältere Normalstärke der republikanischen Legion sich auf 4200 Fußsoldaten und 300 Reiter belief, so ergiebt sich ein gewöhnlicher Bedarf von 18,000 Mann und bei Rekrutirung derselben verfuhr man auf folgende Weise. Vor der Aushebung pflegte man die Oberoffiziere der Legionen, die Tribunen, zu bestimmen, da dieselben bei der Konskription selbst thätig sein mußten, und zwar gehörten zu jeder Legion sechs Tribunen, von denen jeder zwei Monate lang das Oberkommando führte. Diese vierundzwanzig Obersten ernannte früher der König, später bis zum Jahre 359 v. Chr. die Konsuln. Von da an beanspruchte das souveräne Volk einen Antheil an der Anstellung, und erwählte zuerst sechs, 120 Jahre später sechzehn, endlich vom Jahre 169 ab alle vierundzwanzig Tribunen, so daß die Konsuln nur bei einer außeretatmäßigen Zahl von Legionen vom Senate die Ermächtigung zur Ernennung der noch erforderlichen Tribunen erhielten. Ueberhaupt hatten ja alle Offiziere nur für die Dauer des Feldzuges ihren Rang und ihre Stellung im Heere, und rief später wieder das Vaterland zu den Waffen, so verschmähte es selbst der frühere General nicht, als Tribun oder selbst als Hauptmann in die Armee einzutreten. Es liegt auf der Hand, daß bei so echt republikanischer Gleichheit nicht einmal der Keim militärischen Kastengeistes gedeihen konnte. Wenn es auch vorkam, daß das Volk bei seiner Wahl weniger auf Erfahrung im Kriegswesen sah, als auf besondere Beweise von Charakterstärke, sowie es z. B. den durch seine kindliche Liebe ausgezeichneten Sohn des Manlius Imperiosus

zum Legionsobersten machte, der sonst noch gar keine Verdienste besaß, so kam es doch noch weit öfter vor, daß die Feldherren selbst nach Gunst und Protektion diese Stellen vergaben, ohne auf die persönliche Befähigung viel zu achten. Daß der Dichter Horaz ohne vorhergehende Kriegsdienste bei den Freischaaren des Brutus als Oberst fungirte, ist weniger auffallend; wir wissen ja auch nicht, ob er unter den Ersten oder Letzten seinen Schild bei Philippi wegwarf! Deutlicher zeigte sich die Nutzlosigkeit solcher schnell avancirter Schützlinge, als Cäsar zum erstenmal gegen die Germanen zog. „Da bemächtigte sich plötzlich," schreibt er selbst, „eine so große Furcht des ganzen Heeres, daß die Gemüther Aller heftig aufgeregt wurden. Sie begann zuerst bei den Tribunen, den Präfekten und den Uebrigen, die der Freundschaft wegen aus der Hauptstadt Cäsar gefolgt waren und nun die große Gefahr bejammerten, weil sie keine große Erfahrung im Kriegswesen hatten. Da schützte denn der eine diesen, der andere jenen nothwendigen Grund zur Abreise vor und bat, sich mit Cäsars Bewilligung entfernen zu dürfen. Einige schämten sich doch und blieben, um den Verdacht der Furchtsamkeit zu vermeiden. Diese vermochten aber weder eine ruhige Miene zu erheucheln, noch bisweilen sich der Thränen zu enthalten; in den Zelten sich verbergend, beklagten sie ihr Schicksal oder jammerten mit ihren Vertrauten über die gemeinsame Gefahr!" Waren die Tribunen ernannt, so versammelten sich an einem von den Konsuln vorher festgesetzten Tage die waffenfähigen Männer auf dem Kapitol oder später gewöhnlich auf dem Marsfeld. Die Konsuln präsidirten auf ihren elfenbeinernen, geschweiften Amtsstühlen und die Namen sämmtlicher fünfunddreißig Tribus wurden dann in eine Urne geworfen und nach dem Loos hinter einander aufgerufen. Doch nahm man nicht sofort die erforderlichen 480 Mann aus jeder derselben, sondern wählte aus jeder Tribus nur je vier, also einen Mann für jede Legion, wobei bei der ersten Tribus ein Tribun der ersten Legion das Vorrecht der Auswahl hatte, bei der

zweiten ein Tribun der zweiten u. s. w. Da der römische Aberglaube in allem Zufälligen etwas Bedeutungsvolles suchte, so sah man natürlich auch bei dem Namensausrufe darauf, daß Namen guten Klanges, wie Salvius, Valerius, Statorius, den Anfang bildeten. Erschwert wurde diese peinlich sorgfältige Art der Rekrutirung noch dadurch, daß man nach dem Census und nach dem Alter sogleich die Soldaten in ihre verschiedenen Klassen und Kompagnien zusammenstellte. Schon seit den Zeiten des Kamillus nämlich hatte man die alte Phalanxstellung aufgegeben und bei der vielgliedrigen, loseren Aufstellung der Legion nach Manipeln (die Legion zählte dreißig Manipel zu zwei Centurien) herrschte die Rücksicht auf das Alter vor, indem sich die drei Hauptwaffengattungen, die hastati, principes und triarii, als die jüngsten, mittleren und älteren unterschieden. Bei plötzlich einbrechendem Kriegslärm hatte man aber nicht Zeit, alle Vorschriften der regelmäßen Aushebung zu beobachten, sondern man raffte so eilig als möglich die Mannschaft zusammen, indem man wol auch, wie ein paarmal ausdrücklich bezeugt ist, die Namen der Soldaten, wie früher bei uns, durchs Loos ziehen ließ. —

Im Jahre 308 v. Chr., vor der Schlacht am See Vadimo, hatte man ein großes Heer auf die Weise zusammengebracht daß jeder Soldat sich einen beliebigen Mann aussuchen durfte, wobei jede Weigerung durch einen Fluch verpönt war. Oft meldeten sich auch aus Vertrauen zu den Führern Freiwillige und Livius erzählt z. B., daß nach dem Sturze der Decemvirn, als ein Krieg mit den Volskern drohte, nicht nur alle jüngeren, sondern auch alte, ausgediente Soldaten sich freiwillig stellten und daß sich im Jahre 295 ebenfalls dem Konsul Q. Fabius eine überschüssige Anzahl Waffenfähiger anbot. Erschienen dagegen die Militärpflichtigen beim Namensaufruf absichtlich nicht, so traten die härtesten Strafen ein. Eine Geldbuße (in alter Zeit aus einem Schafe bestehend) zahlte wahrscheinlich blos ein im Verhinderungsfall nicht gehörig Entschuldigter; sonst erfolgte

Entziehung des Bürgerrechtes durch die Censoren und Konfiskation des Vermögens. Dies that bereits Kurius Dentatus und noch Augustus sah sich nach des Varus Niederlage in Deutschland genöthigt, aus der Unmasse der den Dienst Verweigernden den je fünften Mann unter den jüngeren und den je zehnten unter den älteren mit Vermögensverlust zu bestrafen, ja einige sogar hinrichten zu lassen. Wahrscheinlich zu derselben Zeit geschah es, daß ein Ritter seinen beiden Söhnen die Daumen abhackte, um sie den Rächerarmen der Germanen zu entreißen. Augustus ließ ihn selbst und seine Güter verkaufen, und da es zu befürchten stand, daß bei der Auktion die Standesgenossen des allzu zärtlichen Vaters denselben erstehen würden, um ihm sogleich wieder die Freiheit zu schenken, so überließ er ihn einem seiner Freigelassenen unter der Bedingung, ihn auf dem Lande leben zu lassen, ohne ihn mit Sklavenarbeit zu belasten. Valerius Maximus erzählt, daß bereits im Bundesgenossenkrieg ein gewisser Vatienus sich die Finger der linken Hand vor der Rekrutirung abgeschnitten habe und deshalb vom Senate zu Verlust des Vermögens und Gefängniß auf Lebenszeit verdammt worden sei. Auch Cicero sagt in einer Rede: „Wenn das Volk denjenigen verkauft, der nicht Soldat geworden ist, so nimmt es ihm nicht die Freiheit, sondern erklärt nur, daß derjenige nicht frei sei, welcher keine Gefahr bestehen wollte, um frei zu sein.“ Aber es kamen auch Fälle von körperlicher Züchtigung vor. Publilius Volero z. B., der später die Wahl der plebejischen Magistrate durch die Plebs durchgesetzt haben soll, weigerte sich als gewesener Centurio wieder zu dienen, und schon waren die Liktoren auf Befehl der Konsuln im Begriff ihm die Kleider abzureißen und die Ruthen aus ihren Fascen zu nehmen, als der Delinquent in den dichtesten Volkshaufen entsprang. Eben so berichtet Livius von Manlius Imperiosus, daß er die Konskriptionsflüchtigen mit Gefängniß und körperlicher Züchtigung strafte. Hilfe gegen Anwendung entehrender Strafen gewährten in diesem Falle bisweilen die

Volkstribunen, die sogar im Jahre 459 die ganze Aushebung dadurch hintertrieben, daß sie Jeden, den der konsularische Liktor ergreifen wollte, freizulassen befahlen. Während des zweiten punischen Krieges wurde wegen Mangel an jungen Leuten eine aus vier Mann bestehende Rekrutirungskommission eingesetzt, die außerhalb des städtischen Weichbildes Inspektion halten sollte. Befreiung vom Dienste gewährte das Alter, die Zahl der Feldzüge, die Verwaltung eines städtischen, besonders priesterlichen Amtes und ein gebrechlicher Körper.

Die Aushebung der römischen Reiterei war durch die Eintheilung der Ritter in Centurien erleichtert und fand unabhängig von der des Fußvolkes statt. Zu den vorhandenen sechs Rittercenturien zu 200 Mann hatte Servius 12 ebenso starke, neue, aber plebejischen Standes aus den Bürgern der höchsten Censusklasse hinzugefügt, und da diese 3600 Reiter bei jedem Census gemustert und ergänzt wurden und fortwährend ihre auf Staatskosten erkauften und unterhaltenen Pferde zur Hand hatten, so bedurfte es bei einer Armeeformirung nur der Bestimmung der zu jeder Legion gehörigen Anzahl. Zu diesen achtzehn Centurien kam aber seit der Belagerung Vejis noch ein neues Reiterkorps, das mit eigenen Pferden diente, aber in Friedenszeiten der dem älteren Institute gebührenden Vorrechte entbehrte. Nach Beendigung der Aushebung leisteten die Legaten oder Generaladjutanten des Feldherrn und die Tribunen den Eid der Treue, den dann letztere den Legionen in der Art abnahmen, daß ein Soldat jeder Legion die Eidesformel vorsprach, die das Versprechen enthielt, den Konsuln folgen zu wollen, gegen welchen Feind das Heer auch geführt würde, niemals die Feldzeichen zu verlassen und überhaupt keine gesetzwidrige Handlung zu üben; worauf die übrigen Soldaten, namentlich aufgerufen, nur ausriefen: „Dasselbe für mich!“ Später kam bisweilen noch ein Lagereid hinzu, durch den sich die Truppen noch zu gewissen Kriegsartikeln verpflichteten, wie z. B. nicht zu stehlen, Alles, was sie fänden, abzuliefern, und

nach Beurlaubungen sich am bestimmten Tage wieder einzufinden, insofern sie nicht durch ein Familienbegräbniß, durch religiöse Abhaltungen, durch gefährliche Krankheit oder durch äußere Gewalt verhindert wären. Bei tumultuarischen Konskriptionen holte der Feldherr aus dem Kapitol zwei Feldzeichen und ließ die Mannschaft gleich zusammen schwören. Manchmal wurde auch in Augenblicken drohender Gefahr der Fahneneid wiederholt. So schwur z. B. bei Dyrrhachium, als Cäsar sich näherte, das ganze Heer des Pompejus, die Offiziere voran, den Führer nicht verlassen und sein Schicksal theilen zu wollen, und dasselbe wiederholte sich beim pompejanischen Heere in Spanien.

Der neue römische Soldat nahm sich in seiner Uniform stattlich genug aus, wenn er auch des wunderbaren Reizes, den doppelfarbiges Tuch verleiht, entbehren mußte. Sein Haupt bedeckte ein eherner Helm ohne Visir, mit drei rothen oder schwarzen, anderthalb Fuß hohen Federn geziert; über der wollenen, kaum das Knie erreichenden Tunika trug er später nicht mehr den massiv eisernen Küraß der alten Zeit, sondern einen erzbeschlagenen Gurtpanzer, der aus mehreren, etwa drei Finger breiten Streifen von Eisen oder Bronzeblech bestand, die auf lederne Riemen aufgeheftet waren und vom Nabel aufwärts bis unter die Achseln mit Haken um den Körper gegürtet wurden, während ähnliche Streifen über die Schultern hinwegliefen und sich mit ihren Enden an die Horizontalstreifen anschlossen. Die reicheren Leute trugen einen aus metallenen Ringen oder Ketten zusammengesetzten Ketten-, oder, wenn die Ringe noch mit Schuppen gedeckt waren, Schuppenpanzer. Gewöhnlich an der rechten Hüfte hing an einem Wehrgehenk in früherer Zeit das zum Hieb taugliche lange gallische Schwert, seit dem zweiten punischen Kriege der kurze, doppelschneidige hispanische Degen. Die Arme waren stets entblößt; auch hinsichtlich der Beine glichen die römischen Krieger den Hochschotten neuerer Zeit. Das rechte Schienbein aber der schweren

Infanterie (denn das linke schützte der Schild) deckte eine Beinschiene aus feiner Bronze, den Fuß ein schwerer, mit einem bis zur Wade aufsteigenden Riemengeflecht versehener Schuh, dessen Sohle mit so starken Nägeln beschlagen war, daß es Juvenal unter die ärgsten Unannehmlichkeiten des römischen Straßengetümmels zählt, seine Zehen Bekanntschaft mit dem Schuhwerk eines Soldaten machen lassen zu müssen.

Ueber der Rüstung trug der Soldat das sagum, einen aus dichter Wolle gewebten kurzen Waffenrock ohne Aermel und von dunkler Farbe, der über der Brust mittelst einer metallenen Agraffe befestigt wurde. Der Schild in seiner Linken trug inwendig seinen Namen und die Nummer der Centurie und Legion, äußerlich irgend ein gemaltes Abzeichen, einen geflügelten Donnerkeil, eine Raute, einen Adler, einen Halbmond, einen Kranz. Die Rechte war bewehrt bei den in erster und zweiter Linie stehenden Hastati und Principes mit einem im Ganzen etwas über sechs Fuß langen, sowol zum Wurf als zum Stoß geeigneten Speer, dessen lange Eisenspitze nur oben gestählt war, damit sie sich leicht umbiegen und deshalb vom Feind nicht wieder zurückgeworfen werden sollte. Marius ließ die Lanzenspitzen nur auf einer Seite des Schaftes durch einen eisernen Nagel befestigen, auf der anderen aber einen hölzernen einschlagen, damit das Eisen um so sicherer abbrechen müßte. Die dritte Linie der Legion, die aus gedienten Leuten bestehenden Triarier, dagegen hatten noch bis auf Marius die aus der früheren Phalanxstellung herrührende, etruskische, vierzehn Fuß lange Stoßlanze. Der den untersten Vermögensklassen entnommenene Truppenkörper der leicht bewaffneten Veliten trug nur eine Kappe von Leder, einen leichten runden Schild, das gewöhnliche Schwert und mehrere leichte Wurfspieße. Die Offiziere unterschieden sich wol äußerlich durch feinere Stoffe der Kleider und künstlicher gearbeitete Rüststücke. Am kenntlichsten war der Feldherr durch seinen purpurrothen, auch goldgestickten Ueberwurf. Die Tribunen trugen als Abzeichen den

goldenen Ring, einen kurzen dolchartigen Degen, und in der Kaiserzeit nach den verschiedenen Abstufungen des Ranges breitere oder schmälere Purpurstreifen am Waffenrocke. Die sechzig Centurionen führten die Weinrebe, die Mutter des späteren Korporalstockes, in der Rechten, und machten sich durch die besondere Stellung des Helmbusches ihren Untergebenen bemerkbar. Die Spielleute und Fahnenträger waren später mit der über den Kopf gezogenen deutschen Wildschur bekleidet. Uebrigens ertönte die Trompete als Signal zum Angriff oder Rückzug; das Horn gab das Zeichen zum Aufbruch, während durch ein kleineres schneckenförmig gewundenes Blechinstrument die Zeit der Wachablösung bezeichnet wurde. Von einer auf diesen Instrumenten gespielten Marschmelodie findet man keine Spur, auch nicht von Pauken und Trommeln, den unerläßlichen Beigaben unserer Armeen. Nach Plutarch wurden die Römer durch den noch nie gehörten Klang der parthischen Trommeln, „der dem Gebrülle der wilden Thiere und dem Rollen des Donners gleich kommt", in der Schlacht bei Karrhä nicht wenig in Schrecken gesetzt.

Auf die Einkleidung der Rekruten folgt bei uns die Drillzeit des Einexerzirens, die natürlich um so anstrengender für Lehrer und Schüler ist, je häufiger bei der Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung alle Vorbedingungen eines guten Soldaten fehlen. Der junge Römer dagegen trat, durch anhaltende Körperübung, die früher seine einzige Erziehung und Bildung ausmachte, vorbereitet, in den Dienst, und was Vegetius in seiner Anleitung zur Kriegswissenschaft unter dem Kaiser Gratian als nothwendige Uebungen der Rekruten angiebt, bezieht sich zur Hälfte auf ein bereits verweichlichtes und erschlafftes Zeitalter. Dennoch gab es auch früher noch so Manches, was beim Eintritt ins Militär zu lernen war. „Der Anfang aller Uebungen", sagt Vegetius, „wird mit dem Kriegsschritt gemacht. Auf dem Marsch sowol als in der Schlacht selbst ist nichts nothwendiger, als daß jeder Soldat in Reihe

und Glied bleibt. Das ist aber nicht möglich, wenn er nicht durch wiederholte Uebungen zu einem raschen und sich immer gleichbleibenden Schritte gewöhnt ist. Ein Heer, das unordentlich aufmarschirt und Lücken macht, hat allemal sehr viel vom Feind zu besorgen. Es muß daher der Rekrut, wenn er gewöhnlich ausschreitet, wenigstens 20,000 Schritte (vier deutsche Meilen) in fünf Stunden im Sommer zurücklegen, und wenn er ganz austritt, wodurch die Bewegung beschleunigt wird, wenigstens 24,000 Schritte in derselben Zeit." Livius erwähnt es von T. Sempronius und von Scipio Afrikanus, dem Aelteren, daß sie ihre Truppen auf diese Weise fleißig einübten. Nach Vegetius war es eine von Augustus angeordnete, von Hadrian wieder in Erinnerung gebrachte Gewohnheit, daß monatlich dreimal Fußvolk und Reiterei in voller Rüstung zehn römische Millien in verschiedenen Marschtempi aus dem Lager und wieder zurück marschirte. Zuweilen führte man wirkliche Scheingefechte oder Manöver aus, nachdem man das Heer in zwei Theile geschieden hatte. Ueberhaupt wurden in der Kaiserzeit die militärischen Aufzüge und Paraden ziemlich häufig, da bei Leichenbegängnissen der Kaiser und Prinzen die Garnison mit ausrückte und mit umgekehrten Standarten um den Scheiterhaufen marschirte, was, wie bei Drusus, dem Stiefbruder des Tiberius, jährlich am Grabmal wiederholt wurde. Ob freilich dabei das römische Militär die exakte Glorie des modernen Parademarsches erreicht habe, dürfte wol im Interesse der modernen Kultur bezweifelt werden müssen. Der eigentliche Marsch im Felde wurde dadurch erschwert, daß der Soldat eine ziemliche Last von Gepäck bei sich zu tragen hatte, welche oft in der republikanischen Zeit die bei der früheren preußischen Infanterie gewöhnlichen sechzig Pfund überstiegen zu haben scheint. Nur die ledernen Zelte, deren jedes eine Kameradschaft von zehn Mann zu fassen pflegte, die Handmühlen, Reservewaffen und das Lagergeräthe wurde auf Karren oder Maulthieren fortgeschafft (in der Kaiserzeit führte auch jede

Legion 55 Horizontalgeschütze und 10 Wurfgeschütze größeren Kalibers mit sich); was der einzelne Mann aber selbst bedurfte, fiel auch nur ihm zur Last. Dahin gehörte außer der vollen Waffenrüstung, „die", wie Cicero sagt, „unsere Soldaten eben so wenig in Anschlag bringen als ihre Schultern, Arme und Hände," Getreide und später Brod auf einen halben, zuweilen, wie unter Scipio in Spanien und M. Philippus in Makedonien, auf einen ganzen Monat. In alter Zeit, wo die Kriege ganz in der Nähe der Stadt geführt wurden, genügte, was Cincinnatus im Kriege gegen die Aequer befahl, nämlich gekochte Speisen auf einige Tage mitzunehmen. Vor Cäsar mußten die Soldaten aber auch mehrere Schanzpfähle mit sich schleppen, und Cincinnatus ließ deren sogar zwölf, Scipio sieben den einzelnen aufladen. Dazu kamen auch noch Säge, Spaten, Beil, Sichel, Stricke, Kochgeschirr, und da man im Alterthume den Gebrauch der Tornister nicht kannte, so mag eine den Soldaten zur Erleichterung dienende Einrichtung des Marius dankbar angenommen worden sein. Er ließ nämlich das Gepäck bündelförmig über ein Brettchen schnüren und dann an einer oben gabelförmigen Stange auf der Schulter tragen. Man nannte diese Tragmaschinen, die sich noch auf der Trajanssäule abgebildet finden, (zuweilen auch die Soldaten selbst) scherzhaft „Marianische Maulesel".

Zu den Marschexerzitien kamen ferner Uebungen im Schwimmen und Springen und vor Allem im Fechten, von welchem Vegetius Folgendes schreibt: „Die Alten ließen ihren Rekruten Schilde von Weidenholz nach Art der Faschinen flechten, die aber doppelt so schwer sein mußten als der wirkliche Schild. Dazu gaben sie ihnen statt des Schwertes hölzerne, ebenfalls doppelt schwere Keulen. Damit mußten sie nicht nur Vormittags, sondern auch Nachmittags vor dem Pfahle sich üben. Ein jeder Rekrut mußte nämlich einen Pfahl unbeweglich so in die Erde stecken, daß er sechs Fuß hoch hervorragte. Dann betrachtete er ihn als seinen Gegner und be-

diente sich wider ihn seines geflochtenen Schildes und seiner Keule, so daß er bald den Kopf und das Gesicht zu treffen suchte, bald den Angriff auf die Seite that, zuweilen Hiebe auf das Knie und die Beine anbrachte, bald vorsprang, bald zurückwich. Dabei wurde besonders darauf gesehen, daß der Rekrut, wenn er zu einem Angriffe vorsprang, nie selbst eine Blöße gab." Die hölzernen Rappiere erwähnt auch Strabo, indem er von dem räuberischen Alpenvolke der Salasser erzählt, noch Messala habe ihnen das Brennholz, die eschenen Lanzenschäfte und die Uebungswaffen baar bezahlen müssen. Die Schleuderer und Bogenschützen hatten natürlich ihre besonderen Uebungsstunden und schossen auf 600 Fuß nach dem Ziele. Die Reiter lernten an hölzernen Pferden das Auf- und Absitzen, und mußten es so weit bringen, sich in voller Armatur aufs Pferd zu schwingen, da ihnen die Steigbügel fehlten. Der Konsul Manlius fand 299. v. Chr. bei einer solchen Uebung den Tod. Alle diese Exerzitien fanden für die Rekruten zweimal täglich, für die älteren Soldaten einmal statt und Vegetius sagt, daß man in früherer Zeit (wahrscheinlich aber doch nicht vor den Kaisern) bei schlechtem Wetter die Infanterie in großen Hütten, die Kavalerie in bedeckten Reitschulen turnen ließ. Zur Anleitung und Aufsicht waren besondere Exerzirmeister angestellt, die man früher aus wohlgedienten Veteranen nahm. Plinius, der Jüngere, sagt aber in der Lobrede auf Trajan über seine Zeit: „Nachdem die Waffenübungen, anstatt für die Hände, nur für die Augen bestimmt und aus einer Arbeit ein Vergnügen geworden sind, nachdem unsere Exerzitien nicht irgend ein Veteran, den die Mauer- oder die Bürgerkrone schmückt, leitet, sondern ein windiger griechischer Fechtmeister, wie hoch ist es da zu schätzen, daß ein Einziger noch seine Freude an vaterländischer Sitte hat" u. s. f. Sowie Trajan sich persönlich an den Uebungen der Rekruten betheiligte und sie beim Fechten aufmunterte, kräftiger auf ihn loszuschlagen, kämpfte auch Hadrian nicht selten um den Preis persönlicher Gewandtheit und Stärke, und noch der

Jude Josephus sagt, daß das Blutvergießen der einzige Umstand sei, wodurch sich das Schlachtfeld von dem Exerzirplatze unterscheide. Allein alle diese regelmäßigen Uebungen schienen den römischen Generalen nicht auszureichen. Man suchte die Quelle der Verweichlichung und zugleich der Unzufriedenheit lediglich im Müßiggang und bestrebte sich, dieselbe durch unausgesetzte Thätigkeit und Arbeit zu verstopfen, ohne zu glauben, daß durch Verwendung der Arbeitskraft für gemeinnützige Zwecke die Ehre des Soldatenstandes irgendwie gekränkt werde. So ließ der Consul Flaminius im Jahre 187 durch seine Soldaten die Straße von Bologna nach Arezzo anlegen, und P. Kornelius Nasika beschäftigte sein Heer sogar mit Schiffsbau, „damit es nicht durch Unthätigkeit verdorben würde, oder bei müßiger Ungebundenheit den Bundesgenossen Schaden zufügte“.

Krassus schloß den Sklavenführer Spartakus durch eine 300 Stadien lange, sehr hohe Mauer und einen 15 Fuß tiefen und breiten Graben auf die südlichste Spitze Italiens ein, Cäsar zog mit einer Legion eine Befestigungsmauer vom Genfer-See bis zum Jura, Augustus reinigte die Nilkanäle Aegyptens, Drusus legte einen Rheindamm an durch Soldaten; das Militär in Syrien pflegte nach Plinius zum Vertilgen der Heuschrecken kommandirt zu werden. Am meisten aber zeichnete sich in dieser Hinsicht der Kaiser Probus aus, der es offen aussprach, der Soldat dürfe nicht umsonst sein Brod essen, und mit dem Plane umging, das stehende Heer gänzlich abzuschaffen.

Was ferner den eigentlichen Lagerdienst betrifft, so war derselbe auch anstrengend genug. Anstatt auf dem Marsche Quartier in Städten und Dörfern zu nehmen, wurde jeden Abend ein Lager in freiem Felde aufgeschlagen, und wenn man dasselbe auch zum Behufe des Uebernachtens weniger fest baute, so mußte doch ein Graben gezogen, ein Wall aufgethürmt und der Palissadenverhau geflochten werden, bevor man die Zelte ablud und aufspannte und sich gemüthlicher einrichtete. Aber auch die

Zahl der Wachposten war nicht unbedeutend und der Wachdienst selbst beschwerlich. Vor dem Feldherrnzelt zog täglich ein ganzer Manipel (= 2 Centurien oder 120 Mann) auf die Wache, vor jedem Legatenzelt standen zwei Posten, bei jedem Tribunen acht, bei der Quästur drei bis vier, bei jeder Zeltreihe ein Mann. Dazu kam die Thorwache, welche von leichten Truppen und der Reiterei versehen wurde. In alter Zeit standen die Soldaten mit den Schilden Wache; Aemilius Paulus schaffte dies aber im makedonischen Kriege ab, weil er bemerkt hatte, daß die Posten den Schild vor sich hinstellten und damit das Knie stützend und sich zugleich auf die Lanze lehnend zu schlafen pflegten. Wie kann man sich aber auch über Ermüdung wundern, wenn man bei Livius liest, daß die römischen Infanteristen und Kavalleristen den ganzen Tag hindurch, also über zwölf Stunden, gerade während der Hitze des südlichen Sommers Wache standen, bis endlich derselbe Feldherr 168 v. Chr. den Wachdienst in Vormittag und Nachmittag theilte! Ueber die Nachtwachen schreibt Vegetius: „Von jeder Centurie besetzen vier Reiter und vier Infanteristen des Nachts die Posten. Und weil es unmöglich ist, daß derselbe Mann die ganze Nacht hindurch Schildwache stehen und wachsam sein kann, so hat man die Nacht nach der Wasseruhr in vier Vigilien eingetheilt, so daß ein Mann nur drei Stunden zu stehen braucht. Der Trompeter giebt allen Wachen das Zeichen, auf ihre Posten abzumarschiren, und der Hornist ruft sie, wenn die Stunden um sind, wieder ab.“ Die Wachen wurden öfter visitirt, und zwar von den Rittern, den Tribunen und Centurionen, zuweilen auch von den Legaten und dem Feldherrn selbst. Jeder Soldat erhielt außer dem Losungsworte ein Täfelchen mit Bezeichnung der Nachtwache und des Truppentheiles, dem er angehörte. Dieses nahm der die Runde machende Offizier an sich, und der Legionsoberst, der am Morgen die Marken nachzählte, konnte auf diese Weise sowol die Nachtposten als auch deren Inspizienten kontroliren. Zu dem Wachdienst kam noch die Be-

dienung der Offiziere, die Reinhaltung der Zelte und des ganzen Lagerplatzes, das Herbeischaffen von Holz und Futter. Befreiung von all dieser Arbeit genossen die römischen Ritter und das theils aus Veteranen, theils aus Leuten vornehmer Herkunft zusammengesetzte Elitekorps des Feldherrn, und alle die sonst mit militärischen Auszeichnungen bedacht wurden. Die Ueberreste der römischen Armee, welche sich bei Kannä so unglücklich geschlagen hatte, bekamen auf Senatsbeschluß, so lange der Feind in Italien stand, weder irgend eine Belohnung noch Befreiung vom unteren Dienste. Arbeitsurlaub auf kürzere Zeit scheinen die Centurionen ihren Leuten ertheilt zu haben; denn in der Kaiserzeit machten diese Herren sich nach und nach ein einträgliches Geschäft daraus, die gemeinen Soldaten gegen Bezahlung auf einige Zeit von der Last des Dienstes zu eximiren. Wer Geld hatte, wurde so lange gequält und geplagt, bis er seinen Tribut für den Urlaub erlegte, der Aermere suchte sich durch Raub oder niedrige Dienste das Geld dazu zu erschwingen. Der Kaiser Otho ersetzte endlich den Centurionen diesen Theil ihrer Einnahmen jährlich aus dem Fiskus und andere gute Regenten ahmten ihm nach.

Es fragt sich nun ferner, in welchem Verhältniß der Sold und die Verpflegung des römischen Kriegers zu den Strapazen dieses Lebens stand, eine Frage, die freilich für die gute Zeit der Republik, wo der Waffendienst Ehrenvorrecht des freien Bürgers war, von geringerer Berechtigung ist, als für die spätere, wo eigentlich das Proletariat dem Staate seine Dienste um des Lohnes und Unterhaltes willen verkaufte. Schon in der ältesten Zeit wurde den Rittern, die für ihre Person umsonst dienten, eine bestimmte Summe zum Ankauf eines Pferdes vom Staate gewährt und außerdem ein Verpflegungsgeld für dasselbe, das durch Besteuerung der sonst von Abgaben freien Wittwen und Waisen aufgebracht wurde. Wenn aber Livius 10,000 As als Preis des Pferdes und 2000 As als Unterhaltungssumme nennt, so scheint er dabei das spätere leichtere As und nicht das einem

römischen Pfunde gleichkommende der alten Zeit zu meinen, da wenigstens das Futter in Italien unglaublich billig war. Der Staat leistete aber auch wahrscheinlich für gefallene Pferde keinen Ersatz, und da einer Nachricht zufolge noch ein Reservepferd und ein Stallknecht gehalten werden mußten, so kommt uns doch auch die Ankaufssumme nicht übermäßig vor. Aber auch das Fußvolk bekam schon in der königlichen Zeit ein Verpflegungsgeld, wenn auch nicht aus der Staatskasse, so von den einzelnen Tribus, zu denen es gehörte. Nachdem aber bereits zwei Anträge auf Soldzahlung aus dem Pachtgeld für Gemeindeland im fünften Jahrhundert gescheitert waren, beschloß endlich der Senat im Jahre 406, um eine regelmäßige Belagerung der Stadt Veji zu ermöglichen, wirkliche Kriegssteuern auszuschreiben, die Zahlungen der Tribus auf die Staatskasse zu übernehmen und den Soldaten durch einen bestimmten Sold ihren Unterhalt zu erleichtern. Der Sold wurde nicht monatlich, sondern halbjährlich oder jährlich voraus- oder nachbezahlt, und betrug nach wahrscheinlicher Berechnung anfangs 200 Pfundas des Jahres für den Gemeinen, das Doppelte für den Centurionen, das Dreifache für die mit eigenen Pferden dienende Reiterei. Als Polybios schrieb, also im zweiten Jahrhundert, betrug der Sold des Legionars täglich zwei Obolen ($2^2/_3$ Sgr.), also jährlich 120 Denare. Der Sold des griechischen Soldaten betrug stets vier Obolen, wovon die Hälfte auf das Verpflegungsgeld gerechnet wurde. Der römische stand sich also schlechter; denn was er an Lebensmitteln, Kleidern und Waffen vom Staate erhielt, das wurde ihm vom Quästor am Solde abgezogen, wie Polybios ausdrücklich berichtet, und da auf den Mann monatlich vier römische Scheffel Weizen gerechnet wurden, so beträgt der Abzug dafür jährlich schon wenigstens 26 Denare. In der Kaiserzeit wurde die Naturalverpflegung umsonst geliefert; aber obgleich nach Plutarch C. Gracchus ein Gesetz durchgebracht hatte, daß wenigstens die Kleidung dem Soldaten umsonst geliefert würde, so scheint doch noch viel später die alte Sitte bestanden

zu haben, da noch Tacitus den aufrührerischen pannonischen Soldaten nach Augusts Tode die Klage in den Mund legt, auf 10 As täglich werde ihr Leib und Leben geschätzt, und dafür müsse noch der Aufwand für Kleider, Diensturlaub, Waffen und Zelte bestritten werden. Der Weizen wurde monatlich ausgetheilt, und nach Sallust waren die Soldaten, welche vor des Metellus Ankunft gegen Jugurtha im Felde standen, so faul, daß sie ihr Getreide verkauften und sich dafür das Brod einhandelten. Zuweilen ist es vorgekommen, daß ganzen Truppentheilen, die sich schlecht benommen hatten, Gerste anstatt des Weizens verabreicht wurde, und nach Vegetius wendete man dieses Mittel auch bei ungelehrigen Rekruten an. In den Zeiten der Republik war die Kost der militärischen Tischgesellschaften, die aus acht bis zehn Mann zu bestehen pflegten, sehr einfach. Zu den selbst bereiteten Graupen oder dem nationalen Brei konnte man sich Speck oder gedörrtes Fleisch von den Marketendern kaufen. Doch blieb das Getreide immer das Hauptnahrungsmittel, und sowol Cäsar als auch Tacitus schildern es in ein paar Fällen als eine große Noth, daß die Soldaten mehrere Tage ohne Mehl waren und — von frischem Fleische leben mußten! Das gewöhnliche Getränk war Wasser mit Essig vermischt; Wein war streng verboten. Kluge Feldherren gingen in dieser Einfachheit ihren Untergebenen voran, und Plutarch sagt im Leben des Marius: „Wie überhaupt Jeder bei seinem Elend darin einigen Trost findet, wenn er sieht, daß Andere freiwillig daran theilnehmen, so ist einem römischen Soldaten nichts süßer und angenehmer, als wenn er seinen General gemeines Soldatenbrod öffentlich essen, oder auf einer schlechten Matratze schlafen, oder bei einem Graben oder Verhaue mitschanzen oder arbeiten sieht.“ Noch der Kaiser Karus aß nach diesen Vorbildern seinen Erbsenbrei mit Speck vor seinem Zelt! Rechnet man nun zu dem geringen Lohne des republikanischen Soldaten noch den Nachtheil hinzu, welchen er als Grundbesitzer und Ackerbauer (denn die verachtete Handwerkerklasse wurde

nur sehr selten aufgeboten) durch die Feldzüge erleiden mußte, so ergiebt sich, daß seine Lage eben keine beneidenswerthe war. Doch wurde sie dadurch etwas gebessert, daß ihm fast allemal ein Beuteantheil zufiel. Die Soldaten mußten nach der Schlacht oder der Erstürmung einer Stadt Alles abliefern, damit diejenigen Truppen nicht verkürzt würden, die während der Plünderung unter den Waffen gestanden hatten. Der Feldherr bestimmte dann ganz nach Gutdünken, wieviel in den Staatsschatz fließen, wieviel unter die Soldaten vertheilt werden sollte, und die Praxis war daher sehr verschieden. Der Konsul Marcius überließ 357 die ganze reiche Beute des privernatischen Gebietes dem Heere, und schon früher war die Beute von Veji, mit Ausnahme der Gefangenen, die gewöhnlich zum Besten der öffentlichen Kasse versteigert wurden, und von der volskischen Stadt Anxur den Legionen anheim gefallen. Auch bei der Plünderung von Syrakus eximirte Marcellus blos den königlichen Schatz und die Kunstwerke. Der Diktator Cincinnatus schenkte 458 seinem Heere Alles, was den besiegten Aequern abgenommen worden war; dagegen ließ er die Legionen des Konsuls, die nicht ihre Schuldigkeit gethan hatten, leer ausgehen. Manche, wie Papirius Kursor, suchten einen Ruhm darin, soviel als möglich Geld in den Schatz zu führen, und ließen aus diesem Grunde den Soldaten nichts. Im Jahre 407 gaben die Konsuln nichts von der Beute her, weil sich das Volk bei der Aushebung widerspenstig gezeigt hatte; zuweilen geschah dies auch von Seiten aristokratischer Führer aus Haß gegen die Plebejer überhaupt. Der Konsulartribun Postumius wurde sogar von seinen Leuten ermordet, weil er ihnen die Beute der Stadt Volä versprochen, aber hinterher sein Wort nicht gehalten hatte. Daß endlich auch Unterschleife mancher Art das Heer beeinträchtigten, erkennt man, abgesehen von einzelnen Fällen, aus dem Bruchstücke einer Rede, welche der ältere Kato gerade über die Vertheilung der Beute an die Soldaten gehalten hat, und worin es einem bekannten deutschen Sprichworte gemäß heißt:

„Diebe, die sich an Privateigenthum vergangen haben, bringen ihr Leben im Gefängniß und in Ketten zu; Diebe aber, welche den Staat bestehlen, in Gold und Purpur." Der Beuteantheil wurde gewöhnlich beim Triumphe ausgezahlt, und Aemilius Paulus schenkte trotz der reichen makedonischen Beute dem Manne nur 100 As, weil man gerade bei seiner Bewerbung um diese Ehre feindselige Gesinnungen gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Als die geringste Summe wurden im Jahre 179 v. Chr. nach einem Feldzuge im armen Ligurien 15 As an den Legionar vertheilt. Gewöhnlich waren es über 200 As. Pompejus zahlte nach dem mithridatischen Kriege 1500 Denare (à 16 As), und Cäsar im Jahre 46: 5000 Denare. Die Centurionen bekamen auch bei diesen Zahlungen das Doppelte, die Reiter das Dreifache, die Tribunen das Vierfache.

Die durch den Kriegssold nothwendig gewordene Kriegssteuer wurde in der Art nach dem Vermögen der Bürger vertheilt, daß man 1, in seltenen Fällen auch 2 oder 3 pro Mille des Steuerkapitals erhob. Livius erzählt, daß es bei der ersten Steuerzahlung Aufsehen erregte, als einige Senatoren ihre pfündigen Kupferasse auf Wagen in die Schatzkammer fahren ließen. Doch lag in der Steuer selbst keineswegs eine drückende Last für die Staatsangehörigen, sondern sie war gewissermaßen nur eine vom Staate geübte Zwangsanleihe, die nach glücklich beendigtem Kriege durch die den Besiegten auferlegte Kriegskontribution wieder zurückbezahlt wurde. So wurde z. B. im Jahre 187 bei dem Triumphe des C. Manlius Vulso über die Galater $25^1/_2$ pro Mille des Tributums auf einmal den Bürgern wieder erstattet. Auch verringerte man während der Kriege die Summen der Beisteuer dadurch, daß man sich Lieferungen an Geld, Kleidern und Getreide ausbedang, so oft der Feind Waffenstillstand oder andere Vergünstigungen wünschte. Die Vejenter verstanden sich 474 zu Weizen auf zwei Monate und Sold auf ein Jahr, die Aequer 476 zu Getreide auf zwei Monate, zwei Gewänder für jeden Soldaten und Sold auf sechs Monate,

und 306 erkauften die Samniter einen Waffenstillstand auf 30 Tage um einen zweimonatlichen Sold, Mehl und je eine Tunika für den Mann. Die Plünderungen und Brandschatzungen der östlich von Italien gelegenen Länder füllten aber allmählich das römische Aerar so, daß nach der Eroberung Makedoniens im Jahre 167 die Kriegssteuer ganz abgeschafft werden konnte und die römischen Bürger dadurch ohne alle direkte Steuer blieben. Bald nach dieser Zeit erfolgte aber ein tief eingreifender Umschwung der militärischen Verhältnisse, dessen Folgen freilich erst in späterer Zeit an den Tag kamen.

Nachdem man nämlich schon vor dem letzten punischen Kriege den Census der untersten Klasse von 11,000 As auf 4000 herabgesetzt hatte, weil die Begüterten sich immer mehr dem Kriegsdienste, wenigstens als gemeine Soldaten, entzogen, und auf diese Weise der ärmere Theil der Bevölkerung dienstfähig gemacht wurde, hob endlich Marius die Rekrutirung nach dem timokratischen Prinzipe ganz auf und konskribirte seine Legionen, die er überdies auf 6000 Mann brachte und deren 30 Manipel er behufs einer gedrängteren Aufstellung in 10 Kohorten verwandelte, größtentheils aus dem Proletariat. Deshalb schreibt auch Valerius Maximus: „Lobenswerth ist auch das anständige Benehmen des Volkes, welches sich rastlos den Mühsalen und Gefahren des Kriegsdienstes unterzogen hat, damit nur die Feldherren nicht nöthig hätten, die ärmste Klasse zur Fahne schwören zu lassen, deren allzugroße Armuth verdächtig war, weshalb ihr auch nicht Waffen vom Staate anvertraut wurden. Aber diese durch langjährigen Gebrauch befestigte Gewohnheit durchbrach C. Marius, indem er seine Soldaten aus den Vermögenslosen wählte.“ Seitdem ferner im Jahre 89 allen Italienern das römische Bürgerrecht verliehen worden war, erstreckte sich die Aushebung nur noch auf die früher einen besonderen Theil der Armee ausmachenden Bundesgenossen, und traf auch hier größtentheils verarmte Leute. Nach Art der Werbeoffiziere durchstreiften nun Rekrutirungs-

kommissäre die Halbinsel und suchten die wehrhafte Mannschaft auf, die zwar gesetzlich noch ihnen zu folgen hatte (die ursprüngliche Todesstrafe für Konskriptionsflüchtigkeit milderte sich allmählich zur Verweisung in die geringsten Truppentheile, z. B. zur Flotte), aber sich bereit finden ließen, auch gegen Geld die Kriegsunlustigen zu entlassen. So legte z. B. der Cäsarianer Kassius Longinus allen Römern in Spanien, die seinen Feldzug nach Afrika nicht mitmachen wollten, eine bedeutende Geldbuße auf. In der Zeit der Bürgerkriege kamen endlich allerhand willkürliche Ausschreitungen bei Bildung der Armeen vor. Die Freigelassenen, denen man vorher nur den Dienst auf der Flotte verstattet hatte, wurden massenweise dem Landheere einverleibt; aus Provinzialen bildete zuerst Cäsar, dann auch Pompejus Legionen, denen später bei passender Gelegenheit das Bürgerrecht verliehen wurde; ja was in Rom nur einmal vorher und zwar nach der unheilvollen Schlacht von Kannä gesehen worden war, daß sogar Sklaven zu Kriegern genommen wurden, das that nicht nur Marius, der aus ihnen das Korps der Bardiäer bildete, sondern auch Pompejus und Brutus. Eine weitere große Aenderung bestand endlich darin, daß seit Marius der Soldat nicht nach jedem Feldzuge wieder an den Pflug zurückkehrte, sondern 20 Jahre lang bei der Fahne blieb und sich hierzu auch durch den Eid verpflichtete. Natürlich erwuchs aus solchen Truppen, die eigentlich nur noch aus Söldnern bestanden, welche eine ihnen sonst vom Leben versagte Erwerbsquelle im Dienste suchten, eine große Gefahr für den Staat.

Der Patriotismus wurzelt im Bewußtsein des eigenen Interesses am Gedeihen des Vaterlandes; jene gemietheten Proletarier und Abenteurer aber verkauften sich nicht dem gemeinschaftlichen Vaterlande, sondern dem zahlenden Feldherrn, am liebsten natürlich dem, der das Meiste an Lohn und Beute versprach. Cäsar verdoppelte darum den Sold, so daß er sich nun auf 225 Denare belief. Oktavian erkaufte dann die Legionen mit 500 Denaren und eben so viel erhielten sie Mann

für Mann von Antonius. Natürlich mußte nun die den Soldaten der Republik angeborene Nüchternheit, Gesetzlichkeit und Tapferkeit diesen beutelustigen Lanzknechten erst anerzogen werden und es war nicht leicht, zwischen allzu starker Strenge und allzu großer Nachsicht die richtige Mitte zu treffen. Als Meister in dieser Kunst zeigten sich besonders Marius, Lukullus, Sulla und Cäsar. Um die Beschlüsse des Volkes und Senates kümmerten sich jene Parteigänger nicht mehr; sie wählten ihre Führer, steinigten mißliebige Offiziere und waren überhaupt die besten Mittel, um endlich das Reich dem Absolutismus in die Hände zu liefern. Die zuverlässigsten Soldaten, aber auch die unersättlichsten, waren in dieser Zeit die Veteranen, welche man nach Vollendung ihrer Dienstzeit gegen das Versprechen besonderer Bevorzugung im Dienst, Sold und Avancement zu neuer Kapitulation zu bewegen suchte und welche ein besonderes Korps bildeten. Außer Erhöhung des Soldes und anderen Begünstigungen sahen sich nun aber auch die Machthaber genöthigt den ihrer Heimath und ihrem Beruf entführten Werkzeugen des Ehrgeizes am Ende der militärischen Laufbahn eine Versorgung auf ihre noch übrige Lebenszeit zu Theil werden zu lassen, oder sie auch auf diese Weise unschädlich zu machen, sobald sie ihrer nicht mehr bedurften. Dies führte zu dem unseligen System der Militärkolonien, dem Italien vorzüglich den Verfall seiner Agrikultur verdankte. Sulla belohnte 23 Legionen, indem er sie in die Munizipien einmarschiren, und die Eigenthümer der schönsten und fruchtbarsten Ländereien vertreiben ließ. Schonender wollte Cäsar zu Werke gehen; aber sein Tod führte zu ähnlicher Härte der Ansiedelungen. Die letzten Triumvirn endlich versprachen vor dem Kriege mit der republikanischen Partei ihren Soldaten 18 der besten Städte Italiens als Kolonien, und die Erfüllung ging noch über das Versprechen hinaus; denn nicht 27 Legionen, welche wirklich gekämpft hatten, sondern 34 wurden so untergebracht. Die wenigsten Soldaten aber verstanden es, sich nach einem bewegten, im schroffsten Wechsel der Anstrengung und

Lust verbrachten Leben an die ruhige Thätigkeit des Landmannes zu gewöhnen, und die meisten entäußerten sich bald wieder ihrer Ackerloose an reiche Spekulanten.

Da die auf die Periode der Verwirrung folgende Monarchie selbst durch Waffengewalt errungen wurde, so konnte der Usurpator das siegreiche Heer als Stütze nicht entbehren. Dieses mußte nun dem Kaiser allein den Eid der Treue leisten und trat, vollständig in ein stehendes umgeschaffen, durch seinen ausschließlichen Beruf in Gegensatz zu dem friedlichen Bürger und dünkte sich über denselben erhaben. Recht charakteristisch ist in dieser Beziehung der angebliche Rath des Mäcenas bei Dio Kassius, wo es unter anderem heißt: „Wenn wir allen Bürgern, die das Alter haben, die Waffen in die Hand geben und sie sich im Kriegswesen einüben lassen, so nehmen Empörungen und Bürgerkriege bei uns kein Ende. Wenn wir es ihnen aber wehren und dann im Falle der Noth ihre Hilfe in Anspruch nehmen, so werden wir nie erfahrene und geübte Soldaten bekommen. Deshalb ist mein Vorschlag: Wir nehmen nur starke Leute, die am meisten fremden Unterhaltes bedürfen, um sie in den Waffen zu üben. Der kräftigste und stärkste Schlag von Menschen, der sonst vom Raube zu leben gewohnt war, gewinnt so auf unschädliche Weise Brot und die anderen leben ohne Sorgen und Gefahr." Um aber seine eigene Person in der Hauptstadt zu sichern, den Senat einzuschüchtern, jede Empörung im Keime ersticken zu können, verwandelte der erste Kaiser das frühere Elitekorps des kommandirenden Feldherrn in seine stehende Leibgarde und legte so den Grund zu jener verhätschelten, frechen Soldateska, die bald genug aus Schergen des Despoten Tyrannen und Peiniger des Volkes wurden. Das Korps bestand nach Augusts Einrichtung aus neun Kohorten zu 1000 Mann, von denen aber nur drei Kohorten in Rom lagen und die Wache am kaiserlichen Palast versahen, während die sechs übrigen in verschiedene italienische Städte vertheilt waren, wo der Kaiser sich aufzuhalten pflegte. Allein schon Tiberius vereinigte die

ganze Garde in Rom und wies ihr eine befestigte Kaserne an einem strategisch wichtigen Punkte der Stadt an. Unter Vitellius zählte sie ausnahmsweise 16,000 Mann; doch wurde sie schon von Vespasian wieder auf 10,000 Mann reduzirt. Die Prätorianer wurden ursprünglich aus Italien rekrutirt und Kaiser Otho schmeichelte ihnen deshalb mit dem Titel: „Zöglinge Italiens, wirkliche Blüthe der römischen Jugend!“ Aber seit Septimius Severus ergänzte man sie aus den Legionen oder der aus vier Kohorten zu 1500 Mann bestehenden eigentlichen Garnison von Rom, indem man auf dem Wege des Avancements erprobte Soldaten unter diese Truppen versetzte, die außer einer glänzenderen Rüstung doppelten Sold (jährlich 720 Denare), von welchem sie freilich bis Neros Zeit sich selbst verpflegen mußten, die kürzere Dienstzeit von sechzehn Jahren und eine bessere Altersversorgung vor den Legionssoldaten voraus hatten.

Was das Linienmilitär der Kaiserzeit betrifft, so wurde von nun an jährlich, wie bei uns, nur die nöthige Ersatzmannschaft ausgehoben, und dieses Kontingent lieferten die Provinzen. Großentheils reichten die sich meldenden Freiwilligen hin, und bei größerem Bedarf, wo die zum Kriegsdienste gesetzlich Verpflichteten aufgerufen wurden, war es bereits erlaubt, Stellvertreter zu erkaufen. Letzteres erhellt vorzüglich aus einem Briefe Trajans an Plinius über die Bestrafung von einigen Sklaven, die sich unter die Rekruten eingeschlichen hatten. „Es kommt darauf an,“ schreibt der Kaiser, „ob sie sich als Freiwillige angeboten haben, oder gewählt worden sind, oder als Stellvertreter dienen. Hat sie die Wahl getroffen, so hat der Rekrutirungskommissär (inquisitor) gefehlt; sind sie als Stellvertreter abgegeben worden, so haftet die Schuld an denen, die sie gestellt haben; sind sie aber selbst gekommen, so müssen sie bestraft werden, weil sie ihre Stellung kannten.“ In der Zeit der ärgsten Zerrüttung des Reiches reichten kaum große Geldversprechungen hin, um Leute zu fin-

den, die ihre Dienste der Vertheidigung des Vaterlandes widmeten. Unter Stilicho wurden jedem Freigeborenen, der sich anwerben ließ, zehn Goldstücke geboten. Ein Gesetz des Kaisers Valentinian III. verordnet, daß jeder Graf und jede andere durch Titel und Rang ausgezeichnete Person entweder einen Soldaten stellen oder dreißig Goldstücke erlegen sollten. Unter Valens stieg die Summe auf 36 Solidi (à 4 Thlr.), wovon sechs dem Soldaten sofort ausgezahlt wurden. Die Rekruten wurden körperlich geprüft und namentlich gemessen, wobei die erforderliche Höhe durchschnittlich 5 Fuß 10 Zoll römisch (5 Fuß $5^4/_5$ Zoll preußisch) betrug. Unter Hadrian nahm man auch Leute von 5 Fuß; dagegen hatte Neros Alexanderphalanx 6 Fuß. Die neu eintretenden Soldaten wurden übrigens an der Hand oder am Arme mit einem Brandmale gezeichnet.

Das Soldverhältniß der Linie blieb unverändert bis Domitian, der den Gehalt des Gemeinen von 225 Denaren auf 300 erhöhte, was freilich bei der gleichzeitigen Verschlechterung und Entwerthung der Silbermünze (es betrug dies auf den Denar bereits 1 Sgr.) nicht viel sagen will. Zu der Löhnung kamen noch außerordentliche Geldgeschenke, welche die Kaiser beim Regirungsantritt, an ihren Geburtstagen oder bei der Geburt des Thronfolgers dem Militär spendeten, und welche aus sehr verschiedenen Summen bestanden; 75 Denare waren beinahe das Geringste, was gegeben wurde; später erhielten die Prätorianer die meisten dieser Donative, die sich mehreremal bis auf 5000 Denare beliefen. Uebrigens mußte der Soldat von solchen außerordentlichen Zulagen die Hälfte in eine besondere Depositenkasse seiner Kohorte abliefern, und das sich hier sammelnde Kapital wurde ihm erst bei seiner Entlassung ausgehändigt; auch für den Legionsbegräbnißfiskus wurde ihm eine kleine Summe in Abzug gebracht. Am Schlusse der Dienstzeit erwartete den Legionar seit Augustus ein Entlassungsgeschenk von 3000, den Prätorianer von 5000 Denaren, welche Summen Kaligula auf die Hälfte herabsetzte.

Rechnet man zu den 225 Denaren, die der gemeine Mann bekam, für die Verpflegung und Geschenke jährlich noch 75 hinzu, so ergiebt sich für seine Unterhaltung (den Denar nach dem damaligen Münzwerth zu $8^1/_2$ Sgr. gerechnet) ein Aufwand von ungefähr 85 Thlrn. Die Legion bestand normal aus 6000 Mann, die 60 Centurionen mit eingerechnet, zu denen wir noch 40 Mann rechnen wollen, die ebenfalls doppelten Sold erhielten. Zu den hierdurch entstehenden 518,500 Thlrn. käme dann noch der Gehalt der sechs Kriegstribunen, die vielleicht in der früheren Zeit nur das Vierfache des Legionarsoldes betrug, da Cäsar bei seinem Triumphaldonativ nach diesem Verhältnisse verfahren ist. Die Gesammtsumme von 520,540 Thlrn. auf die von Augustus unterhaltenen 25 Legionen angewendet, läßt also auf einen Etat von etwa 13 Millionen Thaler für 150,000 Mann Linienmilitär schließen. Die Prätorianerkohorten erforderten beinahe 2 Millionen, die übrige städtische Garnison über eine halbe. Wie hoch freilich die Stärke und Besoldung des Hilfstruppen, zu denen auch fast die ganze Kavallerie zu zählen ist, und die Marine anzuschlagen sei, darüber fehlen alle Unterlagen. Aber wenn man selbst mit Gibbon die ganze römische Armee auf 375,000 schätzt, das Militärbudget demgemäß auf etwa 30 Millionen Thaler erhöht, und dann noch die nöthige Rücksicht auf die Kultur- und Bevölkerungsunterschiede zwischen heute und ehedem nimmt, so steht doch der Aufwand, welchen Rom für das Heer machte, in keinem Verhältnisse zu den Kostendimensionen der Neuzeit und die einzige Provinz Gallien besitzt ein dreimal stärkeres Heer im Frieden, als jenes ungeheure Reich des Alterthumes!

Natürlich konnte das stehende Heer der Monarchie nicht mehr auf dieselbe Weise unterhalten werden, wie in der republikanischen Zeit, wo die Kriegskontributionen der eroberten Länder den Staatssäckel füllten. Bereits die Triumvirn hatten sich genöthigt gesehen, willkürliche und früher unerhörte Steuern zu erheben. Augustus gründete gleich nach Beendigung der Bür-

gerkriege ein besonderes Kriegsärar, das er mit einem Kapital von ungefähr zwölf Millionen Thalern dotirte. Dieser Kasse, welche vielleicht ursprünglich blos Pensionsfond für die Veteranen sein sollte, wurden ferner als regelmäßige Einnahmen zugewiesen eine einprozentige Abgabe von allen in öffentlicher Auktion verkauften Gegenständen, und eine zweite spätere vierprozentige Steuer vom Verkaufe der Sklaven und eine alle Erbschaften über 100,000 Sesterzen treffende Kollateralerbschaftssteuer, die sehr viel eintragen mußte bei der herrschenden Scheu vor dem Heirathen und der Mode, alle guten Freunde und Bekannten im Testamente mit Legaten zu bedenken. In den meisten Provinzen wurde wol der Truppensold aus den Einkünften an Grund- und Kopfsteuer gedeckt und die Steuertermine scheinen deshalb nicht ohne Grund mit den Löhnungstagen zusammenzufallen. Aber auch die Naturallieferungen, welche den Soldaten und Offizieren gebührten, lasteten als ein Zuschlag zur Grundsteuer auf den Provinzialen und mußten an die Staatsmagazine abgeliefert werden. Sie bestanden in Getreide, ja sogar in gebackenem Brot und Zwieback, Essig, Oel, gesalzenem Schweinefleisch, Viehfutter, Holz, Kleidern und Wein. Strenge Feldherren, wie Pescennius Niger und Avidius Kassius, duldeten zwar den Wein im Lager nicht, aber seit Konstantius scheint Wein und frisches Fleisch regelmäßig vertheilt worden zu sein. Endlich verlangten die Soldaten sogar stets alten Wein und es erschienen mehrere Verordnungen, in welchen ihnen eingeschärft wurde, daß sie vom November an mit „Heurigem" zufrieden sein müßten! Eine schlimme Unsitte, die endlich mit Todesstrafe verboten werden mußte, bestand auch darin, daß die Oberoffiziere sich nach und nach das Recht anmaßten, für jeden Soldaten jährlich eine Woche lang das Naturaldeputat zu beziehen. Natürlich konnte dies nur durch Urlaubsertheilung bewerkstelligt werden, und die Beurlaubten, welche gewöhnlich sehr fern von ihrer Heimath standen, fouragirten sich nun wieder selbst, und thaten viel mehr Schaden, als die

papiernen Soldaten, die in manchen Staaten jetzt ihre Stelle versehen! Interessant ist es, die Dotirung der Offiziere aus einigen auf uns gekommenen Quellen übersehen zu können.

Noch existirt das Patent des Kaisers Valerian, durch welches der nachmalige Kaiser Klaudius als Kriegstribun, aber mit Generalsgehalt angestellt wurde. Außer 250 Goldstücken (= 1342 Thlr.) baar erhielt derselbe 3000 römische Scheffel Weizen, 6000 Scheffel Gerste, 2000 Pfund Pökelfleisch, 29 Eimer alten Wein, 75 Quart Oel erster, 300 Quart zweiter Sorte, 20 Scheffel Salz, 150 Pfund Wachs, Heu, Stroh, Essig und Gras nach Bedarf, 30 Felle zu Zelten, 6 Maulesel, 9 Pferde, 10 Kameele, 9 Mauleselinnen, 1500 Pfund Holz täglich. Dazu kam noch die vollständige Rüstung bis auf Halskette und Ring, Silbergeschirr und zahlreiche Dienerschaft, darunter sogar zwei schöne Weiber aus den Gefangenen! Dagegen erhielt der Kaiser Probus durch Reskript Valerians als wirklicher Tribun nur ungefähr 700 Thlr., zwei rothe Gewänder, zwei bordirte Untergewänder, zwei mit Agraffen versehene gallische Mäntel, eine zehnpfündige silberne Schale, dann täglich 6 Pfund Rind- und Schweinefleisch, 10 Pfund Ziegenfleisch, alle zwei Tage ein Huhn und 1 Quart Oel, täglich 5 Quart Wein, Salz, Holz, Gemüse u. s. w. nach Bedarf.

Bald wurde auch die Soldateska zu bequem, auf den Durchmärschen ihre Nachtquartiere wie ehedem im Lager zu nehmen, und die Einquartirung trat als neue Last zu den Naturallieferungen hinzu, so daß endlich die Provinzen eigentlich mehr dem Heere dienten als den Kaisern, von denen freilich manche, wie Septimius Severus und Gratian, durch Nachgiebigkeit den größten Theil der Schuld trugen. Hatte Septimius Severus den Soldaten gestattet, mit ihren Frauen im Müßiggang der Standquartiere zu leben, so erlaubte ihnen Gratian sogar den Panzer abzulegen und statt des Helmes den ledernen pannonischen Hut zu tragen. Die Beinschienen

waren schon längst durch den wärmenden Wadenstrumpf ersetzt; dafür waren auch die Degengefäße mit Elfenbein ausgelegt und die Wehrgehänge klirrten von silbernen Kettchen und Plättchen. Daß solche Leute brutal und übermüthig in den Provinzen auftraten, läßt sich leicht denken; hatten sie doch außerdem mancherlei Privilegien vor dem Civilstande voraus, die besonders ihre rechtliche Verfolgung lähmten! Schon in der guten Zeit Trajans schreibt ja der Satiriker Juvenal: „Nicht der kleinste Vortheil ist, daß den Soldaten ein Bürger zu schlagen sich fürchtet, sogar stillschweigt, wenn er der Geschlagene ist, und niemals dem Prätor die ausgeschlagenen Zähne zu zeigen wagt oder die blutrünstigen Beulen des Gesichtes, oder das Auge, vor welchem der Wundarzt die Achseln zuckte." Wer klagen wollte, fährt er fort, der müßte es vor dem Militärgerichte thun, gemäß dem alten Brauche, „daß nie werd' außer dem Walle gerichtet ein Kriegsmann und von den Fahnen entfernt." Es helfe nichts, daß die Klage gerecht sei, denn „die ganze Kohorte ist gegen mich, und die Manipeln treiben alle einträchtig es so weit, daß die Vergeltung sorgenbringend ist und ärger als die Unbill. — Weit eher vermagst Du einen falschen Zeugen zu stellen gegen einen Bürger, als einen wahrhaftigen gegen das Glück und die Ehre eines Soldaten." Die Bemühungen einzelner Kaiser, die alte Mannszucht wiederherzustellen und auf den militärischen Kodex Augusts und die Verordnungen Hadrians zurückzugehen, wurden theils als Grausamkeit ausgeschrieen und brachten den tüchtigsten Regenten, wie Alexander und Pertinax, Verderben, theils wurden sie durch die Inkonsequenz der Nachfolger neutralisirt. Pescennius Niger ließ den Dieb eines Huhnes nebst den neun Zeltkameraden, die davon gegessen hatten, zum Tode verurtheilen und begnadigte zuletzt die Delinquenten nur unter der Bedingung, daß jeder den zehnfachen Preis des Huhnes dem Besitzer erstattete. Aber schon zu Plinius, des Aelteren, Zeit hatten die Kommandeure der Hilfstruppen, die an der deut-

schen Grenze standen, ihre Soldaten kohortenweise auf die deutschen Bauerngänse Jagd machen lassen, weil das Pfund Flaumfedern zu Rom fünf Denare kostete! Uebrigens enthielt der Strafkodex des Militärs der Strafmittel mancherlei. Es kommen Abzüge vom Sold vor oder Abrechnung des betreffenden Feldzuges; dann wird es öfter erwähnt, daß Versetzung zu einem schlechteren Truppentheile stattfand, so daß der Reiter zum Fußvolk, der Legionar unter die Hilfstruppen geschickt wurde. Die Gefreiten mußten zur Strafe wieder Dienste thun. Offiziere versetzte man an die äußersten Grenzen des Reiches, und dies passirte z. B. wegen Insubordination dem Kriegstribun M. Fulvius im Jahre 180, oder man entließ sie mit Schimpf, wie Cäsar mit Avienus und Fontejus that. Sie konnten sogar mit Ruthen gepeitscht und zu Gemeinen degradirt werden, wie ein gewisser Kotta, dessen Valerius Maximus erwähnt. Eine beschämende Strafe war ferner, auf dem Versammlungsplatze des Lagers vor dem Zelte des Feldherrn in bloßem Hemde mit nackten Füßen, das Schwert oder die Meßstange in der Hand, zu stehen, was im Kriege gegen die aufständischen Sklaven Siziliens sogar dem Reiterbefehlshaber Titius diktirt wurde, der vor dem verachteten Feinde die Waffen gestreckt hatte. Zuweilen mußten auch ganze Truppentheile außerhalb des Lagers kampiren, ohne Weizen zu bekommen und ohne zu den Zelten Leder nehmen zu dürfen, oder sie mußten auch schwören, daß sie nie anders als stehend Speise und Trank zu sich nehmen wollten. Ferner führte der Centurio die Weinrebe nicht umsonst in der Rechten und die Schläge damit scheinen reichlich genug ausgetheilt worden zu sein. Juvenal sagt von dem Soldatendienste unter Marius: „Aber darauf zerbrach ihm die knotige Reb' auf dem Scheitel, wenn er mit träger Axt langsam umschanzte das Lager.“ Ja, es war schon eine alte Bestimmung, daß der Soldat, welcher den Stock des Hauptmannes hielt, um das Schlagen zu verhindern, degradirt, der, welcher die Rebe zerbrach oder Hand an den Schlagenden legte,

mit dem Tode bestraft wurde. Die Centurionen waren deshalb als Stockmeister am wenigsten bei den Soldaten beliebt, und wenn irgendwo eine Meuterei ausbrach, kehrte sich die Wuth der Gemeinen zuerst gegen diese Offiziere. Die bereits erwähnten pannonischen und deutschen Legionäre beklagten sich bitter über das Uebermaß der Prügel, deren Spuren sie den Feldherren öffentlich zeigten. Die deutschen Regimenter fielen sogar über ihre Quäler her und prügelten sie zu Tode oder warfen sie in den Rhein. Das erste Schicksal traf auch bei den pannonischen Truppen einen gewissen Lucilius, dem die Soldaten den Spitznamen „Eine andere her!“ gegeben hatten, weil er, wenn seine Weinrebe auf dem Rücken eines Inkulpaten zersprungen war, eine andere, und immer wieder eine andere zu fordern pflegte! Im Falle grober Insubordination oder Desertion wurde eine Art Spießruthenlaufen als Strafe verhängt, indem der Delinquent zuerst von dem Tribun mit dem Stocke berührt und dann von den anderen Soldaten mit Stockschlägen oder Steinwürfen traktirt wurde, so daß er meistens den Geist aufgab. Sonst wurde die Todesstrafe von den Liktoren oder Gladiatoren des Feldherrn in der Art vollzogen, daß der Verurtheilte an einen Pfahl gebunden, mit Ruthen gestrichen und endlich mit dem Beile hingerichtet wurde. Ganze Truppentheile, die gemeutert oder sich feig benommen hatten, büßten mit der Dezimation, wobei immer der zehnte Mann nach dem Loose hingerichtet wurde. Das erste Beispiel dieser Strafe wird von Livius im Jahre 469 v. Chr. erwähnt; sie wurde aber öfter wiederholt, z. B. von Kassius, Cäsar, Antonius, Augustus.

Auf der anderen Seite fehlte es im römischen Heere auch nicht an vielen Aufmunterungen und Belohnungen der Tapferkeit. Als Anerkennung des Verdienstes erfolgte ein Weiterrücken der Rangstellung, das im stehenden Heere der Kaiserzeit mehr an Bedeutung erhielt als früher, wo bei der Bildung der Armeen die frühere Charge des Einzelnen oft gar nicht berück-

sichtigt wurde. Der gemeine Soldat hatte in späterer Zeit acht bis neun Stufen im Avancement zu durchlaufen, bevor er das Centurionat erreichte, und diese bestanden fast alle in Ordonnanzdiensten bei höheren Offizieren. War endlich der Centurionenrang erworben, so gab es wieder in der Legion ein vielfaches Vorrücken unter den Hauptleuten. Man hatte Ober- und Untercenturionen und jede der zehn Kohorten war außerdem an Rang der andern übergeordnet, so daß nun das Avanciren vom untersten Centurionen der zehnten Kohorte an durch alle Kohorten fortgesetzt werden konnte. Zur Zeit des Vegetius bestand die Einrichtung, daß der letzte Centurio der zehnten Kohorte zum letzten der neunten, dann der achten u. s. w. vorrückte, um dann wieder in der zehnten Kohorte mit dem vorletzten Posten anzufangen — ein höchst langweiliges Avancement, das aber nach Vegetius mit fortschreitender Solderhöhung verbunden war und Leute aus niederem Stande wol befriedigen mußte, da dieselben gewöhnlich mit dem Centurionat ihre militärische Laufbahn beschlossen und nur höchst selten die Stelle eines Tribuns erhielten. Aber auch dann wurden sie nur Untertribunen; das Obertribunat war schon von August an eine Prärogative der Aristokratie geworden, und nach und nach wurden die Sprößlinge der senatorischen und ritterlichen Familien so früh zu diesem Posten befördert, daß endlich der Kaiser Hadrian befahl, nur ein voller Bart solle zum Tribunat befähigen! Das Kommando der Legion war freilich schon längst den Tribunen abgenommen und einem Legaten übertragen worden, und dem Tribun blieb nichts übrig als die Führung der Listen, die Ertheilung des Urlaubs, die Sorge für die Verpflegung, die Inspektion der Exerzitien, der Wachen und des Lazareths, die Jurisdiktion und der Vorschlag zum Avancement. Außer dem Vorrücken im Range fehlte es aber auch nicht an Dekorationen mannigfacher Art, die bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurden. In älterer Zeit schenkte man den Tapferen Lanzenschäfte ohne Eisenspitze, zuweilen aus edlem

Metall, purpurne oder buntfarbige, auch gestickte Fähnchen mit silbernem Schaft, silberne oder goldene Armbänder, und Halsketten und kleine Kettchen mit Heftnadeln zum Anstecken, endlich kleine Rundschilde oder Medaillons, welche auf gitterförmig die Brust bedeckenden Riemenstücken aufgeheftet, seit dem Kaiser Karakalla ganz wie unsere Orden an Bändern getragen wurden und oft von großem Kunstwerth und mit Edelsteinen besetzt waren. Noch viel höher in Werth als diese gewöhnlichen Auszeichnungen standen die verschiedenen Kronen und Kränze, welche das Haupt schmückten. Den grünen, später goldenen Lorbeerkranz, sowie den Myrtenkranz trug beim großen und kleinen Triumph der Feldherr selbst. Die aus Gras geflochtene Belagerungskrone wurde einem Offizier wegen Befreiung des Heeres aus sehr gefährlicher Lage von den Soldaten selbst zuerkannt, und Plinius der Aeltere zählt die wenigen Glücklichen auf, denen diese Ehre zu Theil wurde. Für Rettung eines Bürgers in der Schlacht wurde ein aus Eichenlaub gewundener Kranz verliehen, dessen Inhaber auch die Ehre genoß, von allen Leistungen frei zu sein, im Theater und Cirkus durch Aufstehen des Volkes, selbst der Senatoren, begrüßt zu werden und dem Senat zunächst seinen Sitz zu haben. Eine goldene Mauerkrone mit zinnenartigen Verzierungen wurde demjenigen geschenkt, der zuerst seinen Fuß auf die Mauer einer bestürmten Stadt gesetzt hatte, eine aus goldenen Schiffsschnäbeln zusammengesetzte Schiffskrone demjenigen, der zuerst auf ein feindliches Schiff hinübergesprungen war. Kein Veteran aber unserer Zeit könnte wol so viele Kreuzchen und Medaillen aufweisen, daß er mit dem im fünften Jahrhundert v. Chr. lebenden C. Siccius Dentatus in die Schranken zu treten vermöchte, der in 120 Gefechten sich 22 Lanzenschäfte, 25 Medaillons, 83 Halsketten, 160 Armbänder, 26 Kronen (14 Eichenlaubkränze, 8 goldene, 3 Mauerkronen, 1 Belagerungskrone) verdient hatte. Welches Schmuckkästchen brauchte dieser Held, den die Römer ihren Achilles nannten, zur Aufbewah-

rung seiner Kleinodien, die ihm außerdem nicht, wie die heutigen Orden, blos geliehen, sondern geschenkt waren!

Endlich gereichte die hohe Ehre des Triumphes, welche dem siegreichen Feldherrn vom Senat dekretirt wurde, auch seinen Soldaten zu besonderer Auszeichnung. Geschmückt mit ihren Ehrenzeichen, bekränzt mit Lorbeer, folgten sie dem hohen Wagen des Triumphators durch die mit Blumen bestreuten, von Räucherwolken erfüllten, vom Freudengeschrei des Volkes wiederhallenden Straßen der Hauptstadt, indem sie scherzhafte, oft aber auch sehr beißende Stegreiflieder auf ihren Führer sangen und freilich so die zeitweilige, göttliche Majestät seiner Erscheinung wenig respektirten. In älterer Zeit waren zuweilen vor allen Häusern offene Speisetafeln für sie hergerichtet; aber wenn dies auch später in Wegfall kam, so blieb ihnen doch die Freude, ihren Beuteantheil oder das Donativ an diesem Tage ausgezahlt zu erhalten.

VII.

Die Kriegsmarine.

Wer auf das Mittelmeer, als den Hauptschauplatz der alten Schifffahrt seinen Blick richtet, könnte leicht glauben, daß die Entwickelung des Seewesens in dem ältesten Kulturstaate, der einst im Südosten des großen Bassins blühte, mit den übrigen Fortschritten desselben in Einklang gestanden habe. Allein, wenn auch die uralten hellenischen Sagen von der Einwanderung des Danaos und Kekrops auf eine Beschiffung des mittelländischen Meeres durch die Aegypter hinweisen, zog sich doch den historischen Nachrichten zufolge das Volk so sehr vom Verkehre mit allen Ausländern zurück, daß es sich nicht nur mit der allerdings sehr lebendigen Flußschifffahrt auf dem Nil begnügte, sondern auch bis in das siebente Jahrhundert v. Chr. den ausländischen Schiffen den Zugang verwehrte oder mindestens sehr erschwerte. Auch die von Herodot und Diodor erwähnte Armada des halb mythischen Eroberers Sesostris oder Ramses fuhr vom arabischen Meere aus nach Osten; doch zeigen noch die Ruinen von Theben Bilder von Kriegsschiffen jener Zeit die schon einen lang gestreckten Kiel, Ruder und Segel, mit Löwen- oder Widderköpfen versehene Vordertheile, wie Lotoskelche gestaltete Mastkörbe haben. Unter Necho, dem Sohne Psammetichs, sah das Mittelmeer wahrscheinlich die erste ägyptische Kriegsflotte. Aber zu dieser Zeit hatte schon längst

unter anderen Küstenvölkern das Prinzipat zur See gewechselt. In frühester Zeit scheint dort allerdings ein Krieg Aller gegen Alle geherrscht zu haben, wobei der Tauschhandel blos der Seeräuberei Vorwand verschaffte und Vorschub leistete. Die Karer, Phönikier und Inselbewohner beunruhigten die Küstenländer am meisten und raubten besonders gern Mädchen und Knaben, um damit die asiatischen Sklavenmärkte zu versorgen. So wurde nach Herodot von den persischen Historikern angenommen, daß die argivische Königstochter Io von kühnen phönikischen Piraten entführt worden sei, während die hellenische Sage den Raub der Phönikierin Europa hellenischen Räubern zuschrieb. Auf kurze Zeit vielleicht wurde dann dieser Unordnung durch die Herrschaft des Kreterkönigs Minos gesteuert, der die Seeräuber von den Inseln verjagte und den beutelustigen Sinn seiner eigenen Unterthanen zu bändigen verstand. Diodor hebt besonders die große Zahl seiner Kriegsschiffe hervor, die er, wie Herodot bemerkt, mit Karern zu bemannen pflegte, und Plinius der Aeltere schreibt ihm den Ruhm zu, das erste Seetreffen geliefert zu haben. Ueber die Zahl und Bauart seiner Schiffe aber sind wir im Dunkeln; doch möchte man mit Recht die Angabe des Plinius bezweifeln, der die Argo, das Fahrzeug der gleichzeitigen Argonauten, als das erste „Langschiff" bezeichnet, wie man die alten Kriegsschiffe im Verhältniß zu den runderen Kauffahrern zu nennen pflegte. Denn da auch Herodot den Jason auf einem langen Schiffe nach Kolchis fahren läßt, so wäre es wunderbar, wenn die Kreter nicht schon längst solche Kriegsfahrzeuge gehabt hätten. Während übrigens die Argo (von der man noch zu Martials Zeit im reliquiensüchtigen Rom ein Brettchen besitzen wollte!) mit funfzig Rudern versehen gewesen sein soll, hatte das Schiff, auf dem Theseus nach Kreta fuhr und glücklich zurückkam, deren nur dreißig. Diese alte Galeere wurde in Athen bis zu den Zeiten des Demetrios Phalereus aufbewahrt und immer wieder reparirt, da man sie dazu benutzte, die

heilige Festgesandtschaft nach Delos zu führen. Nach Plutarch stritten später die Sophisten darüber, ob es nun noch dasselbe Schiff wäre oder ein anderes!

Die kretische Seemacht ging mit Minos selbst zu Ende. Das abenteuernde Piratenleben begann mehr als je zu blühen, und besonders die Phönikier scheinen darin mit den Kretern gewetteifert zu haben. Und diese unsicheren Verhältnisse dauerten bis in die Zeiten, welche wir in den homerischen Gedichten geschildert finden; ja es erregte auch damals keinen Anstoß, unbefreundete Fremde zu fragen, ob sie nicht vielleicht Seeräuber wären, „die da umherschweifen, das Leben aufs Spiel setzend, den Fremden Unheil bringend". Die Schicksale, welche Odysseus dem Eumäos gegenüber sich andichtet, mochten auf manchen Freibeuter jener Zeit passen. Nachdem er sich für einen Kretenser ausgegeben und seinen kriegerischen Muth und seine Tapferkeit geschildert, fährt er fort: „So war ich im Kriege; Arbeit aber stand mir nicht an, noch Häuslichkeitssinn, welcher herrliche Kinder heranzieht, sondern immer waren mir beruderte Schiffe lieb und Kriege und glatte Wurfspieße und Pfeile: traurige Dinge, die andern Leuten ein Greuel sind." Und weiter erzählt er, daß er vor dem trojanischen Kriege mehrere Male als Anführer mit Männern und Schiffen gegen Auswärtige mit Glück zu Felde gezogen sei und den Idomeneus auf des Volkes Geheiß nach Troja geführt habe. Nach der Heimkehr von diesem langwierigen Strauße duldet es ihn nur einen Monat zu Hause; er fährt nach Aegypten, wo seine Mannschaft plündert und erschlagen wird, während ihn selbst die Huld des Königs rettet.

Auf der anderen Seite erhellt zur Genüge aus Homer, daß das hellenische Seewesen bis dahin nicht unwesentliche Fortschritte gemacht hatte. Es werden eigene Schiffsbaumeister genannt; die Phäaken besitzen eine Schiffswerfte und Odysseus ist im Stande, sich selbst ein Schiff zu zimmern. Was die Form der Fahrzeuge anlangt, so unterscheidet der Dichter nicht

undeutlich die von den Helden benutzten Kampfschiffe oder Kriegskutter von den Lastschiffen der Kauffahrer. Von Odysseus heißt es: „Wie groß ein Mann sich abzirkelt den Boden eines breiten Lastschiffes, wohl kundig der Baukunst, so breit machte er sein Fahrzeug“, und den Stamm, mit welchem dem Kyklopen Polyphem das Auge geraubt wird, vergleicht Homer dem Mastbaum eines schwarzen Schiffes, eines breiten Lastschiffes. Jedenfalls war also diese Art von Schiffen bauchiger und rundlicher und ihr Vordertheil der hinteren Hälfte sehr ähnlich, sowie ja auch später die Länge des Kriegsschiffes das Sechs- oder Achtfache, die des Kauffahrers nur das Vierfache der Breite betrug. In der Art ihrer Fortbewegung scheint jedoch kein Unterschied obgewaltet zu haben. Man kannte schon längst den Gebrauch des Segels und jedes Schiff führte ein einziges viereckiges Segel aus Leinwand auf der Raae, mit Brassen zum Drehen, mit Topnans zum Aufziehen und Herablassen und mit Schoten zum Umreffen. Der Mastbaum war beweglich und wurde im Hafen herausgenommen. Er wurde im mittleren Quergebälke des Schiffes eingelassen und durch zwei Stagtaue am Vordertheile, durch ein Pardun am Hintertheile befestigt. Allein nur vor dem Winde begnügte man sich mit Segeln; sonst betrachtete man dieselben im Allgemeinen als eine Beihilfe zu der Bewegungskraft der Ruder, die deshalb auch „die Flügel des Schiffes“ genannt werden. Sie hingen bereits, wie auf unseren Schaluppen, in ledernen Schlingen an besonderen Pflöcken oder Düllen, und hintereinander an den beiden Seiten des Schiffes saßen die flinken Ruderer, jedenfalls schon, wie in der ganzen späteren Zeit, das Gesicht dem Steuermanne zukehrend und taktmäßig den Rudergriff zuerst nach dem Rücken des Vormannes zu bewegend und dann, wenn die Pinne sich ins Meer getaucht, mit aller Wucht des gehobenen Körpers das Ruder an sich ziehend. Die Zahl der Ruder richtet sich natürlich nach der Größe des Schiffes. Zwanzig Ruder hat nicht nur das erwähnte Lastschiff, sondern auch

dasjenige, in welchem Telemach die Reise nach dem Peloponnes antritt, und der Freier Antinoos verlangt von seinen Gefährten ein gleich großes Fahrzeug, um dem Zurückkehrenden aufzulauern. Dagegen bekam das Schiff, welches den Odysseus von Scheria nach Ithaka führte, zweiundfunfzig Jünglinge als Bemannung, die auch alle dem Rudergeschäfte oblagen, und so viel führten wol auch die kleinsten der gen Troja ziehenden 1186 griechischen Fahrzeuge. Wenigstens liest man von den Schiffen der Myrmidonen: „Funfzig schnelle Schiffe waren es, mit denen Achilleus, des Zeus Liebling, nach Troja zog, und in jedem waren funfzig Männer an den Ruderpflöcken," und von Philoktets sieben Schiffen: „Ruderer aber hatten jedes bestiegen funfzig, wohl kundig des Bogens, um gewaltig zu kämpfen". Die höchste Zahl der Mannschaft findet sich bei den böotischen Schiffen, deren jedes 120 Mann trug. Daß aus dem Wortlaute der angeführten Stellen hervorgeht, daß zwischen Matrosen und Soldaten hier kein Unterschied stattfand und daß außer der aufgestellten Zahl der Ruderer sich keine besonderen Passagiere noch vorfanden, hat schon Thukydides gesehen, indem er schreibt: „Homer zählt 1200 Schiffe und auf den böotischen 120, auf denen des Philoktet 50 Mann Besatzung, um, wie mir scheint, die größte und kleinste Zahl anzudeuten, da er die Stärke der Besatzung bei Aufzählung der übrigen Schiffe nicht angiebt. Daß auf den Schiffen des Philoktet Alle Streiter waren, die zugleich das Ruder führten, hat er deutlich erklärt; denn er sagt, daß sämmtliche Ruderer Bogenschützen gewesen. Solcher, die nicht mit ruderten, waren außer den Königen und obersten Befehlshabern wol nicht viele, zumal sie mit aller Kriegsrüstung über das Meer setzen wollten und keine geschlossenen, sondern nach alter Art und mehr nach Weise der Piratenschiffe gebaute Fahrzeuge hatten." Schwerlich hatten die Kriegsschiffe des heroischen Zeitalters vollständige Verdecke. Wahrscheinlich war wol das Hintertheil mit Brettern verschlagen, da der Steuermann seinen Sitz dort haben

mußte und da dem Odysseus von den Phäaken dort eine Schlafstätte auf den Querbalken bereitet wurde. Aber der mittlere, große Raum war sicher offen, weshalb auch Alkinoos, der Phäakenkönig, die ehernen Dreifüße und Mischkessel des Odysseus unter die Ruderbänke steckt, „damit sie Niemanden unter den Gefährten beschädigen auf der Fahrt, wenn sie mit den Rudern eilen". Auch stürzt der Mastbaum bei dem Schiffbruche vor Kalypsos Insel nicht über das Verdeck hin, sondern mit dem Takelwerk sogleich in den unteren Schiffsraum hinab. Das jetzige Steuer, eine Erfindung des Mittelalters, wurde durch zwei Schaufelruder vertreten, die zu beiden Seiten des Hintertheiles hinausragten und vom Steuermann vermittelst der nach ihm zu gekrümmten Handgriffe regirt wurden. Die ganze Gestalt der Fahrzeuge, welche an den Seiten mit Mennig roth gefärbt zu werden pflegten, war eine sehr geschweifte, indem besonders das Hintertheil sich nach dem Innern zu krümmte, weshalb auch Homer von „hochgehörnten, krummschnäbligen" Schiffen spricht. Der Anker war noch nicht erfunden; anstatt desselben führten die Schiffe große „Ruhesteine" mit sich, die zugleich als Ballast dienten und am Landungsplatze vom Vordertheil an Tauen ins Meer geworfen wurden, während man das Hintertheil durch Kabeltaue an Bäume oder Felszacken am Lande festband. Sehr oft ließ man auch bei niedrigem Gestade die Schiffe mit voller Ruderkraft aufs Land anlaufen, so daß sie, wie das Fahrzeug der Phäaken bei der Landung auf Ithaka, mit der ganzen Vorderhälfte aufzusitzen kamen. Man that dies schon deshalb, weil es allgemein Sitte war, die Schiffe auf das Ufer zu ziehen und auf Steine oder Gebälk zu stellen, um sie vor dem zerstörenden Einfluß der Feuchtigkeit zu bewahren. Man sieht aber daraus zugleich, daß diese Schiffe sehr flach und leicht gewesen sein müssen, wenn sie auch nicht so fabelhaft wenig ins Gewicht fielen, wie die Argo, die von den Argonauten zwölf Tage lang auf den Schultern getragen wurde! Uebrigens erscheinen auch noch in der homerischen Zeit die Kreter und

Phönikier den Hellenen an Kühnheit überlegen. Letztere wagten es fast nie, dem Sturme zu trotzen, und harrten oft Monate lang in sicherem Hafen auf günstigen Fahrwind. Auch scheuten sie sich vor dem hohen Meere und hielten sich am liebsten in der Nähe des Landes. So berathschlagten sie auch auf der Heimkehr in Lesbos, ob sie unter Chios hin nach Psyra zu die Fahrt lenken sollten, oder beim stürmischen Kap Mimas vorbei, bis sie den göttlichen Befehl erhielten, gerade aus übers Meer nach Euböa zu steuern.

Als besondere Waffe zum Seegefechte nennt Homer zweiundzwanzig Ellen lange, durch Klammern und Nägel verbundene Stangen mit ehernen Spitzen. Noch lange nach dem trojanischen Kriege blieben die langen Funfzigruderer die gewöhnlichsten Kriegsfahrzeuge. Wie Herodot erzählt, bestand die hundert Schiffe zählende Flotte des samischen Polykrates noch aus solchen Fahrzeugen, und von den kleinasiatischen Phokäern, die fast um dieselbe Zeit vor den Persern nach Korsika auswanderten, schreibt er: „Ihre Schifffahrt trieben sie nicht auf runden Kauffahrteischiffen, sondern auf langen Fahrzeugen.“ Auch die Lakedämonier sandten damals einen Funfzigruderer nach Jonien. Wenn aber Herodot sagt, daß sich die Phokäer zuerst unter den Hellenen der langen Schiffe bedient hätten, so meint er dies wahrscheinlich nur in Bezug auf die Anwendung derselben im Handelsverkehr, welcher sich bei den Phokäern bis nach Gallien und Spanien erstreckte und bei welchem sie vor Phönikiern und Karthagern auf der Hut sein mußten. Thukydides wenigstens identifizirt die damaligen Schiffe vollständig mit denen des heroischen Zeitalters, indem er schreibt: „Das waren vor Allen die mächtigsten Flotten (Korinthier, Jonier, Samier, Phokäer). Aber auch diese, obgleich sie so viele Memschenalter nach dem trojanischen Kriege erbaut wurden, zählten noch wenige Dreireiher und bestanden meist gleich denen der früheren Zeit aus Funfzigruderern und langen Fahrzeugen.“ Der Uebergang

von den einfach beruderten langen Schiffen zu Zwei- und Dreireihern dauerte überhaupt bis zu den persischen Kriegen.

Derjenige Staat, welcher zuerst eine Verbesserung seiner Marine einführte, war der korinthische. Thukydides und Diodor berichten, daß in Korinth die ersten Dreireiher gebaut worden wären, und daß beinahe 700 v. Chr. der korinthische Schiffsbaumeister Aminokles den Samiern vier solche Schiffe geliefert habe. Auch fand zwischen Korinthiern und Korkyräern auf dem adriatischen Meere die erste historische Seeschlacht statt, während das erste namhafte Seegefecht zwischen Hellenen und Barbaren in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Phokäer gegen die vereinigte tuskisch-karthagische Flotte bei Korsika zu bestehen hatten. Die letzte Schlacht ist auch deshalb interessant, weil dabei zum ersten Male des metallenen Schiffsschnabels als einer Angriffswaffe Erwähnung geschieht, die man zu Homers Zeit noch nicht gekannt zu haben scheint. Herodot erzählt nämlich, daß die Phokäer mit ihren sechzig Schiffen zwar die doppelt so starken Gegner besiegten, aber doch ihre Kolonie auf Korsika nicht behaupten konnten, da ihnen vierzig Schiffe zu Grunde gegangen und die übrigen dadurch unbrauchbar geworden wären, daß sich die Schiffsschnäbel umgebogen hätten. Die Erfindung der Zweireiher, die jedenfalls der der Dreireiher vorherging, wird von Plinius den kleinasiatischen Erythräern zugeschrieben. Sie waren aber in Griechenland nie besonders beliebt, und auch die Zahl der Dreireiher (Trieren) nahm langsam zu. „Erst kurz vor dem medischen Kriege," sagt Thukydides, „hatten die Tyrannen von Sizilien und die Korkyräer Trieren in bedeutender Zahl; denn dies waren die letzten erwähnenswerthen Seemächte, welche vor dem Heereszuge des Xerxes bestanden. Die Athener, Aegineten und vielleicht noch einige Andere besaßen nur wenige Schiffe und meistentheils Funfzigruderer. Weit später beredete Themistokles erst die Athener in ihrem Kriege mit den Aegineten, da man auch einem Angriffe der Barbaren entgegensah, die Schiffe

zu bauen, mit denen sie sich in der Folge schlugen, und selbst diese waren noch nicht mit einem vollständigen Verdecke versehen.“ Sogar in der Schlacht bei Salamis fochten die Melier, Siphnier und Seriphier noch mit Funfzigruderern. Auch Herodot erzählt, daß sich unmittelbar vor den Perserkriegen nur funfzig kriegstüchtige Schiffe in Athen befanden, wozu sie sich zum Kriege gegen Aegina noch zwanzig korinthische mietheten (wenn auch nur das Stück zu fünf Drachmen, da den Korinthiern ein Gesetz das Verborgen ohne Entgelt verbot).

Bekanntlich war es Themistokles, dem der Ruhm gebührt, die Athener aus ihrer Apathie in Bezug auf die Marine aufgerüttelt und den Grund zu der späteren Seeherrschaft Athens gelegt zu haben. Er bewerkstelligte dies, indem er die aus dem Ertrage der lauriotischen Silberbergwerke fließende Staatseinnahme, die vorher von Zeit zu Zeit durch Volksbeschluß unter die Bürger vertheilt worden war, zum Neubau von jährlich zwanzig Schiffen und zur allgemeinen Vermehrung der Kriegsmarine verwenden ließ. So kam es, daß unter den 271 hellenischen Kriegsschiffen bei Artemisium 127, unter den 378 Galeeren in der Schlacht bei Salamis 200 athenische Dreireiher waren. Wie unterschieden sich nun aber diese Trieren von den älteren Schiffen, auf denen die Ruderer oben auf dem Verdecke der beiden Längenseiten gereiht arbeiteten? Wir haben von Zwei- und Dreireihern gesprochen, weil wir den Ausdruck „Zwei-“ und „Dreiruderer“ nicht neben „Funfzigruderer“ anwenden wollten. Eben so wenig wollten wir „Dreidecker“ sagen, da sich nicht zwei oder drei Verdecke über einander befunden haben. Die im Namen liegende Zahl bezieht sich blos auf die Reihen von Ruderern, die übereinander den Bauch des Schiffes ausfüllten und gerade durch die Art ihrer Anordnung eine Theilung des Innern durch Verdecke unmöglich machten. Die Ruderer bildeten zusammen ein Parallelepipedum, ihre Seiten also vertikale Flächen. Die Gleichheit der Hebelkraft unter den Rudern, die natürlich nach

oben zu der größer werdenden Länge wegen abnehmen mußte, wurde dadurch hergestellt, daß die Wände des Schiffes sich nach oben ausbauchten und so auch die obersten Ruderer oder die Thraniten (die mittleren hießen Zygiten, die untersten Thalamiten) immer noch ein Drittheil des überhaupt am Griffe schwereren Ruders innerhalb des Schiffes hatten. Den für den einzelnen Mann nöthigen Raum berechnet man neuerdings — von der Seite aus gesehen — auf 8 Quadratfuß Fläche und wenn man denselben auf eine der Gestalt eines sitzenden Mannes nach Art eines Omnibuskutschercoupé's folgende Figur vertheilt, so ergiebt sich sowol genug Platz zum Handhaben des Ruders, als auch die durch die schräge, vom Vordertheil nach hinten zu abfallende Stellung der Ruderlöcher bedingte schiefe Richtung der Sitze zu einander, der zu Folge immer die Köpfe der weiter unten sitzenden Ruderer unmittelbar hinter den Gesäßen der oberen Vormänner sich befinden mußten. Die Ruder der Thraniten waren $13\frac{1}{2}$—$14\frac{1}{2}$ Fuß lang, die der Zygiten $10\frac{1}{2}$, die der Thalamiten $7\frac{1}{2}$. Zur Zeit des Thukydides und Aristophanes scheint aus irgend welchem Grunde, der später beseitigt wurde, die Arbeit der obersten Ruderer doch die schwerste gewesen zu sein; denn sie bekamen bei der Expedition nach Sizilien besondere Gehaltszulage. Schwer waren übrigens die Ruderstangen nicht. Denn wie hätten sonst im dritten Winter des peloponnesischen Krieges die spartanischen Feldherren von Korinth aus die Matrosen ihrer Flotte, jeden mit seinem Ruder, Sitzkissen und Ruderriemen versehen, im Eilmarsche nach dem Hafen von Megara beordern können, um dort vierzig Trieren in die See zu ziehen und den Piräus zu überrumpeln? In früherer Zeit und auch später bei den römischen Liburnern ragten die obersten Ruderer mit halbem Leibe über den Rand des Schiffes empor und waren noch den feindlichen Geschossen ausgesetzt; später aber — nach Plinius waren die Thasier die Erfinder — befanden sich sämmtliche Ruderer unterhalb des Verdeckes, um welches an

der Außenseite und etwas niedriger eine schmale Galerie für die Hilfsruderer und Seesoldaten herumlief. Im Gefecht waren natürlich die untersten Ruderer eines solchen „geschlossenen“ Schiffes am meisten gefährdet und Appian erzählt auch einen Fall aus der Schlacht bei Mylä, wo nach erhaltenem Leck die Thalamiten ertranken und die Andern sich durch Aufsprengen des Verdeckes retteten. Was die Menge der Ruderer auf einem Dreireiher anlangt, so betrug die Zahl der Thalamiten 54, die der Zygiten 58, die der Thraniten 62, im Ganzen also 174; der Vierreiher hatte dann 240, der Fünfreiher 310. Da 7—8 Ruderer einer Pferdekraft gleichkommen, besaß der Dreireiher an seinem Ruderwerk die Kraft von 24, der Vierreiher von 32, der Fünfreiher von 42 Pferden. Die gewöhnliche Schnelligkeit der alten Galeeren betrug 6—7 Knoten die Stunde.

Jede Reihe der Ruderer scheint einen besonderen Vorgesetzten gehabt zu haben. Da aber natürlich Alles darauf ankam, daß die Ruder in gleichmäßigem Takte bewegt wurden, so gab es auf jedem Schiffe einen besonderen Rudermeister, der neben dem Steuermanne sitzend das Tempo angab. Zu diesem Behufe diente wol eine Art von Hammer oder Taktirstock in der Hand desselben, und im „Eselsverkauf“ des Plautus sagt deshalb Kleäreta zu ihrer gesprächigen Tochter: „Ich soll Dir wol meinen und Deinen Antheil am Sprechen lassen, und Du willst zum Reden und Schweigen den Taktstock führen?“ worauf die Andere erwiedert: „Ja wahrlich, wenn ich mein Ruder in die Ruderkammer niedergelegt haben werde und nichts mehr thue, dann wird die ganze Sorge ums Hauswesen auf Dir lasten.“ Es scheint aber doch, als ob es viel häufiger vorgekommen sei, daß der Ruderschlag durch die Stimme des Ruderdirigenten geregelt wurde. Xenophon erzählt, daß im Jahre 388 v. Chr. der spartanische Admiral Gorgopas von Aegina aus einer athenischen Flotte nach dem Piräus in der Nacht folgte und den Rudermeistern befahl, anstatt der Stimme durch das Anschlagen mit Steinen den Takt anzugeben, während die Matrosen durch

eine eigenthümliche Drehung der Ruder ebenfalls lautes Geräusch vermieden. Auch Seneka erwähnt nur der Stimme des Ruderdirektors, indem er vom lärmvollen Bajä aus schreibt: „Ich habe mich so an alles Geräusch gewöhnt, daß ich selbst den Rudermeister hören kann, der mit seiner schrillen Stimme den Ruderern den Takt vorschreibt.“ Zuweilen stimmten wol auch die Matrosen in die Weise des Meisters ein. So läßt Aristophanes in den „Fröschen“ den Charon auf die Frage des zum Rudern gepreßten Dionysos: „Wie soll ich Unkundiger rudern?“ antworten: „Das macht sich leicht: pack' einmal an, so hörst Du bald die schönsten Lieder!“ worauf der Froschchor dem rudernden Gotte zu accompagniren beginnt. Am deutlichsten aber beweisen es die Worte des Lexikographen Pollux: „Ein Rudermeister sang ihnen Schifferweisen; die Uebrigen aber schrieen einstimmig, wie ein Chor, nach dem Zeitmaß seiner Stimme.“ Auf den Kriegsschiffen wurde aber der Rudermeister noch durch einen Flötenspieler unterstützt. Als Alkibiades im Triumphe nach Athen zurückkehrte, blies Chrysogonos, ein Sieger in den pythischen Spielen, das Schifferlied im langen pythischen Prachtgewande der Musiker. Diogenes Laërtius erwähnt, daß der Flötenspieler Dionysodoros sich stolz gerühmt habe, daß seine Kompositionen nie auf Kriegsschiffen gehört worden wären. Und so heißt es auch in den „Acharnern“ des Aristophanes bei Schilderung der Seerüstung: „Die Werft erdröhnte von des Ruderholzes Schlag, von Nägelhämmern, eingeriemtem Ruderwerk, Schalmeien und Flöten, Rudertaktruf, Pfeifenklang“ und in der „taurischen Iphigenie“ des Euripides singt der Chor: „Doch Dich, erhabene Herrin, trägt ein argivisches Schiff zur Heimath. Laut ertönt das mit Wachs gefügte Rohr des bergeliebenden Pan und treibt mit seinem Schalle die Ruder.“

Das Einexerziren der Ruderer erforderte so nicht wenig Zeit, und wenn eine Flotte in großer Eile gebaut wurde, hinderte immer die Untüchtigkeit der Bemannung geraume Zeit das Auslaufen. Daher liest man bei Polyän über den Feld-

herrn Chabrias: „Als der Perserkönig mit einer Land- und Seemacht vorrückte, hatte der König von Aegypten zwar viele Schiffe, aber keine geübten Seeleute. Chabrias hob die rüstigsten jungen Männer von den Aegyptern in hinreichender Anzahl aus, um 200 Schiffe zu bemannen, nahm die Ruder aus den Galeeren, legte langes Gebälk dem Strande entlang, so daß sie in einer Reihe hinter einander darauf saßen, gab ihnen die Ruder, stellte von denen, die des Griechischen und Aegyptischen kundig waren, Leute zum Angeben des Rudertaktes an, brachte jenen so das Rudern bei und besetzte endlich die Schiffe mit eingeübten Matrosen.“ Dasselbe thaten die Römer während des ersten punischen Krieges, als sie in sechzig Tagen ein Flotte von 130 Schiffen bauten. „Während die Einen mit dem Schiffsbau beschäftigt waren,“ sagt Polybios, „suchten die Andern Matrosen auf und lehrten sie auf dem Lande rudern. Sie setzten sie in derselben Ordnung, wie auf dem Meere an das Ufer mit Rudern in den Händen. Mitten unter ihnen war ein Aufseher, und man gewöhnte sie, sich rückwärts und vorwärts zu beugen und auf den Befehl des Steuermannes anzufangen und aufzuhören.“ Zuweilen kam es übrigens auch vor, daß bei zu schwacher Bemannung nur eine oder zwei, Ruderreihen der Trieren besetzt werden konnten. Daß aber im Ganzen, besonders bei der Kriegsmarine die Haupttriebkraft des Schiffes in die Ruder gelegt wurde, zeigt sich aus der nur beiläufigen Benutzung des Windes und Anwendung der Segel, wodurch die griechisch-römische Sitte Aehnlichkeit mit der modernen Dampfschifffahrt bekommt. Gewöhnlich hatten die Trieren zwei, größere Fahrzeuge auch drei Mastbäume, deren jeder gewöhnlich nur aus einem Baumstamme bestand. Der Hauptmast stand in der Mitte, der Fockmast dem Vordertheile näher. Die Segel hatten wol meist viereckige Form und waren der Dauerhaftigkeit wegen gitterartig mit Stricken durchnäht. Das dreieckige, sogenannte lateinische Segel, scheint viel späteren Ursprunges zu sein und ist vielleicht nur als Obersegel früher in

Anwendung gekommen, wie sie allerdings schon die Griechen über den großen Segeln führten. Stand aber eine Schlacht in Aussicht, so wurden im ganzen Alterthume die großen Segel des Hauptmastes als Hindernisse herabgenommen, ja zuweilen irgendwo auf dem Lande zurückgelassen. Es wird z. B. von Xenophon erwähnt, daß dies Alkibiades that, bevor er den Admiral Mindaros verfolgte. Der Athener Konon nahm sogar nach der Niederlage seiner Landsleute die großen Segel von Lysanders Flotte bei Lampsakos weg, und auch Iphikrates ließ vor seiner Fahrt nach Korfu die Hauptsegel in Athen zurück und benutzte die Focksegel selbst bei günstigem Winde nicht, weil es ihm darum zu thun war, seine Matrosen im Rudern zu üben und zu kräftigen. Auch der Hauptmast blieb in der Schlacht niedergelassen, denn Xenophon erzählt ferner, daß Iphikrates, wenn er unterwegs landete, die Masten wieder aufrichten und von den Mastkörben Ausschau halten ließ. Das kleine Segel des Vordermastes dagegen zog man im Gefechte auf, um zu fliehen oder zu verfolgen. Livius veranschaulicht dies am besten in der Seeschlacht bei Korykos im Jahre 191 v. Chr.

„Als der römische Feldherr die Schiffe des Antiochus nahen sah," schreibt er, „ließ er die Segel einziehen, die Masten herablassen, das Takelwerk zusammenreffen und erwartete die folgenden Schiffe. Schon waren ungefähr dreißig im Ansegeln, mit welchen er, um dem linken feindlichen Flügel zu begegnen, mit aufgezogenem Focksegel die hohe See zu gewinnen beschloß."

Der feindliche Feldherr Polyxenides versucht dann mit Hilfe derselben Segel zu entkommen. Auch Appian erzählt von dem Ausgange einer Seeschlacht zwischen Pompejus und Oktavian: „Cäsars Schiffe wurden genommen oder verbrannt; ein Theil zog die kleinen Segel auf und fuhr davon nach Italien." Eine interessante Stelle Senekas über die Handhabung der Segel überhaupt lautet: „Nur den alexandrinischen Post-

schiffen ist es erlaubt (in der Nähe des Landes) das Obersegel (Bramsegel) auszuspannen, welches auf hohem Meere alle Schiffe haben. Denn nichts unterstützt so die Fahrt als der oberste Theil der Segel; von dort her wird das Schiff am meisten angetrieben. So oft deshalb der Wind zunimmt und stärker wird, als er von Nutzen ist, wird die Raae weiter herabgelassen. Weniger Gewalt hat das Wehen des Windes bei niedriger Lage. Wenn sie Capri gegenüber kommen, müssen die übrigen Schiffe mit dem großen Segel zufrieden sein, das Obersegel ist das Kennzeichen der Alexandriner."

Der Rumpf der gewöhnlichen Kriegsschiffe war auf dem schmal gezimmerten Kielbalken aufgeführt, den gewöhnlich noch von außen Bohlen gegen Beschädigung schützten. Der Rumpf selbst erhob sich am Hintertheil am weitesten über die Wellen und endigte sich in einen Knauf, dem ein den Federn eines Vogelflügels ähnelnder, hölzerner Zierrath beigegeben war. Nach vorn zu fielen die Seiten wieder spitzer ab, und hier befand sich der Balken, welcher die gefährliche Angriffswaffe des Schiffes, einen eisernen Dorn oder dreizackigen Schnabel trug, der in alter Zeit die Form eines Thierkopfes hatte. Diese Erfindung des Tyrrheners Piseus bezweckte, den feindlichen Schiffen gefährliche Lecke unter dem Wasser beizubringen, und man suchte deshalb die Schiffe durch zwei oberhalb der Schnäbel zu beiden Seiten angebrachte Krahnbalken, recht bezeichnend „Ohren" genannt, vor dem Anprall zu schützen. Ueber Schnäbeln und Ohren endete dann das Vordertheil gewöhnlich in den „Gänsehals", den nicht selten vergoldeten, sanft geschwungenen Hals und Kopf eines Schwanes, der sich zuweilen umgekehrt auch am Hintertheile befand. Mit dem Steuerruder blieb es bei der homerischen Sitte; doch wird außer dem Steuermann nun auch ein Vorderdecksteuermann erwähnt, der besonders Ausschau halten und auf die Segel Acht zu geben hatte. Die Schiffe mancher Staaten waren auch an ihren besonders gestalteten Vordertheilen leicht zu erkennen, wie die der Samier an der Schweins=

rüsselform. Außerdem hatte auch jeder Staat sein besonderes Unterscheidungsmerkmal, unseren Flaggen entsprechend, das aber aus Figuren bestand. So führten die Phönikier die Pygmäengestalt des Gottes Ptah am Vordertheile. Das Erkennungszeichen der athenischen Schiffe war die vergoldete Pallas, und deshalb sagt Aristophanes in den „Acharnern", die Stadt sei voll von Kriegslärm „von Soldeszahlung, Pallasbildervergoldungen". Dasselbe ergiebt sich aus folgender Anekdote Polyäns: „Bei Naxos gab Chabrias, als er im Begriffe war, dem Pollis eine Seeschlacht zu liefern, den Kapitänen den Befehl, falls sie der feindlichen Macht im Kampfe gewachsen wären, die Wahrzeichen ihrer Schiffe heimlich zu entfernen. Infolge dessen wußten die Steuermänner des Pollis nicht, woran sie waren, weil die Athener nicht das athenische Zeichen führten. Die Flotte der Athener aber überraschte sie und machte auf die mit Abzeichen versehenen lakedämonischen Schiffe einen doppelten Angriff." Euripides dichtet selbst den nach Troja fahrenden Schiffen solche Abzeichen an und sagt von den myrmidonischen: „In goldenen Bildern thronten hoch, als Achilleus' Heeresmal, Nereus Töchter auf dem Hinterschiff;" von den pylischen: „Auch Nestors Geschwader sah ich, das am Steuer Alpheus, den nachbarlichen Gott mit des Stieres Füßen trug;" von den attischen: „Pallas, hoch stehend auf geflügeltem Wagen, ist der Schiffe Bild," und von den thebanischen: „Kadmos, Thebens Ahnherr, stand mit goldener Schlange dort an der Schiffe Knäufen." Außer diesem Zeichen der Nationalität, das wenigstens die Kriegsschiffe alle führten, hatten die Schiffe noch besondere geschnitzte Zierrathen, auch gemalte Bilder und bloße Inschriften, die in Bezug zu ihrem Namen standen.

Aber es herrscht Unklarheit über den Ort, den diese Symbole einnahmen, da das Zeichen des Staates sich bald an dem Hinter-, bald an dem Vordertheile befand. Doch kann man wol, abgesehen von der Verschiedenheit der Sitte, annehmen, daß in dem häufigen Falle, wo das Schiff den Namen

seiner Schutzgottheit trug, deren Bild auch nur einmal und zwar am Vordertheil angebracht war. So hatte z. B. das große alexandrinische Handelsschiff, welches Lukian beschreibt, den Namen Isis und führte das vergoldete Bild dieser Göttin zu beiden Seiten des Schnabels. In der späteren römischen Zeit klärt sich das Verhältniß vollständig, insofern hier stets die Schutzgottheit des Schiffes am Backbord angebracht ist, während das Symbol sich am Vordertheil befindet. In der Bemalung der Schiffe scheint man übrigens zuerst durch die Noth getrieben auf die mit einem Wachsfirniß überzogene enkaustische Malerei verfallen zu sein.

Die Namen der griechischen Schiffe sind fast alle weiblich, und es finden sich zum Theil darunter dieselben Abstrakta, wie sie die neuere Zeit anwendet, z. B. „Rettung, gute Fahrt, Hoffnung, Vorsicht“ u. a.; unter den römischen Namen kommen vor die Namen von Göttern; von Tugenden, z. B. „Fides, Justitia, Clementia“; von Flüssen, z. B. Donau, Euphrat, und von Personen, wie Augustus und Antonius.

Die innere Einrichtung der Schiffe bleibt für uns in noch größeres Dunkel gehüllt, da uns kein Bildwerk eine Einsicht gewährt und sich kein Schriftsteller die Mühe nimmt genauer darauf einzugehen. Daß auch die phönikischen Schiffe schon während der persischen Kriege Verdecke hatten, ersieht man aus der Erzählung Herodots über des Xerxes Flucht. Als nämlich der König vom Strymonflusse aus nach dem Hellespont fuhr, wäre das Verdeck des phönikischen Schiffes voll Perser gewesen, die sich, um bei dem ausgebrochenen Sturme den König zu retten, insgesammt ins Meer gestürzt hätten. Herodot meint zu dieser Sage, Xerxes hätte doch besser gethan, seine Perser in den Bauch des Schiffes hinabzuschicken und von den phönikischen Ruderleuten ungefähr dieselbe Zahl ins Meer werfen zu lassen, bedenkt aber freilich dabei nicht, wie sehr diese Maßregel ihm hätte schaden müssen! Mit dem Aufenthalt in einem unverdeckten Schiffe mag es mißlich genug ausgesehen haben und es kommt uns fast komisch

vor, beim Redner Antiphon die Stelle zu lesen: „Das Schiff, in welchem wir fuhren, war unverdeckt; dasjenige, in welches wir übersiedelten, mit Verdeck versehen; es hatte aber des Regens wegen ein Verdeck.“ Von der Einrichtung des Innern, von einer Eintheilung in Kajüten, hören wir in früherer Zeit nichts. Nur von Alkibiades erwähnt es beiläufig Plutarch unter dem Fehlerregister als ein Zeichen der Verweichlichung, daß derselbe, um zur See sanfter zu schlafen, das Verdeck in seinem Schiffe habe ausschneiden lassen, damit sein Bett nicht auf den harten Brettern läge, sondern in Riemen hinge! Da Plutarch dies tadelt, bekommt man keinen hohen Begriff von dem Schiffskomfort seiner Zeit, wenn auch sein Zeitgenosse Lukian bei Beschreibung des Alexandriner Kauffahrers Wohnzimmer im Hintertheile erwähnt und sich bereits vierhundert Jahre früher auf dem wirklichen Dreidecker des Königs Hieron Wohnungen für die Matrosen und die Schiffssoldaten, Pferdeställe, Küchen und sogar eine Bibliothek im Mitteldecke befunden hatten. Aber die mit Kajüten versehenen Schiffe hielt man in Griechenland und Rom für übertriebenen Luxus, für Spielwerke. Am deutlichsten erhellt diese Ansicht aus Senekas Schrift über die Wohlthaten, wo es heißt: „Einem Menschen, dem ich keine Dreireiher und erzbeschlagenen Schiffe senden würde, werde ich Jachten und mit Zimmern ausgestattete Fahrzeuge schicken und anderes Spielzeug von Königen, die ihren Muthwillen am Meere auslassen.“ Der einzige Ort auf dem Verdecke, der einigen Schutz gewährte und dem Steuermann und Schiffsherrn zum Aufenthalt diente, ist eine öfter auf Bildwerken vorkommende, oben runde, vorn offene Cabine auf dem Hinterdeck. Von dem eigentlichen Schiffsgeräthe sei noch des Ankers gedacht, nach Plinius einer Erfindung des Tyrrheners Eupalamus. Er soll früher blos einarmig gewesen sein, aber schon der Scythe Anacharsis den andern Arm hinzugefügt haben. Verschiedene Münzen Italiens zeigen den Anker bereits vollständig, mit Querholz und spitzen Schaufeln.

Die Ankertaue liefen übrigens durch die für die beiden Steuerruder am Hintertheil befindlichen Löcher. Auch das Senkblei war den Alten nicht unbekannt, und der Schiffsleitern wird oft gedacht. Endlich wurden die Schiffe äußerlich durch starke Taue umgürtet, um ihre Flanken gegen allzuheftigen Wogenschlag zu sichern: ein Verfahren, auf welches man in neuerer Zeit bei stark mitgenommenen Fahrzeugen mit Erfolg zurückgekommen ist. Die Trieren hatten sicher drei bis vier solcher Schnürtaue, der Vierzigreiher des Ptolemäos Philadelphos zwölf. Die Dreireiher der Athener zerfielen übrigens in Schnellsegler, die nicht mehr Marinesoldaten an Bord hatten, als zur Vertheidigung des Schiffes erforderlich waren, und in Soldatentransportschiffe, die zur Versendung von Truppen dienten. Letztere zeigten sich wol im Kampfe unbehilflicher und so kam es wahrscheinlich, daß vor dem peloponnesischen Kriege die Athener mit 44 Schiffen über 70 samische siegten, von denen 20 Landsoldaten führten. Die Schiffssoldaten werden von den Matrosen streng geschieden und nur selten kam es vor, daß sie, wie in der früheren Zeit, zugleich die Ruder handhabten. Thukydides vergißt nicht zu erwähnen, daß die tausend Schwerbewaffneten, die während des peloponnesischen Krieges unter Paches gegen Mitylene entsendet wurden, zugleich den Dienst als Ruderer versahen, und später läßt er auch den Lakedämoniern von Alkibiades einen darauf bezüglichen Rath ertheilen. Da nun die gewöhnliche Bemannung einer schnell fahrenden Triere auf zweihundert Mann geschätzt wird, so können kaum dreißig Mann die militärische Besatzung gebildet haben. In der Schlacht bei Salamis führte nach Plutarch jedes attische Schiff 18 Verdeckstreiter, von denen vier Schützen, die andern Hopliten waren. Demosthenes rechnet in der ersten Philippika zwanzig Minen (à hundert Drachmen, à sechs Obolen) monatlichen Sold (ohne Verpflegungsgeld) auf ein Schiff, woraus sich für Matrosen und Soldaten gleichmäßig zwei Obolen auf den Tag ergeben, oder ebensoviel, als die Landsoldaten

ohne das Kostgeld erhielten. Bei der sizilischen Expedition bekamen die Matrosen im Ganzen täglich sechs Obolen. Ebensoviel hatte Lysander später von Cyrus, dem Jüngeren, vertragsmäßig verlangt. Dieser aber wollte anfangs nur dreißig Minen für jedes Schiff monatlich oder drei Obolen für den Mann täglich zahlen (was wieder auf eine Bemannung von zweihundert Mann deutet) und verstand sich endlich zu vier Obolen. Dagegen erhielten die Matrosen der athenischen Flotten, welche im peloponnesischen Kriege nach Potidäa und Sizilien gesendet wurden, täglich eine Drachme und im ersten Falle gewährten die Kapitäne sogar noch Zulagen aus eigenen Mitteln. Pferdetransportschiffe wurden zuerst unter Perikles aus alten Kriegsschiffen gebaut, nachdem sie von den Persern bereits früher angewandt worden waren. Außerdem hatte jede Flotte kleinere Kriegsschaluppen und Avisschiffe, die wegen ihrer Schnelligkeit „Renner" genannt wurden. Das Schiff des milesischen Seeräubers Theopompos, das Lysander nach der Schlacht am Ziegenflusse nach Lakedämon schickte, kam von Lampsakos aus am dritten Tage an der spartanischen Küste an. Zur Beförderung von Festgesandtschaften, Depeschen, öffentlichen Geldern und Beamten hatte die athenische Regirung noch zwei besondere Staatsschiffe, die fortwährend segelfertig lagen, Paralos und Salaminia. An die Stelle der letzteren trat zu Alexanders Zeit die Ammonias und später kamen die Antigonis und Demetrias noch hinzu. Auf diesen Schiffen bestand die Mannschaft aus lauter freien Bürgern, die täglich vier Obolen Sold erhielten.

Die Größenverhältnisse einer Triere bei einer Länge von 149', einer Breite von 18—21' und einer Höhe von 19½' (8½' Tiefgang) berechnet sich auf 232 Tonnen (zu 20 Centnern); ein Vierreiher wird bei 158' Länge 365, ein Fünfreiher bei 168' Länge 534 Tonnen gehalten haben. Der Dreireihergröße entsprechen ungefähr unsere Schooner oder die Schraubenkanonenboote 2. Klasse. Es zeugt dennoch von der praktischen

Einrichtung der den Alten bekannten Bewegungsmaschinen, daß man solche Schiffe nicht nur leicht ans Land zog, sondern daß man oft ganze Flotten über Landengen hinweg schob. Mehrmals geschah dies über den Isthmus von Korinth, der an der schmalsten Stelle eine deutsche Meile breit ist, und die Maschinen, deren man sich bediente, bestanden aus Walzen und Rollen. Thukydides erwähnt es zuerst von den Lakedämoniern, daß sie die Absicht gehabt hätten, eine Flotte über den Isthmus zu schaffen, aber von den im saronischen Busen kreuzenden Athenern daran verhindert worden wären. Aber im Jahre 414 wurden wirklich einundzwanzig peloponnesische Schiffe hinüber befördert. Später ließ auch Oktavian nach der Schlacht bei Aktium seine Liburner über die Landenge ziehen. Doch fand diese Beförderung nur von dem korinthischen Busen aus statt, weil das im Westen schroffer ansteigende Ufer nach Osten zu sanft abfiel. Ueber die allerdings nur 120 Schritte breite Landzunge von Leukadien (jetzt die Insel Santa Maura) wurden sogar in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges einmal dreiundfunfzig, ein anderes Mal sechzig peloponnesische Schiffe geschafft.

Die Marinesoldaten hatten stets ihre besonderen Anführer. Die eigentlichen Befehlshaber der Kriegsschiffe aber waren die Trierarchen, reiche athenische Bürger, die freilich bei aller Lust zum Seewesen nur, wenn sie hoher Patriotismus beseelte, gern dieses Kommando übernommen haben werden, da sie stets einen bedeutenden Theil der Ausrüstung mit zu tragen hatten. Anfangs gab nämlich der Staat außer Sold und Verpflegung der Mannschaft nur Rumpf und Mast, und der Trierarch hatte das ganze Schiffsgeräth zu beschaffen, die Mannschaft anzuwerben und das Schiff in gutem Stande zu erhalten, was durchschnittlich einen Aufwand von 50 Minen oder 1250 Thalern verursachte. Später lieferte der Staat wol auch das Geräth und die Bemannung, aber die Kosten der Trierarchie blieben immer noch drückend genug, und wenn auch Einzelne, um sich

patriotisch zu zeigen, immer noch aus eigenen Mitteln die Ausrüstung bestritten, so verfuhr die Mehrzahl der Verpflichteten doch nach und nach so gewissenlos und nachlässig, daß sie ihre Leistungen um die Hälfte der erforderlichen Summe an Andere verdingten, worauf dann natürlich die Pächter den Staat betrogen, wie sie konnten, ja zuweilen auf eigene Faust freibeuterten. Auch die im Jahre 358 v. Chr. vorgenommene Eintheilung des Volkes in Steuervereine, wobei die dreihundert reichsten Bürger Vorschuß leisteten und sich dann von den übrigen Mitgliedern wieder erstatten ließen, half wenig und führte nur zu Uebervortheilung der minder Begüterten, und erst, nachdem Demosthenes es durchgesetzt hatte, daß die Trierarchie sich ganz genau nach dem Vermögen zu richten hatte, wobei je zehn Talente Steuerkapital zur Ausrüstung eines Schiffes verpflichteten, fand eine billigere Vertheilung der Last statt. Der Trierarch trat ab, sobald die Flotte wieder in den Piräus eingelaufen war oder der Admiral keinen Sold zahlte; blieb er aber über das volle Jahr in See, so berechnete er sich mit seinem Nachfolger.

Die Flotte befehligten entweder einer oder mehrere der ordentlichen Strategen, oder außerordentlich gewählte Feldherren. Das Admiralschiff, welches sich der Admiral nach Belieben aus der Flotte wählte, führte am Tage sein besonderes Zeichen und schon aus der Schlacht bei Salamis erzählt Herodot: „Als aber der Aeginete Polykritos des attischen Schiffes ansichtig ward, erkannte er es am Wahrzeichen für das Feldherrnschiff, rief den Themistokles beim Namen und spottete seiner mit Schelten auf die medische Gesinnung der Aegineten.“ Vielleicht bestand dieses Zeichen schon aus einer Standarte, wie bei den Römern. Bei Nacht zeigte ein auf dem Admiralschiff aufgestecktes Licht den übrigen die Straße. Im Jahre 204, als die römische Flotte unter Scipio nach Afrika übersetzte, führte Nachts das Kriegsschiff eine, das Lastschiff zwei, das Admiralschiff drei Laternen. Demetrios Poliorketes, der den

Ort seiner Landung in Europa geheim halten wollte, gab, wie Polyän berichtet, jedem Kapitän eine versiegelte Depesche mit dem Befehle: „Sollten wir zusammenschiffen, so laßt die Siegel unversehrt; sollten wir aber von einander getrennt werden, so öffnet die Schreiben und fahret nach dem bezeichneten Ort“. Die Seetaktik war noch ziemlich einfach, und gewöhnlich suchte sich bald nach dem Beginne der Schlacht jedes Schiff seinen Gegner, und es kam zum Einzelkampfe. Nur zwei Manöver waren es, die man allgemein zur Anwendung zu bringen und gegen die man sich zu schützen suchte.

Das erste bestand darin, daß ein Schiff zwischen zwei feindlichen mit voller Ruderkraft hindurchfuhr, selbst rechtzeitig seine Ruder beilegend und die Gegner durch Abstreifen der Ruder kampfunfähig machend. Zuerst von Herodot beim jonischen Aufstand erwähnt, wurde dieser Versuch in allen späteren Seeschlachten gemacht. So schreibt derselbe Schriftsteller über die Schlacht bei Artemisium: „Die Hellenen fuhren auf die Barbaren los, um sich mit ihnen zu versuchen in ihrer Kampfweise und der Zwischendurchfahrt“, und als die Griechen überflügelt wurden, „so standen sie aufs erste Signal den Barbaren mit den Schnäbeln entgegen und schlossen sich in der Mitte mit den Kielen an einander, und beim zweiten griffen sie an.“ Dieses Zusammenschließen der Schiffe, verbunden mit kreisförmiger Aufstellung, wendeten auch die Peloponnesier in der Schlacht bei Naupaktos an, „um zum Durchbrechen der Linie keinen Raum zu geben“. Man pflegte aber auch, um den Durchbruch zu hindern, die Schiffe in zwei Linien hinter einander zu stellen.

Das zweite Manöver hatte den Zweck, den Feind zu überflügeln, um ihm in die Flanke zu fallen, wobei die metallenen Schiffsschnäbel ihre Hauptdienste leisteten, indem sie in die Seitenwände der Schiffe hineindrangen. Einen Vortheil aber hatte die Galeere der Alten mit dem Dampfer der Neuzeit vor dem Segelschiffe voraus, daß sie nämlich sofort, wenn es nöthig

war, ohne zu wenden, rückwärts bewegt werden konnte. Herodot erzählt, daß beim Beginne der Schlacht von Salamis die Hellenen sich anfangs so zurückgezogen hätten, und nach Polyän pflegte der Admiral Timotheos immer so zurückzuweichen, daß er seine Schiffe einen Halbmond bilden ließ, dessen äußere Seite den Feinden derselben die Schnäbel wies, während die beschädigten und eroberten Schiffe sich im Innern befanden. Auch die Syrakusaner verdankten den Seesieg in ihrem Hafen einem derartigen verstellten Rückzug.

Die Seesoldaten standen während des Gefechtes auf dem Verdecke oder der das Schiff umgebenden äußeren Plattform, die mit einer Balustrade versehen war, auf welcher vorgespannte Decken gegen Wellen und Geschosse Schutz gewährten. Plutarch erzählt von Kimon, er habe nicht nur die Schiffe breiter bauen lassen, sondern den Verdecken auch noch Brücken beigefügt, um auf denselben eine größere Zahl von Schwerbewaffneten postiren zu können. Speerschleuderer und Bogenschützen pflegten damals, wo die Hauptsache noch nicht im Entern bestand, den Kern der Seesoldaten zu bilden.

Die trefflichste Schilderung einer Seeschlacht aus älterer Zeit besitzen wir in dem Berichte des Boten aus der Schlacht bei Salamis in den „Persern" des Aeschylos:

„Da schlug mit Krachen Schiff in Schiff den bohrenden
Erzschnabel; anfing ein hellenisch Schiff den Sturm,
Riß einem Tyrier allen Schmuck vom Steuerbord.
Auf andre trieben andre wieder ihren Kiel.
Fest hielt des Perserheeres Strom noch gegen an;
Doch als die Anzahl unsrer Segel in des Meers
Engfahrt sie trieb, wo keiner keinem mehr zu Schutz,
Und wechselseitig mit der eisernen Schnäbel Stoß
Zerschlugen, zerschmetterten sie sich der Ruder Doppelreihn.
Der Griechen Schiffe drängten wolberechnet nun
Rings her umzingelnd gegen uns: jäh stürzten um
Der Schiffe Bäuche, nicht zu sehn mehr war die See;
Mit Wrak und Scheitern und mit Leichen überdeckt,
Bedeckt mit Leichen Klippen und Gestad' umher.

In wilder Flucht fortrudernd eilte sich jedes Schiff
Soviel noch übrig waren von dem Perserheer.
Doch wie beim Thunfischjagen oder Treibefang
Von ziehenden Fischen, schlugen, stießen, warfen sie
Mit Ruderwrak, Schiffstrümmern aus; dazu erfüllt
Die weite See Wehklagen rings und Angstgeschrei,
Bis daß dahin sie nahm der dunkle Blick der Nacht."

Bei allen Völkern des Mittelmeeres war es Sitte, einigen der genommenen Schiffe die Vordertheile sammt den Zierrathen und Schiffsschnäbeln abzuhauen und irgend einer Gottheit zu weihen. Schon aus dem sechsten Jahrhunderte berichtet Herodot, daß die Aegineten die Vordertheile der samischen, eberförmigen Schiffe abgebrochen und im Tempel ihrer Athene als Weihgeschenk niedergelegt hätten. Auch des ersten in der Schlacht bei Salamis genommenen persischen Schiffes Wahrzeichen wurde dem Apollo dargebracht, und lange nach der Schlacht bei Aktium standen die demselben Gotte geweihten ehernen Schiffsschnäbel am Gestade, wilden Bienen zu friedlicher Wohnung dienend.

Was die Zahl der athenischen Kriegsschiffe betrifft, so war die Werft im Piräus auf vierhundert Schiffe berechnet und zu Anfange des peloponnesischen Krieges mag nicht viel von dieser Summe gefehlt haben. Auf das Unternehmen nach Sizilien wurden sechzig Schnellfahrer und vierzig Soldatentrieren verwendet; mit den Verstärkungen mag aber wol der endliche Verlust der Athener von Isokrates richtig auf 240 Trieren angegeben werden. Gegen das Ende des Krieges rüsteten sie 110 Schiffe binnen 30 Tagen aus und in der Schlacht am Ziegenfluße fochten 180 athenische Schiffe. Auch nach dem unglücklichen Ende des Krieges erholte sich die Marine sehr schnell und wenn Demosthenes im Jahre 350 noch 300 Kriegsschiffe als aufstellbar annimmt, so brachte der berühmte Staatsmann und Finanzmeister Lykurg durch Ausbesserung und Neubau die Flotte auf 400 Kriegsschiffe, was durch die in neuerer Zeit im Piräus gefundenen Inschriften bestätigt wird.

Die Spartaner sind bisher absichtlich kaum erwähnt worden, weil ihr Seewesen nie zu einem gedeihlichen Aufschwung gelangt ist. Zwar wird von Herodot ein lakedämonischer Seezug gegen Polykrates erwähnt und bei Salamis standen sechzehn ihrer Schiffe im Gefecht; aber was sie im peloponnesischen Kriege leisteten, geschah größtentheils nur mit Hilfe der peloponnesischen Bundesgenossen, besonders der Korinthier, und ihre Seemacht sank durch die einzige Schlacht bei Knidos (394) wieder in nichts zusammen. Die Phönikier bildeten immer noch den Hauptkern der persischen Marine. Sie hatten allein mit den Syrern dreihundert Schiffe gestellt und trugen auch bei der von Xerxes auf dem Hellespont veranstalteten riesigen Wettfahrt den Sieg davon.

Auch Alexander der Große vermochte anfangs mit seinen 180 Galeeren nichts gegen die dreimal stärkere persische Flotte, bis er Phönikien und Aegypten in seine Gewalt bekam. Allein die Phönikier wurden bald von den Bewohnern ihrer Tochterstadt Karthago überflügelt und die Karthager waren es, die dem Schiffsbau dadurch eine Umgestaltung bereiteten, daß sie zuerst Kriegsschiffe von mehr als drei Ruderreihen, Vierreiher Fünfreiher und Sechsreiher aufstellten, deren Größe und Schwere im Verhältniß zu der vermehrten Ruderkraft zunahm. Die sizilischen Tyrannen Dionys der Erste und Zweite ahmten nothgedrungen ihr Beispiel nach und schon zu Alexanders Zeit hatte auch Athen nach den Piräusinschriften neben 360 Trieren 50 Vierreiher und 5 Fünfreiher. Von diesen größeren Schiffen, die sich nun wie die Linienschiffe zu den Fregatten verhielten, giebt es keine Abbildung mehr. Aber man begnügte sich nicht dabei, und schon in der Diadochenzeit überbot man einander in Kolossalität der Kriegsgaleeren. Unter den fünfhundert Schiffen des Demetrios Poliorketes gab es Fahrzeuge von fünfzehn bis sechzehn Reihen Ruderbänken. Dennoch wurden dieselben, wie Plutarch erwähnt, nicht blos ihrer Größe, sondern auch ihrer Gewandtheit und Schnelligkeit wegen bewundert!

Besonders die ägyptischen Könige zeichneten sich durch Zahl und Größe ihrer Schiffe aus. Ptolemäos Philadelphos besaß, wenn Athenäus recht unterrichtet ist, 2 Dreißigreiher, 1 Zwanzigreiher, 4 Dreizehnreiher, 2 Zwölfreiher, 14 Elfreiher, 30 Neunreiher, 37 Siebenreiher, 5 Sechsreiher, 17 Fünfreiher und doppelt soviel als die Gesammtsumme Vierreiher und leichtere Fahrzeuge. Ptolemäos der Vierte, Philopator, hatte den für sein Volk kostspieligen Ruhm, den Leviathan der alten Welt zu besitzen. Dieses Riesenschiff maß 420 Fuß in die Länge (der Great Eastern mißt bekanntlich 680 Fuß), 76—79 Fuß in die Breite, und war vom Kiel bis zum Knauf des Hintertheils 64 Fuß hoch. Es brauchte nicht weniger als 4054 Ruderer und außerdem 400 Matrosen; seine Ruderkraft kam 540 Pferden nahe und sein Verdeck faßte 3000 Soldaten. Die längsten Ruder seiner vierzig Ruderbankreihen giebt Athenäus auf 57 Fuß an. Da nun im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ein Galeerenruder des Mittelmeeres bei einer ungefähr gleichen Länge sechs Ruderknechte erforderte, so begriffe man nicht, wie von der viel bedeutenderen Höhe jener ägyptischen Galeere aus die obersten Ruder regirt werden konnten, wenn man nicht wüßte, daß auch hier das Gleichgewicht zwischen den inneren und äußeren Theilen der großen Ruder genau berechnet war, und berücksichtigte, daß Athenäus sagt, die Rudergriffe seien mit Blei gefüttert gewesen. Uebrigens verfehlte das Schiff ganz seinen Zweck; denn Plutarch schreibt: „Es war zu nichts nütze als zum Ansehen, unterschied sich kaum von feststehenden Gebäuden und bewegte sich unsicher und nicht ohne große Mühe."

Viel interessanter als dieser Vierzigreiher war ein fast gleichzeitig mit Beihilfe des genialen Archimedes vom König Hieron in Syrakus erbautes Schiff, das zwar als Getreidetransportschiff nur 20 Ruderer führte, aber zugleich als Kriegsschiff armirt war und sich außer der Prachtverschwendung durch höchst sinnreiche Einrichtungen auszeichnete, die gleichmäßig

auf Bequemlichkeit und Vertheidigung abzielten und wol würdig gewesen wären, bei der Mit- und Nachwelt mehr Nachahmung zu finden. Das Holz zu seinem Rumpfe kam dem zu sechzig Trieren nöthigen Materiale gleich und dreihundert Zimmerleute vollendeten es in sechs Monaten. Sehr bemerkenswerth ist dabei, daß das ganze Holzwerk außen mit bleiernen Platten beschlagen wurde. Die „Syrakosia" hatte drei völlig von einander geschiedene, durch Treppen verbundene Verdecke, deren unterstes für die Frachtladung (sie betrug die Kleinigkeit von 60,000 Scheffeln Getreide, 20,000 Talenten Wolle à 52 Pfund, 10,000 Faß sizilisches Pökelfleisch), das Mitteldeck für die Kajüten (darunter waren dreißig Matrosenkajüten mit je vier Bettstellen), das oberste für die Marinesoldaten bestimmt war. Denn an bloße Galerieen zu denken ist hier unmöglich, da dann weder Platz für die Wohnungen, ein Gymnasium, eine Bibliothek, für die Pferdeställe, den Fischteich, die Küchen, Lauben und Spazirgänge vorhanden gewesen wäre, noch mitten auf dem Verdecke vier Thürme hätten stehen können (auf dem Vorder- und Hintertheile befanden sich ebenfalls je zwei). Das Innere der Thürme war mit Steinen und Geschossen gefüllt und jeder trug sechs Bewaffnete, darunter zwei Bogenschützen. Dann befand sich auf einem Gerüste eine von Archimedes konstruirte Wurfmaschine, welche zwölfellige Pfeile und drei Zentner schwere Steine bis auf sechshundert Fuß schleuderte. An den Raaen der drei Masten waren sogenannte Delphine angebracht, große Steine und Bleimassen, durch welche man nahe Schiffe zum Sinken brachte, und welche schon im peloponnesischen Kriege erwähnt werden. Das Schiff war außerdem rings mit eisernen Spitzen besetzt, um das Entern zu erschweren, und mit beweglichen Haken, um die feindlichen Fahrzeuge festzuhalten. An beiden Breitseiten standen sechzig Gewappnete und ebensoviele an den Masten und an den Geschützen. Der eherne Mastkorb des Hauptmastes trug drei Mann, der des zweiten zwei, der des dritten einen, und diesen

wurde in Körben die Munition hinaufgehaspelt. Vier hölzerne und acht eiserne Anker befanden sich an Bord und außer vielen kleinen Booten ein Kutter, der dreitausend Zentner Last tragen konnte. Es existirte auch darauf ein besonderes Schiffsgericht, das aus dem Kapitän, dem Ober= und Untersteuermann bestand und nach dem syrakusischen Rechte entschied. Athenäus, der die Beschreibung einem gewissen Moschion entliehen hat, fügt noch das Epigramm hinzu, womit der attische Dichter Archimelos dieses Schiff, das Hieron dem Könige von Aegypten schenkte, verherrlichte, und wofür er ein Honorar von baaren tausend Scheffeln Weizen tax= und sportelfrei bis in den Piräus geliefert bekam!

Mit solchen Fortschritten stand die gleichzeitige römische Marine freilich in grellem Kontraste, wenn es auch sicher unwahr ist, daß die Römer vor dem ersten punischen Kriege gar nicht an eine Kriegsflotte gedacht hätten. Die weit ausgebreitete etruskische Piratenwirthschaft, die das tyrrhenische und adriatische Meer beunruhigte, ging sie zu nahe an, als daß sie nichts zum Schutze ihrer schon von Ankus Martius gegründeten Hafenstadt Ostia und des damit zusammenhängenden Handels gethan, nichts von solchen Nachbarn gelernt haben sollten. Bereits im Jahre 509 v. Chr. schloß ja Rom einen Seefahrtsvertrag mit Karthago und in dem zweiten vom Jahre 348 ist nicht blos von friedlichen Kauffahrern die Rede, sondern auch von Seeraub und Anlegung überseeischer Kolonien und Festungen. Im Jahre 334 wurden die Langschiffe der etruskischen Stadt Antium von den Römern theils verbrannt, theils in die Schiffswerfte nach Rom gebracht, wo man außerdem mit den Schnäbeln der zerstörten Schiffe die Rednerbühne dekorirte. Fünfundzwanzig Jahre später erwähnt Livius einer Bill, nach welcher zwei besondere Seepräfekten zur Ausrüstung und Ausbesserung der Flotte ernannt werden sollten, und gleich im nächsten Jahre (308) landet eine römische Kriegsflotte bei Pompeji; das Schiffsvolk plündert die Umgegend und wird von den Bauern endlich

mit großem Verluste wieder auf die Schiffe zurückgejagt. Noch klarer beweist das frühere Vorhandensein römischer Kriegsschiffe die 284 von den Tarentinern verübte Brutalität, zehn geschlossene römische Schiffe, die unter Valerius auf der Fahrt ins adriatische Meer sich der tarentinischen Rhede näherten, nach Seeräuberart zu überfallen. Seneka, Varro und Polybius tragen die Schuld von jener falschen Meinung über die römische Kriegsmarine. Seneka nämlich schreibt in der Schrift über die Kürze des Lebens: „Wer hat die Römer zuerst bewogen, zu Schiffe zu steigen? Klaudius ist es gewesen, der darum den Namen Caudex erhielt, weil die Zusammenfügung mehrerer Planken bei den Alten caudex genannt wurde." Auch Polybius sagt freilich über den großartigen Flottenbau, wodurch sich Rom in einem Jahr aus einer Kontinentalmacht in eine Seemacht verwandelte: „Denn nicht einmal ohne die gehörigen, sondern ohne die geringsten Mittel und ohne jemals an das Meer gedacht zu haben, faßten sie den Plan dazu und führten ihn mit großer Kühnheit aus, so daß sie ohne vorhergängigen Versuch sich unterfingen, mit den Karthagern zur See zu fechten, denen seit langer Zeit Niemand die Oberherrschaft auf dem Meere streitig gemacht hatte." Allein, wenn er auch hierbei den Mund etwas voll nimmt, so theilt er doch keineswegs die kindische Ansicht, daß Appius Klaudius auf Fahrzeugen, die eher Flößen als Schiffen glichen, in Gegenwart einer karthagischen Flotte den Uebergang über die Meerenge gewagt, an den später Spartakus unter günstigeren Umständen auf solche Weise nicht gedacht hat, sondern sagt kurz darauf: „Was aber zum Zeugniß für die außerordentliche Kühnheit der Römer bei großen Unternehmungen dient, ist, daß, als sie sich entschlossen, ihre Truppen nach Messina überzuführen, sie weder geschlossene noch Transportschiffe, sondern nur Fünfzigruderer und Dreireiher besaßen, die sie von den Tarentinern, Lokrern, Eleaten und Neapolitanern geliehen hatten, auf welchen sie sich verwegenerweise unterstanden, ihre Armee überzusetzen."

Jedenfalls ist also die Sage aus dem rein zufälligen Bei-

namen des römischen Feldherrn entstanden und gehört zu den vielen ätiologischen Erfindungen des gelehrten Varro. Wol aber ergiebt sich aus dieser Erzählung, so wie aus dem während des Krieges mit Pyrrhus entstandenen, letzten karthagischen Vertrage, nach welchem sich Rom durch 26 punische Kriegsschiffe unterstützen ließ, daß die römische Seemacht damals sehr unbedeutend war und daß vielleicht die karthagischen Diplomaten nicht zu arg übertrieben, als sie die Römer vor einem Kriege warnten, weil ja doch ohne ihren Willen kein Römer seine Hände im Meere waschen dürfte! Doch es war damals leichter als jetzt, Flotten zu bauen, und das Recht, unter den Seemächten einen Rang einzunehmen, war noch nicht, wie heute, beinahe ein erbliches Privilegium einzelner Nationen, wenn auch großartige Kühnheit und Energie dazu gehörte, mit der ersten Seemacht des Mittelmeeres in die Schranken zu treten, und wenn es auch den Römern Ueberwindung kostete, den Widerwillen ihres eigenen, nicht seemännischen Charakters zu besiegen, einen Widerwillen, der sich schon dadurch an den Tag legte, daß sie später mehrmals große Flotten zerstörten, anstatt dieselben selbst zu benutzen. Aber da Karthago nur mit gleichen Waffen überwunden werden konnte, so schufen sie nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Fünfreihers binnen zwei Monaten eine Flotte von 100 Fünfreihern und 20 Dreireihern. Trotzdem aber, daß man gewiß die Matrosen von den Bundesgenossen und der Handelsmarine entnahm, war sowol das anfangs nur nothdürftig eingeübte Rudervolk als auch das später den wohl eingeschulten punischen Staatssklaven nicht gewachsen und die römischen Galeeren konnten sich daher im Manövriren, worin bis dahin der Schwerpunkt der nautischen Taktik lag, nicht mit dem Feinde messen.

Da fiel man auf den genialen Gedanken (die Römer schrieben ihn bekanntlich dem Duilius zu) den entscheidenden Stoß des Schiffsschnabels zur Nebensache zu machen und dem Seegefecht eine für die Römer günstigere Seite abzugewinnen,

indem man durch Entern der feindlichen Schiffe die Hauptsache den Soldaten zuwies, von denen nun auch die Fünfreiher 120 Mann neben 300 Ruderern zu führen pflegten. Fliegende Brücken, welche nach beiden Seiten hin niedergelassen werden konnten, zu beiden Flanken mit Brustwehren versehen waren und Raum für zwei Mann nebeneinander darboten, fielen auf die heranfahrenden feindlichen Schiffe nieder und hakten sich vermittelst schwerer eiserner Bolzen in deren Verdecken fest, so daß der Kampf wie zu Lande geführt werden konnte und zugleich der Stoß der Schnäbel beseitigt wurde. In der großen Schlacht bei Eknomos standen 330 römische Fünfreiher mit 140,000 Mann gegen 350 karthagische mit 150,000 Mann Besatzung. Doch zahlten die Römer, im Ganzen mehr durch die Ungunst der Elemente als durch eigene Schuld, in den vierundzwanzig Jahren des Krieges ein bedeutendes Lehrgeld: sie verloren 700 Galeeren, während die Karthager nur 500 einbüßten.

Nach den punischen Kriegen brachten kaum die Kriege mit Mithridates einige Anstrengungen der Römer zu Stande, die aber größtentheils auf Kosten der Bundesgenossen gemacht wurden. Unter diesen herrschten besonders die Rhodier im Osten des Mittelmeeres; sie besaßen seit Korinths und Karthagos Falle die respektabelste Marine, klugen politischen Instinkt und kriegerischen Sinn. So unterstützten sie die Römer im Kriege gegen Philipp von Makedonien mit zwanzig geschlossenen Schiffen, gegen Antiochos von Syrien mit zweiunddreißig Vierreihern und vier Dreireihern und wehrten sich selbst tapfer gegen den pontischen König. Nach Livius Zeugniß waren ihre Galeeren die schnellsten Schiffe der römischen Flotte. Auch in den Seeschlachten der damaligen Zeit machten die Römer von ihren Entermaschinen (die bereits im zweiten punischen Kriege von den Karthagern angewendet worden waren und die später Agrippa dadurch verbesserte, daß er die an Taue befestigten fünfelligen Enterhaken aus Wurfgeschützen schießen ließ) Gebrauch und

schreckten die Feinde durch Brandpfeile. Nach den mithridatischen Kriegen trug wieder die römische Gleichgiltigkeit gegen die Kriegsmarine das Meiste dazu bei, daß die seitdem in Schwung gekommene Piraterie der Isaurier und Kilikier nach und nach solche Dimensionen annehmen konnte, daß endlich Italiens Küsten geplündert, seine Heerstraßen gefährdet, die römische Flotte in Ostia verbrannt, die Hauptstadt selbst beinahe in Hungersnoth versetzt wurden, und daß die Freibeuter, die ihr Handwerk mit kleinen Kapern begonnen hatten, zuletzt die Seeherrschaft mit tausend Fahrzeugen behaupteten, worunter sich viele Galeeren befanden, deren Hintertheile, wie Plutarch erzählt, ganz vergoldet waren und die purpurne Segel und mit Silber beschlagene Ruder führten. Die Flotte des Pompejus, welche endlich dem Barbareskenunfug ein Ende machte, bestand zwar aus einigen Hunderten von Kriegsschiffen, die aber zum größeren Theile von den tributpflichtigen Provinzialen, besonders wieder von den getreuen Rhodiern gestellt worden waren. Von der geringen Neigung der Römer zum Seewesen zeugt auch die schlechtere Stellung der Matrosen und Seesoldaten bei ihnen.

Zwar waren auch in Athen die Bürger für gewöhnliche Zeiten nicht zum Dienste auf der Flotte verpflichtet; aber Matrosen und Marinesoldaten standen doch im Solde der Landarmee ganz gleich. Dagegen bekam die Mannschaft der römischen Schiffe geringeren Sold und die Schiffssoldaten starben oft so arm, daß man zu ihrem Begräbnisse Kollekten anstellen mußte. Nur die am niedrigsten geschätzten Bürger, die unter 4000 As besaßen, und des Legionsdienstes darum für unwürdig gehalten wurden, zog man zur Flottenmannschaft, noch gewöhnlicher aber freigelassene Sklaven. Als während des zweiten punischen Krieges einmal in der Staatskasse das Geld zur Anwerbung von Matrosen fehlte, mußten die Bürger selbst, je nach dem Census, die Mannschaft stellen, und zwar kam auf ein Vermögen von 50—100,000 As ein Matrose nebst sechsmonatlichem Solde, auf 100—300,000 As drei Mann nebst Sold

aufs ganze Jahr, auf 300,000 bis zu einer Million fünf, auf noch ein größeres Kapital sieben Mann und auf den Senator acht. Daß die gestellten Leute aus den freigelassenen Sklaven der Betreffenden bestanden, beweisen die von Livius hinzugefügten Worte: „Die diesem Befehle gemäß von ihren Herren gestellten, bewaffneten und ausgerüsteten Matrosen bestiegen die Schiffe mit gekochten Speisen auf dreißig Tage.“ Als aber vier Jahre später diese Maßregel wiederholt werden sollte, entschloß sich Vornehm und Gering, lieber der Staatskasse das entbehrliche edle Metall aufzuopfern. Später kam es noch einmal im Kriege zwischen Oktavian und dem kühnen Sextus Pompejus vor, daß die Senatoren, die Ritter und die Reichen halb freiwillig, halb gezwungen sich einer Zahl von 20,000 Sklaven durch Freilassung entäußerten, um Oktavians Rudermannschaft zu kompletiren. Außer den Libertinen gab es aber auch, besonders in den außeritalischen Flottenstationen viele Ausländer unter dem Schiffsvolke, die nach den vorhandenen Militärdiplomen sich durch sechsundzwanzigjährige Dienstzeit das Bürgerrecht zu erwerben pflegten. Im Kriege mit Philipp liefen viele Marinesoldaten zum Feinde über „in der Hoffnung auf einen ehrenvolleren Dienst“. Auch in der Kaiserzeit war der Legionardienst das Ziel ihres Ehrgeizes. Nero hatte in den letzten Tagen seiner Herrschaft aus Schiffssoldaten eine Legion gebildet, und als Galba dieselbe wieder auflösen und auf die Flotte zurückschicken wollte, weigerten sie sich, forderten ihre Legionsadler und mußten endlich durch Reiterei zersprengt werden. Auch Vespasian nahm einen Theil der Marinesoldaten von Ravenna unter die Linie auf. Später bildeten die Schiffssoldaten von den Stationen Ravenna und Misenum einen Theil der römischen Garnison, wurden aber zu allerhand unbedeutenden Diensten verwendet, wie z. B. um im Amphitheater die Segeltücher zum Schutze gegen die Sonne auszuspannen. Im Einklange mit der Geringschätzung des Standes ist es, daß die Flottenpräfekten weder gewesene Konsuln noch Senatoren waren,

sondern meist Ritter oder sogar Freigelassene, und daß die Navarchen oder Kapitäne unter den Legionscenturionen standen.

Die Schlacht bei Aktium ist insofern epochemachend in der Geschichte der Kriegsmarine, als sie dem länger als drei Jahrhunderte herrschenden Gebrauche der schweren Linienschiffe ein Ende bereitete und man von nun an wieder zu Dreireihern und noch leichteren Fahrzeugen zurückkehrte. Die Flotte des Antonius nämlich bestand größtentheils aus Acht= bis Zehnreihern, deren Rudermannschaft aber viel zu schwach war und theilweise aus gepreßten Reisenden, Viehtreibern und Ackerknechten bestand, während Cäsars Schiffe leicht und beweglich (nach Florus waren seine größten Schiffe Drei= bis Sechsreiher), seine Matrosen trefflich geschult waren. Beide Flotten führten die von Livius auch bereits im Kriege gegen Antiochos erwähnten, von Agrippa verbesserten, hölzernen Thürme auf den Verdecken, deren verschiedene Farben, wie aus Appians Beschreibung der Seeschlacht bei Mylä erhellt, Unterscheidungszeichen der Parteien bildeten, und die man bei beginnender Flucht über Bord zu werfen pflegte. Als es nun zum Kampfe kam, fuhren die Oktavianer mit fliegenden Rudern heran, beschädigten schnell die Kolosse und fuhren eilends wieder fort, ohne sich in Handgemenge einzulassen, wie Dio Kassius sagt: „Reitern gleich, die bald heransprengen, bald sich zurückziehen, da Angriff und Abwehr von ihrem Willen abhing.“ Später, als der Kampf hitziger wurde und Kleopatra bereits ihre purpurnen Segel zur Flucht gelichtet hatte, gestaltete sich das Gefecht in anderer Weise. „Die Einen suchten ringsum die unteren Theile der Schiffe zu beschädigen, brachen die Ruder ab, stiegen auf das Verdeck, faßten die Feinde und zogen sie herab, stießen sie und kämpften mit ihnen. Dagegen trieben die Gegner die Nahenden mit Stangen ab, hieben mit Aexten um sich, warfen Steine und andere Lasten, die zu diesem Zweck bereit lagen, hinab, und erwehrten sich der Hinansteigenden oder rangen mit ihnen, wenn sie schon über Bord gekommen waren. Man konnte sagen, es

sei gewesen, wie wenn Mauern oder auch viele dicht neben einander gelegene Inseln erstürmt werden sollten.“ Die Entscheidung wurde endlich dadurch herbeigeführt, daß Oktavians Leute mit feurigen Pfeilen die feindlichen Schiffe zu beschießen und aus Wurfmaschinen Töpfe voll glühender Kohlen und brennenden Pechs zu schleudern begannen, worauf nach dem letzten Verzweiflungsversuche der Antonianer, die Feinde wenigstens mit in ihr Verderben zu ziehen, der größte Theil ihrer Flotte ein Raub der Flammen ward. Den meisten Nutzen bei dieser Schlacht hatten Oktavian die Schiffe der Liburner gewährt, einer den westlichen Theil von Kroatien und den nördlichen von Dalmatien bewohnenden illyrischen Völkerschaft, die seit alten Zeiten die berüchtigtsten Seeräuber des adriatischen Meeres geliefert hatte. Diese Fahrzeuge hatten nach Appians und Lukans übereinstimmender Angabe nur zwei Reihen von Ruderern. Für die frühere Zeit galten sie natürlich gar nicht als Linienschiffe, und wenn Plutarch bei Aufzählung der Seemacht des Sextus Pompejus sagt: „Es waren nicht weniger als 500 Kampfschiffe, liburnische aber und Wachtschiffe und Fahrzeuge ohne Verdeck noch eine große Menge,“ so kann das nicht auffallen. Im Anfange der Kaiserzeit wurden diese Liburner neben den noch beibehaltenen Dreireihern fast allein zu Kriegszwecken gebraucht, wenn auch Kaligula noch Zehnreiher bauen und Nero den Kanal vom Avernersee nach Ostia breit genug für zwei sich begegnende Fünfreiher graben ließ. Der Byzantiner Zosimos setzt die Schnelligkeit der Liburner unter die der Dreireiher und ungefähr jener der alten Funfzigruderer gleich. Es erhielt sich diese Art von Kriegsschiffen auch unter den östlichen Kaisern, wo noch zur Zeit Leo, des Sechsten, die Feluken zwei Reihen von Ruderern auf je fünfundzwanzig Bänken hatten.

Das Personal anlangend, befanden sich auf dem römischen Schiffe außer dem Navarchen die Centurionen der Marinesoldaten und deren Feldwebel, der Steuermann, der Untersteuer-

mann, der Rudermeister und dessen Musikus; dann ein Waffenrevisor, ein Fähnrich, ein Hornbläser, ein Opferdiener, ein Arzt, ein Schreiber und Kassenführer. Außer den Flottenstationen zu Misenum, wo bekanntlich der ältere Plinius kommandirte, und zu Ravenna, dessen 240 Schiffe fassender Hafen aber bereits in der Mitte des sechsten Jahrhunderts versumpft war, lagen noch Flottendivisionen zu Frejus, im schwarzen Meere (zu Vespasians Zeit aus 40 Kriegsschiffen mit 3000 Mann Besatzung bestehend), zu Seleucia in Syrien, in Alexandria und an der britannischen Küste. Außerdem unterhielten die Römer auf größeren Flüssen und Seen Flotillen. So entstand in Augustus Zeit die Rheinflotte, welche von Germanikus auf 1000 Fahrzeuge gebracht wurde, über deren eigenthümlichen Bau Tacitus schreibt: „Einige waren kurz, mit schmalem Hinter- und Vordertheile und breitem Bauch, damit sie leichter die Fluthen abhielten; andere hatten ganz flache Kiele, um ohne Schaden aufsitzen zu können, mehreren hatte man auf beiden Seiten Steuerruder gegeben, damit man plötzlich die Ruder umkehren und an einer beliebigen anderen Stelle landen konnte. Viele waren mit Brücken gedeckt, um Geschütze darauf fortzuschaffen und zugleich für den Transport von Pferden und Proviant eingerichtet, zum Segeln geschickt und mit schnellem Ruderwerk versehen, und die Hurtigkeit der Soldaten vermehrte noch das Imponirende und Fürchterliche ihrer Erscheinung.“ Im Jahre 280 n. Chr. verbrannten die Deutschen einen Theil der Rheinflotte, und dies war der Grund, warum Bonosus, der Kommandirende in jener Gegend, aus Furcht vor Bestrafung, den Imperatortitel annahm. Unter Konstantin war aber wieder der ganze Rhein mit bewaffneten Schiffen versehen. Auch auf der Donau gab es verschiedene Flottenstationen in Pannonien und Mösien, dann auf dem Comer- und Neuenburger-See, auf der Rhone, Saone, Seine und Oise.

VIII.

Die Hellenen in Rom.

Kaum giebt es einen interessanteren Vorgang in der Kulturgeschichte, als die in Rom vollzogene Assimilation und Aneignung der Formen des hellenischen Geistes und die dadurch bewirkte Erhaltung und Rettung der für alle Zeiten mustergiltigen Schöpfungen Griechenlands in Sprache, Kunst und Wissenschaft. Es erfolgte diese Uebersiedelung der griechischen Kulturelemente theils durch die Eroberung Griechenlands und des hellenisirten Orients und durch das aus verschiedenen naheliegenden Ursachen entspringende Hinströmen der Römer in die besiegten Länder, theils aber auch unmittelbar durch die Griechen selbst, welche ihre seit dem Verluste der politischen Freiheit immer mehr und mehr verarmende Heimath mit dem an Trugbildern der Hoffnung reichen Aufenthalte in der Hauptstadt der damaligen Welt vertauschten. Schon lange vor den makedonischen Kriegen hatte aber diese persönliche Einwirkung von Seite der Hellenen begonnen. Abgesehen von der halb mythischen, von Cicero zu hoch angeschlagenen Einwanderung des korinthischen Künstlers Demaratos in Tarquinii, der seine Söhne, die Tarquinier, in griechischer Sprache und Wissenschaft unterrichtet haben soll, worauf dann auch Servius Tullius

diesen Bildungsschatz von Tarquinius Priskus überkommen hätte, deuten viele Umstände darauf hin, daß der besonders durch den Handel bedingte Verkehr mit den nahen griechischen Kolonien in Unteritalien schon in sehr früher Zeit ein überaus reger gewesen sein muß.

Eine Menge griechischer Wörter bürgerte sich in die römische Sprache ein; aus dem kampanisch-griechischen Kumä erhielten die Römer die Buchstabenschrift; die älteste Baukunst zeigt unverkennbare Spuren hellenischen Einflusses; die servische Verfassung hat viele Aehnlichkeit mit der solonischen, die offizielle Berücksichtigung griechischer Kultusformen konnte nicht ohne genaue Kenntniß derselben vorkommen. Verfolgt man aber die Spuren der in Rom auftretenden und sich aufhaltenden Griechen nach den einzelnen Gebieten, denen sie angehören, so mögen dem eigentlichen Handwerkerstande die wenigsten zuzurechnen sein. Die Römer selbst zwar hielten das Handwerk, wie jeden Lohndienst für schimpflich, selbst der Plebejerstand begriff wol meist Landwirthe und Feldarbeiter in sich, und so bestand denn die große Masse der im Klientelverhältniß lebenden Handwerker, welche nach Dionys von Halikarnaß sehr bald die Zahl der eigentlichen Bürger um das Doppelte überstiegen haben soll, aus Fremden, ja selbst die Zunft der Kaufleute und Krämer machte hiervon keine Ausnahme. Allein wenn man auch annehmen muß, daß der griechische Kosmopolitismus und der Krämergeist ihrer sinkenden Periode sich leichtsinnig über die auch den Hellenen angestammten Vorurtheile gegen das Gewerbe hinwegsetzte und die Verarmung auch den Handwerker zwang, sein Brot in fremdem Dienste zu suchen, so rekrutirte sich doch nachweislich der Handwerkerstand in Rom meist aus freigelassenen Sklaven, und zudem hinderte die bald einreißende Sitte der Römer, für alle Bedürfnisse des Hauses durch die Hände der eigenen Sklaven sorgen zu lassen, jedes erquickliche Gedeihen eines freien Handwerkerstandes. Außerdem wissen wir auch über die einzelnen Klassen der Gewerbetreibenden zu wenig, um

das Verhältniß der Griechen zu den anderen Fremden auch nur einigermaßen bestimmen zu können.

Die Thonbildnerei war von römischen Meistern, die durch die aus Griechenland massenhaft eingeführten Fabrikate immerwährend Anregung erhielten, wol tüchtig vertreten; zu feineren Arbeiten nahm man aber doch Griechen. So lebten schon ums Jahr 500 v. Chr. zwei griechische Töpfer und Maler, Damophilos und Gorgasos, in Rom und schmückten den Tempel der Ceres am Cirkus Maximus mit Malereien und thönernen Ornamenten. Plinius berichtet ferner, daß zu Varros Zeit ein gewisser Posis irdene Trauben und Fische verfertigte, die man von natürlichen nicht zu unterscheiden vermochte. Arkesilaos, ein Freund des Lukullus, pflegte seine Modelle den Römern theurer zu verkaufen, als andere ihre fertigen Statuen. Ein Handwerk ferner, das durch Griechen erst in Rom eingeführt worden ist, war das der Barbiere. Bis 300 v. Chr. trugen die Römer ihr Haar nach seinem natürlichen Wuchse. Da brachte ein gewisser P. Ticinius Mena die ersten Haarkünstler aus Sizilien nach Rom; Scipio, der Besieger Hannibals, ließ sich schon täglich das Haar verschneiden, und das gesellige Leben gewann ohne Zweifel dadurch, daß nun nach griechischer Manier die Friseurstuben die beliebtesten Unterhaltungsörter abgaben. Endlich können ferner die Griechen auch als Verfeinerer der römischen Gastronomie nicht unerwähnt bleiben, welches Amt sie seit den Kriegen mit Philipp III. von Makedonien und Antiochos, dem Großen von Syrien, zu üben anfingen. „Damals", schreibt Livius, „begann der Koch, bei den Alten nach Schätzung und Gebrauch der verachtetste Sklave, im Preise zu steigen, und was früher für einen Dienst galt, wurde jetzt für eine Kunst erachtet." Als Beispiel von griechischen Köchen sei hier nur des Menogenes Strabo gedacht, dessen Herr, der Vater des berühmten Pompejus, wegen seiner Aehnlichkeit mit ihm den Spitznamen Strabo erhielt. Auch die Zunft der Feinbrod- und Kuchenbäcker scheint ungefähr zu der-

selben Zeit in Rom durch griechische Lehrmeister entstanden zu sein.

Viel ansehnlicher und auffallender wird aber die Anzahl der griechischen Namen, wenn man vom Handwerke sich dem eigentlichen Kunstgebiete zuwendet. Hier herrschte anfangs dieselbe Verachtung gegen die Künstler wie gegen die Kunstwerke, und als es Mode wurde, Häuser und Landgüter mit Kunstsachen auszuzieren, brandschatzte man die an Werken der schönen Künste so reichen Ostprovinzen und füllte die Hauptstadt mit vielem Mittelmäßigen, dabei aber auch mit dem Besten der berühmtesten Meister. „Damals", sagt Juvenal, „war jedes Haus angefüllt und bei den Gemälden des Parrhasios und den Bildsäulen Myrons lebte des Phidias Elfenbein; überall stieß man auf die Arbeiten Polyklets; selten war ein Tisch ohne Gefäße von Mentors Hand. Dann folgten sich aber ein Dolabella und ein Antonius und der Tempelräuber Verres. Sie trugen auf hohen Schiffen heimliche Beute davon und manche im Frieden erstrittene Triumphe." Gleichzeitig mit dem erwachenden Geschmacke der Sieger an der Kunst eilten auch die Künstler gerufen und ungerufen nach Rom und verdunkelten die aufstrebenden römischen Talente theils durch wirkliche Ueberlegenheit, theils durch den Ruf ihrer Heimath. Ein Römer von edlerem Geschlechte konnte sich nicht gut mit der Ausübung der Kunst befassen, ohne hartem Tadel oder Spott zu verfallen. Am deutlichsten zeigt sich dies am Beispiel des bekannten Patriziers Quintus Fabius, der im Jahre 304 v. Chr. die Wände des Salustempels bemalte. Seine Familie erbte den ihm wegen so pöbelhafter Liebhaberei gegebenen Beinamen „Maler", und Cicero schreibt in Beziehung auf ihn in seinen tuskulanischen Untersuchungen: „Hätte es nicht auch bei uns viele Nachfolger des Polyklet und Parrhasios gegeben, wenn es dem berühmten Fabius zum Lobe gereicht hätte, daß er malte? Die Ehre fördert die Künste, und Jedermann wird durch den Ruhm zu neuen Bestrebungen entflammt; es liegt aber dasjenige immer

darnieder, was bei allen Mißbilligung findet." Auch nennt Plinius außer Fabius Pictor nur noch den tragischen Dichter Pakuvius als Maler aus den vornehmen Kreisen. „Später," setzt er hinzu, „ist die Kunst von anständigen Händen nicht getrieben worden." So wundert man sich also nicht, in allen Zweigen der Kunst Hellenen in Rom beschäftigt zu sehen.

Was die Malerei betrifft, so ließ selbst die kleine Stadt Ardea ihren Junotempel von dem griechischen Freigelassenen Lykon aus Aetolien schmücken, und beschenkte denselben mit dem Bürgerrechte. Als Aemilius Paullus den König Perseus besiegt hatte, bat er die Athener, ihm einen renommirten Philosophen als Hauslehrer und einen guten Maler zur Verherrlichung seines Triumphes zu senden, und diese befriedigten beide Wünsche in der einen Person des Metrodoros. Wahrscheinlich war auch das von Scipio Asiatikus im Kapitol geweihte Gemälde von der Schlacht bei Magnesia das Werk eines Griechen. Zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts füllten nach Plinius die Porträtmaler Sopolis und Dionysios die Bildersäle der Noblesse, und auch eine Malerin, Jaja aus Kyzikos, übte sowol die enkaustische Malerei auf Elfenbein, als auch die gewöhnliche auf Holz, verdiente viel Geld, und setzte die Römer dadurch in Staunen, daß sie sich selbst vor dem Spiegel porträtirte. Der Byzantiner Timomachos malte dem Diktator Cäsar einen rasenden Ajax und eine Medea für die enorme Summe von 80 Talenten (über 100,000 Thlr.). Später bemalte Artemon die Wände der Oktavischen Säulenhalle. Noch viel zahlreicher kommen die Namen griechischer Bildhauer und Baumeister vor. Die ersten plastischen Künstler scheint um das Jahr 170 v. Chr. Metellus Mazedonikus nach Rom gerufen zu haben, um seine Säulenhalle mit den Tempeln der Juno und des Jupiters auf dem Marsfelde auszuführen. Es waren bei diesem Bau beschäftigt: der Salaminier Hermodoros als Architekt, die Lakedämonier Sauros und Batrachos als Architekturbildhauer, Dionysios und Polykles, Söhne des berühmten

athenischen Bildhauers Timarchides, als Verfertiger der Tempelstatuen. Für denselben Tempelbezirk arbeiteten später Philiskos aus Rhodus und Heliodoros, vorzüglich aber der Erzgießer, Bildhauer und Ciseleur Pasiteles, der eine elfenbeinerne Zeusstatue lieferte. Seine Schüler Stephanos und Menelaos hatten ebenfalls ihren Aufenthalt in Rom, und Diogenes aus Athen stellte im Pantheon Agrippas seine Karyatiden auf. In dem Cäsarenpalaste des Palatin lobt Plinius die Arbeiten des Krateros, Pythodoros, Polydektes, Hermolaos, Artemon, Aphrodisios. Zuweilen führte auch das Geschick die Künstler unfreiwillig nach Rom, wie den Bildhauer Aulanios Evander aus Athen, der, von Antonius nach Alexandrien gebracht, von da unter den Gefangenen nach Rom transportirt wurde. Das den griechischen Künstlern günstige Verhältniß blieb auch in der Kaiserzeit, wo selbst beim Sinken des Kunstgeschmackes die Kunstkennerschaft und Kunstliebhaberei noch lange zu den Erfordernissen einer guten Erziehung gehörte. Aus einer Menge von Namen heben wir nur den berühmten Steinschneider Dioskorides heraus, der den Kopf des Kaisers Augustus in Stein gravirte, den Erzgießer Zenodoros, der die 110 Fuß hohe Kolossalstatue Neros schuf, und den genialen Baumeister Apollodoros aus Damaskus, welcher die Prachtbauten Trajans leitete und jedenfalls die Idee zu der berühmten Trajanssäule und dem ganzen trajanischen Forum angab. Der letzte war, wie es scheint, nach Künstlerart Dilettanten gegenüber etwas schroff und wurde der Sage nach von Hadrian aus der Stadt verwiesen, weil er bereits früher einmal, als er mit Trajan über die aufzuführenden Werke sprach und der kaiserliche Adoptivsohn Hadrian dreinreden wollte, zu diesem gesagt hatte: „Geh Du doch fort und male Deine Gurken; denn von dem da verstehst Du nichts!" und später einen von dem nunmehrigen Kaiser verfertigten Tempelriß unverhohlen und stark getadelt hatte.

Auch auf dem musikalischen Felde wurden bald griechische

Lehrmeister nöthig. Wie es aber noch anderthalbhundert Jahre v. Chr. mit dem musikalischen Geschmacke in Rom aussah, beweist eine von Polybios aufbewahrte Anekdote. Als im Jahre 167 der Prätor L. Anicius seinen Triumph über den illyrischen König Gentius hielt, hatte er die berühmtesten Flötenspieler Griechenlands, namentlich Theodoros aus Böotien, Theopompos und Hermippos kommen lassen, und hieß sie auf einer im Cirkus errichteten Bühne mit den Chorsängern zusammen auftreten. Während aber Musik und Tanz im schönsten Gange waren, ließ ihnen der Triumphator sagen, das Flötenspiel gefalle ihm nicht; sie sollten lieber einen Wettkampf unter einander aufführen. Die verblüfften Künstler wußten nun nicht, was sie anfangen sollten, bis ihnen ein Liktor zu verstehen gab, sein Herr meinte wol gar ein Scheingefecht! Kurz gefaßt stellten sich also die Musiker an die Spitze der Balletabtheilungen und führten durcheinander blasend dieselben nach Art der heimischen Pyrrhiche oder des Waffentanzes gegen einander und wechselsweise rückwärts, und als endlich einer der Tänzer sich aufschürzte und dem sich ihm gegenüber nähernden Flötenspieler die Faust unter die Nase hielt, brachen die Zuschauer in ein unbändiges Gelächter und Klatschen aus! Nimmt man nun noch dazu, daß gleichzeitig mit dieser improvisirten Vorstellung zwei Kunsttänzer in der Orchestra unter besonderer Musik sich sehen ließen, und vier Faustkämpfer nebst Trompetern und Hornisten die Bühne betraten, so kann man sich von der Höhe dieses Kunstgenusses eine Vorstellung machen! Noch im Jahre 115 wurden alle musikalischen Instrumente mit Ausnahme der einfachen latinischen Flöte von den Censoren untersagt. Diese spartanische Maßregel beweist bereits, daß sich die Barbarei anfing zu mildern. Besonders bei den Festspielen fehlten nun die griechischen Virtuosen fast nie, und diese brachten die hellenische Kitharödentracht mit, die lange, golddurchwirkte, mit Aermeln versehene Tunika, und den buntfarbigen, meist purpurnen Mantel nebst dem, oft goldenen, Kranz für das

Haupt. In der Kaiserzeit war der Musikunterricht ein einträgliches Geschäft. Nero berief Terpnos, den berühmtesten Zitherspieler, zu seiner Ausbildung aus Griechenland zu sich. Diesem und seinem Kollegen Diodoros ließ später Vespasian bei der Einweihung des wiederhergestellten Theaters des Marcellus je 200,000 Sesterzen auszahlen. 186 v. Chr. waren aber auch zugleich mit dem heimkehrenden asiatischen Heere die griechischen leichtfertigen Psalter- und Harfenspielerinnen in Rom eingewandert, die ja fast nie bei den Symposien ihrer Landsleute fehlen durften, und von nun an der hauptstädtischen Prostitution immer neuen Zuwachs lieferten.

Zur Befriedigung der steigenden Schaulust suchte man auch die hellenische Agonistik in Rom einzubürgern, und der Konsul M. Fulvius war der erste, der zu den während des ätolischen Krieges gehaltenen Spielen im Jahre 186 griechische Athleten in Rom auftreten ließ. Später gab M. Aemilius Skaurus ein gleiches Schauspiel. Ja Sulla ließ, um die Feier seines Triumphes zu erhöhen, die gymnischen Agonisten, welche eben bei den olympischen Spielen agiren sollten, insgesammt außer den Wettläufern nach Rom schaffen! Pompejus und Cäsar ahmten diesen Beispielen nach. Auch Augustus ließ auf dem Marsfelde ein Stadium mit hölzernen Sitzbänken für die Athleten herrichten. Dieselben müssen auch schon damals bleibenden Aufenthalt in Rom gehabt haben; denn Sueton sagt von ihnen ausdrücklich: „Oktavian bestätigte und erweiterte ihre Privilegien.“ Diese Vorzüge bestanden aber in der ganzen Kaiserzeit fort und verliehen den Athleten Korporationsrechte mit besonderen Vorstehern und Gebäuden zu ihren Uebungen und Berathungen. Wenn aber auch einzelne Kaiser, wie Nero, ihnen äußerst gewogen waren, so fand die Athletik doch bei der großen Menge weniger Anklang als die blutigen Gladiatorengefechte und Thierhetzen.

Natürlich hat es auch unter den Schauspielern in Rom, deren Kunst so deutlich in ihren Anfängen auf Griechenland

hinweist — Livius Andronikus, ein Kriegsgefangener aus Tarent, der erste Uebersetzer griechischer Werke, trat auch als Schauspieler auf — Griechen genug gegeben. Da aber die Komödiantentruppen meistens aus Sklaven und Freigelassenen bestanden, so kann man aus den vorkommenden griechischen Namen nicht sicher auf die Nationalität schließen. So war z. B. Antiphon, der sich bei den Spielen Milos Beifall errang, der Sohn einer Sklavin, und ebenso Panurgos und Eros, Schüler des berühmten Komikers Roscius. Gleichzeitig werden noch genannt Aesopos, erster tragischer Held, und von demselben Fache Diphilos; dann Doterion, Stephanion, Menogenes, Pamphilos, Spinther; als Mimen: Sorix und Metrobios, die Lieblinge Sullas, und als Ballettänzerinnen, die bereits der Männerwelt eben so gefährlich waren wie die heutigen, Dionysia, Lykoris und Kytheris. Daß übrigens griechische Schauspieler fortwährend in Rom thätig waren, sieht man aus der dritten Satyre Juvenals, wo es über die Griechen heißt: „Wo wäre ein Besserer, wenn er die Rolle der Buhlerin Thais giebt, oder als Komiker eine Ehefrau darstellt oder die in kein Mäntelchen gehüllte Doris? Traun, keine Maske vermeint man sprechen zu hören, sondern wirklich ein Weib, leibhaftig vom Scheitel bis zu den Zehen. Und doch ist bei ihnen weder ein Antiochos der Bewunderung werth, oder ein Stratokles, noch Demetrios mit dem zärtlichen Hämos; die ganze Nation ist Schauspielerin!" Besonders füllten griechische Künstler die Reihen der am höchsten gefeierten Pantomimen. Schon die Erfinder dieser auf römischem Boden erwachsenen Kunst waren Pylades, ein Kilikier, und Bathyllos, ein Alexandriner; ihnen folgten Hylas, der beste Schüler des Pylades, Mnester, der Liebling Kaligulas, Paris, der Tanzlehrer Neros, und ein zweiter Paris, der unglückliche Günstling der Gemahlin Domitians. Auch scheinen den Andeutungen einiger Schriftsteller zufolge die den Balletten zu Grunde liegenden Texte zuweilen in griechischer Sprache abgefaßt gewesen zu sein.

Endlich findet man auch auf noch zweideutigeren Gebieten die Griechen in Rom vorherrschend vertreten. Sowie man in der Kaiserzeit ihrer größeren Gelenkigkeit und Beweglichkeit halber vorzugsweise griechische Fechtmeister bei der Armee anstellte, so eigneten sich die Griechen auch besser als die Römer zu Thaumaturgen aller Art, und die Koryphäen des Seiltänzer-, Gaukler- und Taschenspielergewerbes stammten meist aus Großgriechenland und den verweichlichten griechischen Kolonien Kleinasiens, besonders Kyzikos, Mitylene und Antiochia. Aber auch die von Chaldäa über Babylon nach Westen gewanderte astrologische Pseudowissenschaft, die während der Kaiserperiode in Rom so räthselhaft gewaltigen Anklang fand, daß endlich Niemand bei der Geburt eines Kindes es versäumte, des zu stellenden Horoskopes wegen genau die entscheidende Stunde zu notiren, sendete ihre Vertreter aus dem Schooße der griechischen Nation nach Rom. Außer den Bd. 1. genannten hervorragenden Astrologen mögen auch unter den vagabundirenden Sterndeutern, die den Zukunftsdurst des gemeinen Mannes stillten, sehr viele Griechen gewesen sein. Wenigstens läßt Petronius seinen Trimalchio erzählen: „Als ich mein Geschäft nicht mehr treiben wollte, ermunterte mich wieder dazu ein Sterndeuter, der zufällig in unsere Kolonie gekommen war, ein Grieche, Namens Serapa, ein Geheimrath bei den Göttern. Dieser sagte mir auch das, was ich vergessen hatte. Bis aufs Haar setzte er mir Alles auseinander; er kannte meine Eingeweide; es fehlte nur noch, daß er mir sagte, was ich am Tage vorher gegessen hatte. Da hieß es: „Du bist nicht glücklich mit Deinen Freunden, Niemand vergilt Dir mit gleichem Dank, Du besitzest große Landgüter, Du nährst eine Natter an Deinem Busen, Du hast noch dreißig Jahre, vier Monate und zwei Tage zu leben.“

Wendet man sich ferner ernsteren und für die menschliche Gesellschaft nothwendigeren Beschäftigungen zu, so fällt hier sofort die Heilkunde ins Auge, die, wie im ersten Bande gezeigt

Er benutzte diese Muße zu vielbesuchten Vorlesungen über die homerischen Gedichte. Vierzehn Jahre später schickten die Athener, um einen Straferlaß zu erreichen, drei ihrer ausgezeichnetsten und beredtesten Philosophen, Karneades aus Kyrene, Diogenes aus Seleukia und Kritolaos nach Rom. Welchen Einfluß diese Vertreter von drei verschiedenen philosophischen Schulen auf die römische Jugend ausübten, sieht man daran, daß der ältere Kato, als Eiferer für altrömische Zucht, sich große Mühe gab, sie baldmöglichst aus der Stadt zu entfernen, wie er denn bereits früher die Vertreibung der epikuräischen Philosophen Alkäos und Philiskos durchgesetzt hatte. Dennoch konnte sich der alte Starrkopf selbst so wenig der Einwirkung des Zeitgeistes entziehen, daß er in seinen hohen Jahren noch die „überseeische und ausländische Wissenschaft" (der Griechen) erlernte! Der schon erwähnte Rhodier Molon kam zweimal als diplomatischer Vertreter seiner Insel nach Rom, und bei ihm machte Cicero rhetorische Studien. Ebenso erwarb sich der Stoiker Poseidonios bei seiner zweimaligen Anwesenheit als Gesandter Freunde und Schüler, die ihn dann wieder in Rhodos aufsuchten und hörten. Bevor es aber noch bei den vornehmeren Römern Sitte wurde, ihre Söhne sich den letzten Schliff der Bildung in Hellas selbst suchen zu lassen, fanden sich genug Lehrmeister von dort ein, die geradezu ihr Brot durch Unterrichten zu verdienen suchten. Schon vor dem Kriege mit Perseus wurden die Kinder des Paullus Aemilius von griechischen Grammatikern, Rhetoren und Philosophen unterrichtet, und aus dem Jahre 161 wird berichtet, daß sich in der Hauptstadt bereits mehrere Lehranstalten für griechische Deklamationsübung befanden. Als der Sohn des Aemilius Paullus, der jüngere Scipio Afrikanus, gegen Polybios die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß es ihm und seinem Bruder Fabius an griechischen Lehrern fehlen dürfte, sagte ihm der Geschichtschreiber, man sähe ja, daß solche Leute schaarenweise nach Rom strömten! Und in der That findet man von dieser Zeit an in der Biographie jedes hervor-

ragenden Mannes auch der griechischen Lehrer gedacht; denn der Unterricht in den griechischen Bildungswissenschaften blieb von nun an ein integrirender Bestandtheil der römischen Erziehung. Zugleich stiegen auch die im Griechischen bewanderten Sklaven im Preise, und es wurden oft 1—200,000 Sesterzen für Literatursklaven gezahlt. Der reiche Kalvisius Sabinus, ein Zeitgenosse Senekas, gab 1,100,000 Sesterzen oder ungefähr 80,000 Thlr. für 11 Sklaven, von denen einer den Homer, der zweite den Hesiod, die übrigen die lyrischen Dichter auswendig wußten!

Noch auffallender tritt die zur Mode werdende Hinneigung zum hellenischen Elemente in der Sitte an den Tag, einen Griechen, gewöhnlich einen Philosophen, als Gesellschafter, Begleiter und Hausgenossen förmlich zu engagiren. So begleitete Polybios seinen Gönner Scipio nach Spanien und Karthago; noch mehr aber war an die Person des letzteren der bekannte Stoiker Panätios attachirt, der ganz im Scipionischen Hause lebte und seinen Patron nach Karthago und zwei Jahre später nach Aegypten und Asien begleitete. Im Gefolge des Lukullus während des ersten und dritten mithridatischen Krieges befand sich der platonische Philosoph Antiochos von Askalon. Auch das Haus des Lukullus in Rom stand gastfreundlich allen Griechen offen, und dieselben bewegten sich täglich ungenirt in seiner Bibliothek. Kornelia, die hochgebildete Mutter der Gracchen, hatte ebenfalls nach dem Tode ihrer Söhne, auf ihrem Landgute zu Misenum, stets einen Zirkel von Gelehrten und Griechen um sich versammelt. Ciceros Zeitgenosse Pupius Piso hatte als junger Mann mehrere Jahre lang den Peripatetiker Staseas aus Neapel in seinem Hause. Cicero selbst behielt den stoischen Philosophen Diodotos, seinen Jugendlehrer, bei sich; dieser erblindete in seinem Alter und hinterließ Cicero gegen 100,000 Sesterzen. Seinem Freunde, Papirius Pätus, einem lebensfrohen Epikuräer, wirft es Cicero im Scherze vor, daß er mit seinem Hausphilosophen Dion nur gastronomische Fragen ver-

worden ist, in Rom beinahe so ausschließlich den Griechen gehörte, wie die Apothekerkunst in Rußland bis vor kurzem den Deutschen.

Noch viel direkter als griechische Handwerker und Künstler wirkte aber auf die Römer der persönliche Umgang mit den sich um sie schaarenden griechischen Dichtern, Philosophen und Rhetoren. Ueberhaupt machte der Hellenismus in den letzten zwei Jahrhunderten v. Chr. merkwürdig rasch Propaganda in Latium und bildete einen Strudel, in den endlich das ganze Römerthum hineingezogen wurde. Dies tritt am deutlichsten im Fortschreiten der griechischen Sprachkenntniß hervor. Bereits 281, vor dem Krieg mit Pyrrhus, hatte es der römische Gesandte Postumius in Tarent versucht, eine griechische Anrede zu halten, war aber der schlechten Aussprache wegen von der leichtsinnigen Menge verhöhnt worden. Dagegen verhandelten die 169 nach Griechenland gesandten Diplomaten C. Oktavius und C. Popillius bereits ohne Dolmetscher mit den verschiedenen Staaten. Tib. Gracchus veröffentlichte eine griechische Rede, die er in Rhodos gehalten hatte, und Flaminius erwiederte die Schmeicheleien der Hellenen in derselben Sprache. Auch Aemilius Paullus kleidete seine Vorwürfe an den gefangenen König Perseus nach Livius in griechische Worte, und als er später in Amphipolis den makedonischen Deputirten die Beschlüsse des römischen Senates eröffnete, sprach er wol lateinisch, sein Prätor Oktavius aber übersetzte seine Worte ins Griechische. Der Konsul Krassus Mucianus gab 131 auf seinem unglücklichen Feldzuge in Asien in fünf griechischen Mundarten als Richter Bescheide. Sulla erlaubte es sogar im Jahre 87, daß der Gesandte der Rhodier, Apollonios Molon, ohne Dolmetscher im Senate einen griechischen Vortrag halten durfte. Auch fehlte es bald nicht an schriftstellerischen Versuchen in griechischer Sprache. Schon gleich nach dem Hannibalischen Kriege entstanden die griechischen Geschichtsbücher des Quintus Fabius Piktor und des Publius Scipio. Postumius Albinus, einer der 10 Ge-

sandten, die 146 nach Achaja geschickt wurden, schrieb ebenfalls eine römische Geschichte in griechischer Sprache, womit er freilich seiner Schwatzhaftigkeit und widrigen Hellenisirungssucht wegen weder bei Griechen noch bei Römern Ehre einlegte. Lukullus dagegen schämte sich, rein griechisch zu schreiben, und ließ absichtlich in seine Geschichte des marsischen Krieges einige Solöcismen einfließen. Anders handelte Cicero, indem er seinem Freunde Attikus gestand, daß etwaige Sprachfehler in der griechischen Geschichte seines Konsulates sich gegen seinen Willen eingeschlichen haben würden.

Die Griechen, welche zu Rom in Sprache und Wissenschaft die Lehrer der Römer wurden, waren ebenfalls theils gezwungen, theils aus freien Stücken dorthin gelangt. Zu den ersten gehörten Gefangene und Gesandte. Der bereits genannte Tarentiner Andronikos, der die Bekanntschaft der Römer mit dem griechischen Drama vermittelte, hatte eine große Menge Schicksalsgefährten an den im Jahre 167 aus der Mitte der patriotischen Partei des achäischen Bundes zur Verantwortung nach Rom zitirten und dort als Geiseln zurückgehaltenen 1000 vornehmen Griechen, unter denen auch der Geschichtschreiber Polybios war und von denen nach siebzehnjähriger Gefangenschaft kaum 300 in ihr Vaterland zurückkehrten. Auch der Grammatiker Tyrannion aus Amisos wurde als Gefangener im mithridatischen Kriege von Lukullus nach Rom gebracht und gelangte hier zu Ansehen und Reichthümern. Ebenso kam durch den Krieg zwischen Oktavian und Antonius der gelehrte Diokles nach Rom, wurde von Ciceros Gemahlin Terentia gekauft, lehrte dann als Freigelassener Grammatik und half Ciceros Bibliothek ordnen. Selbst August's berühmter Bibliothekar Hyginus war ein Sklave aus Alexandria. Der Zufall fügte es, daß ums Jahr 167 v. Chr. der einer Gesandtschaft des König Attalos von Pergamum beigegebene Gelehrte Krates, aus Mallos in Kilikien, zu Rom eines Beinbruches wegen längere Zeit zu verweilen gezwungen wurde.

der Umgebung des Diktators Sulla konnten sich keines Vorzuges vor den Komödianten und Possenreißern rühmen, an denen ihr Herr Gefallen fand. Der Feind Ciceros, C. Piso, stapelte seine Griechen bei den Mahlzeiten, wo es mehr als einfach herging, fünf und mehr Mann hoch auf einem Speisesopha auf, während er selbst allein ein Polster einnahm. Der Epikuräer Philodemos wohnte ganz bei ihm, und Cicero erzählt, daß der Philosoph ungeheuern Beifall von ihm einerntete, so lange er vom Vergnügen sprach, das Piso stets nur auf die sinnlichen Genüsse bezog; wollte er aber Eintheilungen machen und auf das höchste Gut zu sprechen kommen, predigte er stets tauben Ohren und mußte abbrechen. Er entschädigte sich durch feine, die Sitten Pisos abschildernde Epigramme, zu denen ihn der Idiot selbst aufforderte. Ueberhaupt war es ein sehr schwieriges Amt, täglich den Hausherrn durch Witz und Scherz erheitern oder die Gesellschaft durch wissenschaftliche Erörterungen und sofortige Beantwortung aufgeworfener Vexirfragen unterhalten oder sich zur Ergötzung der Gäste mit einem groben Kollegen über dogmatische Fragen herumboxen zu müssen. Man kann es daher dem Grammatiker Seleukos aus Alexandria, der ein Tischgenosse des Tiberius war und in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kaiser die Themata zu den Tischgesprächen stets aus seiner Lektüre wählte, nicht verargen, daß er durch einen guten Freund unter der Dienerschaft sich täglich die Schriften nennen ließ, welche Tiberius am Morgen in der Hand gehabt hatte und dann jedesmal gut präparirt bei Tafel erschien. Leider bekam es ihm schlecht; der Kaiser entließ ihn nicht nur, sondern zwang ihn auch zum Selbstmord. Am schlimmsten aber war die Lage der Rhetoren, Philosophen und Grammatiker im Dienste reicher Damen, die in der späteren Kaiserzeit ebenfalls anfingen mit der Wissenschaft zu tändeln, griechische Verse zu machen und damit zu prahlen, daß ein Philosoph mit langem Barte und kurzem spartanischen Mantel ihre Sänften begleitete. Wie Lukian erwähnt, pflegten diese Schönen zu keiner anderen

Zeit Muße zum Anhören ihrer Gelehrten zu haben als beim Frisiren oder bei Tafel. Oft sei es dann vorgekommen, daß, während der Philosoph ein Kapitel aus der Moral durchnahm, die Kammerzofe das Billet eines Liebhabers überbrachte und die Rede über die Sittsamkeit nun so lange abgebrochen werden mußte, bis jene die Antwort niedergeschrieben hatte und dann zurückkam! Thesmopolis, ein alter Stoiker, der bei einer reichen Dame im Hause lebte, mußte dieselbe einst auf einer Reise begleiten. Aber zunächst ärgerte es ihn, daß er mit einem glattrasirten, durch Harzpflaster enthaarten, geschminkten, ewig trillernden Lieblingssklaven, gegen den sein borstiges Aeußere einen lächerlichen Kontrast bildete, einen Wagen theilen mußte. Bald jedoch ließ ihn die Herrin rufen und bat ihn unter großen Umschweifen, Artigkeiten, Klagen und Thränen um die Gefälligkeit, ihr maltesisches Schooßhündchen mit unter seinen Mantel zu nehmen! Die kleine Myrrhine war aber natürlich, wie alle verzogenen Geschöpfe, sehr unartig, kläffte ewig mit dünner Stimme, beleckte den langen Bart ihres Beschützers und hielt schließlich auf dem Philosophenmantel ihre Niederkunft! Lukian schreibt dies in der speziell unseren Gegenstand berührenden, als Warnung an einen Freund gerichteten Schrift „Ueber die für Lohn in fremden Häusern Lebenden", worin er als Hellene seine tiefste Empörung über die Herabwürdigung seiner Landsleute in den römischen Familien ausspricht.

Seine interessante Schilderung ergänzt vollständig die aus den angeführten Einzelheiten zu ziehenden Schlüsse. Man pflegte es sich so schön zu denken, sagte er, die edelsten Römer zu Freunden zu haben, prächtige Schmausereien ohne Unkosten mitzumachen, in einem schönen Hause zu wohnen, in eine herrliche Equipage zurückgelehnt Lustreisen zu machen und für alles dies auch noch eine gute Bezahlung zu erhalten. Allein zuerst erforderte es schon große Mühe, die Aufmerksamkeit eines Magnaten auf sich zu ziehen. Man müsse sich gute Kleider anschaffen, täglich am frühen Morgen antichambriren, mit dem Trinkgelde für die

handle. Athenodoros aus Tarsus, genannt Kordylion, früher Vorsteher der pergamenischen Bibliothek, wurde in seinem Alter noch von dem jüngeren Kato nach Rom mitgenommen und starb wahrscheinlich vor seinem Gönner, da dieser in seiner Sterbestunde die Griechen Demetrios und Apollodoros um sich hatte. Cäsars Mörder, Brutus, hatte Ariston von Askalon, einen Philosophen, und Empylos, einen Rhetor, in seinem Hause. Aus der Milonischen Rede Ciceros wissen wir, daß sein Feind Klodius keinen Ausflug ohne „Griechlein" unternahm. Der Triumvir Krassus wollte auch dem guten Tone nachkommen. Wie er aber verfuhr, ist der Mühe werth bei Plutarch nachzulesen: „Er hatte in der Philosophie einen gewissen Alexander zum Lehrer, welcher durch seinen Umgang mit Krassus eine große Probe von Geduld, Uneigennützigkeit und Sanftmuth ablegte. Denn man konnte nicht leicht sagen, ob Alexander ärmer zu Krassus gekommen oder ärmer bei ihm geworden sei. Er war der einzige, den Krassus vor allen seinen Freunden auf Reisen mitnahm, und mußte dennoch bei der Zurückkunft stets den Regenmantel zurückgeben, den ihm Krassus zur Reise geliehen hatte." Ueberhaupt war die Stellung dieser bestimmten Häusern einverleibten Griechen eine viel weniger beneidenswerthe, als die der in unabhängiger Weise ihren Unterhalt in Rom verdienenden. Auf der einen Seite Nationalstolz und aristokratischer Hochmuth, auf der anderen spezielles Vorurtheil gegen den griechischen Volkscharakter und gegen die Sitten der Philosophen insbesondere wirkten zusammen, um ihr Verhältniß zu einem für freie Männer oft unerträglichen zu stempeln. Man brauchte und schätzte die Waare, und verachtete doch die Kaufleute! Die Abneigung und Eifersucht gegen Fremde war bei den Bewohnern der Hauptstadt zu jeder Zeit sehr lebendig. Deutlich spricht sich solche Antipathie in Juvenals Worten aus: „Soll denn ein Mensch vor mir sein Siegel auf eine Urkunde drücken und einen geehrteren Platz an der Tafel einnehmen, der mit demselben Winde nach Rom gekommen ist, welcher die

Damaszenerpflaumen und syrischen Feigen bringt? Ist es denn so gar nichts, daß unsere Kindheit die Luft des Aventin geathmet hat und mit sabinischer Frucht genährt ist?" Die unteren Schichten waren in dieser Hinsicht am schlimmsten, und sowie sich Cicero in den Reden gegen Verres dem Volke gegenüber stellt, als kenne und schätze er gar nicht die schönen Wissenschaften und Künste, so läßt er auch in dem Buche „Ueber den Redner" M. Antonius sagen, der Redner werde dem Volke am angenehmsten sein, der gar keine Hinweisung auf griechisches Wesen fallen lasse. „Ich bin der Meinung gewesen, da die Griechen so wichtige Dinge unternehmen und treiben und versprechen, den Leuten Anweisung zu geben, die dunkelsten Sachen zu durchschauen und recht zu leben und wortreich zu sprechen, man müsse weniger als Mensch sein, wenn man ihnen nicht das Ohr leihen oder, falls man sie nicht öffentlich zu hören wagte, um seinen Ruf bei seinen Mitbürgern nicht zu schmälern, nicht heimlich auf ihre Worte horchen und von fern auf ihre Vorträge merken wollte."

Die Behandlung der Hofmeister und Hausphilosophen war wol sehr verschieden, im Allgemeinen aber doch so, daß die aristokratische höhere Stellung des Prinzipals dem gemietheten Hausgenossen fühlbar wurde. Cicero schreibt seinem Attikus, daß sein gelehrter Sklave Dionysios, der ihm untreu geworden war, in seinem Hause geehrter und rücksichtsvoller behandelt worden sei, als Panätios bei Scipio Afrikanus. Der Zeitgenosse des letzteren, der Satirenschreiber Lucilius, sagt wol im Sinne vieler seiner Zeitgenossen: „Nützlicher ist mir mein Gaul, mein Reitknecht, Mantel und Zeltdach, als der Philosoph." Selbst der Griechenfreund Lukullus gab einigen Griechen, die mehrere Tage lang herrlich und in Freuden bei ihm geschmaust hatten und eine neue Einladung unter dem Vorgeben ablehnten, als wollten sie ihm nicht allzugroße Kosten verursachen, zur Antwort: „Einiges, Ihr Leutchen, geschieht wol nur Euretwegen; das Meiste aber geschieht Lukullus wegen". Die Griechen in

briefe; am meisten Dank verdienten sie sich damit, falsche Stammbäume und Ahnentafeln zu verfertigen, und eiteln Emporkömmlingen Vorfahren unter Griechen und Trojanern zu verschaffen. So führte ein gewisser Eulogios in einer Schrift den Beweis, daß die Vitellier unter dem fabelhaften König Faunus über ganz Latium geherrscht hätten. Aristodemos aus Nysa, der Erzieher der Kinder Pompejus des Großen, wollte dem Gebieter sogar dadurch schmeicheln, daß er Homer für einen gebornen Römer erklärte! Wahrheit und Gewissen standen vielen von ihnen für Geld feil. Und es waren dieser Leichtsinn und diese Heuchelei nicht blos Fehler der nach Rom ziehenden Miethlinge, sondern bereits der ganzen gesunkenen Nation. Cicero, der so großen Werth auf die griechische Wissenschaft legte, urtheilte doch gering von den „Griechlein" (Graeculi), wie man sie verächtlich zu nennen pflegte. „Ich anerkenne ihre Wissenschaft," sagt er in einer Rede, „ich lasse ihnen die Kenntniß vieler Künste, ich spreche ihnen nicht ab Witz in der geselligen Unterhaltung, geistigen Scharfsinn, Beredtsamkeit, und habe nichts dawider, wenn sie noch einige andere Vorzüge beanspruchen: Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit im Zeugnißablegen hat jene Nation nie beobachtet; sie kennen überhaupt gar nicht die Bedeutung, die Würde, das Gewicht dieser Sache." Und wenn er auch hier im Interesse eines Klienten spricht, so schreibt er doch vertraulich an seinen Bruder Quintus: „Auch vor dem vertrauten Umgange mit Griechen muß man sich sorgfältig hüten, sehr wenige Leute ausgenommen, die des alten Griechenlands würdig sind. Wie es jetzt steht, giebt es sehr viele Ränkemacher und Leichtsinnige, und durch die immerwährende Sklaverei zu allzu großer Schmeichelei ausgebildete Menschen unter ihnen. Im Ganzen muß man sie also nach meiner Ansicht mit verbindlicher Freundlichkeit behandeln und mit den Besten auch Freundschaft schließen; der allzu vertraute Umgang mit ihnen ist nicht verlässig; denn sie wagen es wol nicht sich unserm Willen zu widersetzen, aber Neid und Scheelsucht erfüllt

sie nicht nur gegen uns, sondern auch untereinander.“ Am stärksten rügt alle Fehler der in Rom sich niederlassenden Hellenen die dritte Satire Juvenals: „Dieser vom hohen Sikyon, jener von Amydon, der da von Andros, jener von Samos, von Tralles oder dem ionischen Alabanda: Alle ziehen ein zum Esquilinischen und Viminalischen Hügel, und nisten sich ein in großen Palästen als künftige Herren. Gewandt ist ihr Geist, heillos ihre Frechheit, geläufig ihre Zunge und sprudelnder als die des Isäos. Sag' an, was Du glaubst, daß jener Mensch sei? Welche Rolle Du willst, hat er mit sich gebracht; er ist Grammatiker, Rhetor, Geometer, Maler, Bader, Seher, Seiltänzer, Arzt, Magier, Alles kann er. Zum Himmel empor wird ein hungerndes Griechlein steigen, wenn Du es gebeutst. Kurz, kein Maure war es, kein Thraker oder Sarmat, der einst die Flügel versuchte; er war mitten in Athen geboren. — Lobt nicht das der Schmeichelei kundige Völklein die Rede des ungebildeten, das Antlitz des häßlichen Freundes und vergleicht den langen Hals des Schwächlings mit dem Nacken des Herkules, der hoch empor von der Erde Antäos hält? Er bewundert eine dünne Stimme, die nicht besser klingt, als wenn der Hahn die Henne beißt. Dasselbe dürfen ja auch wir loben, aber uns glaubt man nicht. Du lachst? Er wird noch von gellenderem Gelächter geschüttelt. Er weint, wenn er Thränen im Auge des Freundes erblickt, ohne sich zu grämen. Verlangst Du zu Winterszeit ein Feuerchen, gleich legt er den Pelz an; sagst Du: „Mir ist heiß,“ so schwitzt er. Wir sind also einander nicht gleich; den Vorzug hat, wer immer und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht eine fremde Miene annehmen kann, stets bereit ist, Handküßchen zu werfen und zu loben. Außerdem ist ihnen nichts heilig und nichts sicher vor ihrem Gelüste, nicht die Matrone des Hauses, nicht die jungfräuliche Tochter, nicht selbst der noch bartlose Verlobte und der sonst züchtige Sohn. Ist es nichts mit diesen, so buhlt er mit der Großmutter des Freundes. Wissen wollen sie die Geheimnisse des

Kammerdiener nicht kargen, bei den Ausgängen des Patrons unter dem Trosse der Klienten und Diener den Vortrab bilden. Endlich kommt der ersehnte Moment, wo der reiche Mann den armen Schelm zu sich ruft und irgend eine Frage an ihn richtet, die derselbe stotternd und verlegen beantwortet. Dann erscheinen wieder viele Tage voll Furcht und Hoffnung; die Kabalen von Nebenbuhlern sind im Zuge; man forscht nach den Kenntnissen des Bewerbers; der Klatsch eines Nachbars kann Alles verderben, die Frau des Hauses, selbst der Haushofmeister dürfen nicht dagegen sein. Endlich erfolgt eine Einladung zum Mittagessen, wobei der einladende Sklave nicht unter fünf Drachmen (1 Thlr.) Trinkgeld bekommen darf. Der Kandidat macht die feinste Toilette und nachdem er Skrupel darüber empfunden, daß er zu bald oder zu spät beim Diner erscheinen könnte, was Beides unanständig war, betritt er das Haus und wird sehr artig empfangen. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, selbst die Lakaien haben geheimen Befehl auf sein Benehmen genau zu achten; bald bricht sein Angstschweiß aus; denn er wagt nicht zu trinken, um nicht als Liebhaber des Weinglases zu erscheinen; er weiß nicht, nach welcher von den mannigfaltigen Speisen er dem Anstande gemäß seine Hand zuerst ausstrecken soll, und schielt verstohlen nach dem Nachbar. Auf das Diner folgen die Trinksprüche. Der Hausherr fordert einen mächtigen Humpen und leert ihn zum Neide der anderen Parasiten „auf das Wohl des Lehrers", der dann pflichtschuldigst in seinem Erwiederungstoaste stecken bleibt. Mittlerweile hat der Geplagte doch mehr als gewöhnlich starken Wein getrunken, und während die Ohren und Augen der Gäste von mancherlei Genüssen entzückt werden, hört und sieht er nichts und wünscht ein Erdbeben oder eine Feuersbrunst herbei, um entwischen zu können! Nach einer seinerseits übel zugebrachten Nacht schreitet man nun zum eigentlichen Engagement. Da wird denn dem künftigen Hausgenossen zu seiner Ueberraschung auseinandergesetzt, daß es eigentlich gar nicht nothwendig sei, sich

über eine bestimmte Geldsumme zu einigen, da man wohl wisse, daß er nur der zu erwartenden Ehre und Hochachtung wegen nach Rom gekommen, und daß er bei seiner philosophischen Bildung über den Mammon erhaben sei! Dann werden ihm Geschenke an den Festtagen in Aussicht gestellt und endlich der Gehalt auf zwei bis vier Obolen, also höchstens auf fünf Sgr. täglich festgesetzt. Beneidet von Vielen, tritt der Glückliche sein Amt an. Allein bald schwinden alle seine goldenen Träume schon vor dem Gefühle des Freiheitsverlustes, und es beginnt ein Leben voll sauerer Lakaienarbeit, wobei es ihm immer klarer wird, daß er zu weiter nichts als zum Prunke des Hauses da sei, daß eigentlich nur sein schöner Bart und zierlich gefalteter Mantel im Dienste stehe. Täglich erneuert sich der ermüdende Vorläufer- und Adjutantendienst auf der Straße, und bald erfährt er auch bei Tische Zurücksetzungen, die mit der anfänglichen Bevorzugung im Widerspruche stehen. Als letzter Tischgenosse bekommt er oft nur Knochen anstatt Fleisch, ja es werden ihm überhaupt geringere Speisen und Getränke vorgesetzt. Dabei muß er im Schmeicheln und Loben der erste sein, und wehe ihm, wenn ein Ohrenbläser ihm nachsagt, daß er den Tanz oder das Zitherspiel eines Lieblingssklaven der Herrin allein nicht gelobt hat! Die versprochenen Geschenke sind kaum der Rede werth und werden dadurch vertheuert, daß jedes einzelne von trinkgeldsüchtigen Sklaven herbeigebracht wird. An den Jahresgehalt endlich muß der Herr und sein Kassenführer erst besonders erinnert werden und gewöhnlich wandert er sogleich in die Hände des Kleiderhändlers, Arztes oder Schuhmachers!

Freilich giebt Lukian auch zu, daß diese schlechte Behandlung und überhaupt die schlechte Meinung über die Griechen von den vielen Abenteurern und Schwindlern herrühre, die sich zu solchen Diensten anböten. Solche Leute waren dann auch in ihrer Bedientenhaftigkeit zu Allem fähig. Sie beförderten selbst, wie Nikias Kurtius zu Ciceros Zeit, Liebes-

zerstörten Stadt Pisa gelegene, kleine Thalebene. Freundliche, dichtbelaubte Hügelreihen mit den Bergen Olympos und Kronion umgaben hier den besonderen Schauplatz der Festfeier, den in einer vom Flusse Alpheus und dem Bache Kladeos gebildeten Ecke liegenden, heiligen Hain Altis, und eine $7^1/_2$ Meilen lange Straße, der heilige Weg genannt, verband diesen mit der Stadt Elis. Unter den zahlreichen Heiligthümern, die unter den Platanen und wilden Oelbäumen des heiligen Bezirkes sich befanden, nahm der dorische Tempel des Zeus die erste Stelle ein. Hier stand das Kolossalbild des Gottes von Gold und Elfenbein, das berühmteste Werk des berühmtesten Meisters der Plastik, Phidias. Umgeben von Malereien und Reliefs saß der Göttervater auf einem Throne, das Haupt mit dem Olivenkranze geziert, das Gewand mit goldenen Lilien durchwirkt, in der Rechten eine Siegesgöttin, in der Linken sein prächtiges, mit einem Adler gekröntes Szepter haltend. Von dem ergreifenden Gesammteindrucke solchen Glanzes können wir uns schwerlich einen Begriff machen; doch tadelt Strabon das falsche Verhältniß des Tempelgebäudes zum Gotte, der aufrechtstehend über das Dach hinausgereicht haben würde. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden der Tempel der Hera und der Göttermutter Kybele und vor Allem der große Brandopferaltar des Zeus, dessen viereckige Basis 125 Fuß im Umfange maß, dessen Höhe mit dem aus der Asche der Opfer und dem Wasser des Alpheus gekneteten Obertheile 25 Fuß betrug. Endlich befanden sich noch daselbst die Schatzhäuser derjenigen Staaten, welche Weihgeschenke nach Olympia gesandt hatten, ein Gebäude zu öffentlichen Festschmäusen, ein Rathhaus und die speziellen Schauplätze der Spiele: der Hippodrom und das Stadium.

Auf das hohe Alter der olympischen Festspiele deuten die mit ihnen verknüpften Mythen und elischen Priestersagen hin. Dieselben reichen bis in die idyllische Zeit des goldenen Kronosregimentes zurück, und Pelops, der Stammvater der vorhellenischen Halbinseldynastie, Pisos, der fabelhafte Gründer von Pisa,

und Herakles, der Ahnherr der dorischen Fürstenfamilien, werden als Stifter und Festordner bezeichnet. Die geschichtliche Periode beginnt mit dem Eleer Iphitos, einem Zeitgenossen Lykurgs. Als nämlich damals verheerende Seuchen und Zwietracht zwischen den Staaten den Peloponnes belästigten, fragte derselbe, wie der Tourist Pausanias erzählt, das delphische Orakel, welches ihm als einziges Mittel die Wiedererneuerung der in Verfall gerathenen Zeusfeste in Olympia anrieth, ein Beweis, daß die delphische Priesterschaft mit richtigem Takte in solchen Festfeiern eine Handhabe erblickte, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei aller staatlichen Zersplitterung in den Hellenen zu wecken und zu nähren. Iphitos stellte zuvörderst im Vereine mit Lykurg den Gottesfrieden wieder her, der die Landschaft Elis für alle Zeit und die Festgenossen während des heiligen Festmonates auf ihrer Reise vor allen feindlichen Angriffen schützen sollte. Plutarch und Pausanias erwähnen eine metallene Scheibe, Diskus des Iphitos genannt, auf der in kreisförmig laufender Schrift die Vereinbarung eingegraben war, und die noch in so später Zeit im Heratempel zu Olympia aufbewahrt wurde. Auch stand im Zeustempel die Statue der Schutzgöttin des Gottesfriedens (Ekecheiria), den Iphitos bekränzend. Hinsichtlich der Unverletzlichkeit, welche Elis prätendirte, schreibt Strabon: „Elis sollte dem Zeus geheiligt sein und derjenige für einen Verbrecher und Uebelthäter gehalten werden, der dieses Land feindlich anfallen, oder, falls er von einem Anderen angegriffen würde, keinen Beistand leisten wollte. Daher kam es, daß diejenigen, welche später die Stadt Elis erbauten, dieselbe mit keiner Mauer umgaben, und daher erhielten sie auch das Vorrecht, daß bewaffnete Heere, die durch Elis zogen, ihre Waffen beim Eintritte in das heilige Gebiet abgeben mußten und dieselben erst an der Grenze wieder erhielten." Dieser Neutralität des Landes gemäß weigerte sich auch in älterer Zeit das Orakel des olympischen Zeus über Kriege der Hellenen gegen Hellenen Antwort zu ertheilen.

Hauses, um gefürchtet zu werden. — Nicht ist einem Römer zu weilen vergönnt, wo ein Protogenes regirt, oder Diphilos, oder Erimarchos, der nach des Volkes Lasterbrauch mit Niemandem einen Freund theilt, sondern ihn allein haben muß. Denn wenn er in offenes Ohr nur wenig von dem angeborenen und heimischen Gift geträufelt, so schließt sich mir die Thür, und der langen Knechtschaft Frist bleibt ohne Lohn.“ Treibt nun auch der Satiriker hier die Verachtung auf die Spitze, so sieht man doch aus dem Ganzen, daß den Einwanderern gegenüber die nationale Opposition vielfach in Recht war. Schon Ciceros Großvater hatte gemeint, die Römer glichen den syrischen Sklaven: je besser einer griechisch verstände, desto schlechter wäre er! Und der alte polternde Kato hatte doch im Ganzen nicht falsch prophezeit, wenn er seinem Sohne schrieb: „Von diesen Griechen werde ich an seinem Ort sagen, was ich zu Athen über sie in Erfahrung gebracht habe, und will es beweisen, daß es wol nützlich ist, ihre Schriften einzusehen, nicht aber sie zu studiren. Es ist eine grundverdorbene und verstockte Race — glaube mir das, es ist wahr wie ein Orakelspruch, — und wenn dieses Volk einst uns seine Bildung übermachen wird, so wird es Alles verderben.“ Aber auch Marius verschmähte griechische Literatur und Weisheit, weil sie ja ihren Lehrern selbst in sittlicher Hinsicht keinen Nutzen gebracht hätte.

IX.

Die hellenischen Nationalfeste.

Wie die Familie ihre fröhlichen Festtage begeht, an denen alle Angehörigen ihres verwandtschaftlichen Zusammenhanges sich erst recht klar bewußt werden, so fühlen sich auch die Nationen gedrängt, von Zeit zu Zeit die Frische und Gesundheit ihrer politischen Gliederung durch gemeinschaftliche, öffentliche Festversammlungen zu bezeugen, und wo die nationale Freude nie zum Durchbruch kommt, da ist es sicher auch übel bestellt mit dem nationalen Bewußtsein und der patriotischen Gesinnung. In Griechenland zeigte sich die Rivalität der verschiedenen Staaten und der Partikularismus, auch was die größeren Feste anlangt, in dem Bestreben jeder Stadt, ihren Festversammlungen eine möglichst weite Ausdehnung und Anerkennung zu verschaffen; allein schon sehr früh gelangten die vier Feste der Olympien, Pythien, Nemeen und Isthmien zu so allgemeiner Bedeutung, daß sie wirkliche Nationalfeste wurden, hinter denen selbst die vielbesuchten Panathenäen und Eleusinien der stolzen Theseusstadt zurückstehen mußten. Das älteste und angesehenste dieser Feste war bekanntlich das olympische. Olympia selbst war nicht eine Ortschaft, sondern eine in der peloponnesischen Landschaft Elis, unweit der schon in alter Zeit von den Eleern

Aber die Eleer selbst betheiligten sich bei mancherlei kriegerischen Unternehmungen und konnten im eigenen Lande die Waffenruhe nicht aufrecht erhalten, da die Bewohner des Distriktes Pisatis, als ehemalige Schutzherren Olympias, wiederholt mit bewaffneter Hand das Heiligthum den Eleern zu entreißen versuchten. Auch die Spartaner respektirten das Verbot so wenig, daß sie mehrere Male unter dem Könige Agis in Elis einfielen, und im thebanischen Kriege kam es 365 v. Chr. sogar während der Spiele im Haine Altis zu einem hitzigen Gefechte zwischen den Arkadiern, die Olympia okkupirt hatten, und den mit Achaja verbündeten Eleern. Sonst hatte sich die Befriedung während des heiligen Monats, der in jedem fünften Jahre in den Hochsommer oder genauer in die Vollmondszeit nach dem Sommersolstitium fiel, einer allgemeineren Beobachtung zu erfreuen. Bürgern der Stadt Makistos lag die Verpflichtung ob, als Friedensherolde das Fest den hellenischen Staaten anzukündigen und die Aufhebung aller Feindseligkeiten und Fehden zu fordern, damit die Angehörigen jedes Landes als Wettkämpfer und Zuschauer unbehindert das elische Gebiet erreichen konnten. Die Kampfordner und Kampfrichter, Hellanodiken genannt, deren Ansehen zu jeder Zeit sehr groß war, hatten das Recht, jeden Staat, der den Gottesfrieden brach, mit einer Geldstrafe zu belegen und sogar von der Theilnahme am Feste auszuschließen, so lange er die Buße nicht zahlte. Es widerfuhr dies den Lakedämoniern im peloponnesischen Kriege, als sie nach Verkündigung der Waffenruhe einen Einfall in Elis gemacht hatten. Die Hellanodiken forderten als Strafe für jeden Soldaten zwei Minen (50 Thlr.) „nach dem Gesetze“, und als die Lakedämonier sich weigerten, weil ihnen die Nachricht zu spät zugekommen wäre, so wurden sie vom Opfer und den Spielen ausgeschlossen, und die Spartaner, die ihre Rosse nach Olympia geschickt hatten, sahen sich genöthigt, dieselben unter fremden Namen rennen zu lassen.

War nun die Einladung zum Feste offiziell erfolgt, so

meldeten sich zunächst die aktiven Theilnehmer bei dem elischen Festkomité an, dem es oblag, ein genaues Programm der Spiele aufzustellen, in welches der Name, die Herkunft, das Vaterland, die Kampfart jedes Agonisten eingetragen werden mußte. Dann wurden die Angemeldeten nach Elis zitirt, wo die Hellanodiken einen Monat lang in dem dortigen Gymnasium ihre Kampffähigkeit untersuchten, sie nach dem Alter und nach der Geübtheit zusammenstellten und jedenfalls Manchen als unbrauchbar zurückwiesen. Namhaften und bereits siegreich bestandenen Athleten scheint man jedoch diese Probe erlassen zu haben, durch welche die Behörde nur jede Täuschung der Zuschauer vermeiden wollte. Auch die jungen Pferde prüfte man zuvor, sowie die Knaben, die von ihren nächsten Verwandten oder Lehrern begleitet anlangten. Vor allen Dingen mußten alle sich Betheiligenden vor der Statue des eidschirmenden Zeus im Rathhause zu Olympia schwören, daß sie noch keine frevelhafte oder ehrlose That begangen hätten, daß sie nicht gegen die Gesetze der Wettkämpfe verstoßen wollten, daß sie sich mindestens zehn Monate lang auf die abzulegenden Proben ihrer Geschicklichkeit vorbereitet hätten, und daß sie freie Hellenen, keine Barbaren oder Sklaven wären. Als daher der makedonische König Alexander der Erste (er regirte bis 454 v. Chr.) als Wettläufer aufgetreten war, protestirten die Mitstreiter gegen ihn, als einen Barbaren, bis er seinen Stammbaum auf Argos zurückführte. Bei der Verbannung der Mörder machte das Gesetz zugleich die Ausschließung von den Bundesheiligthümern und den Nationalfesten namhaft, „weil die Wettkämpfe," wie Demosthenes sagt, „Allen gemeinschaftlich angehören sollen, so daß dann, sofern Alle dabei Zutritt haben, auch der Ermordete dazu befähigt gewesen wäre; darum soll sich auch der Mörder fern davon halten." Aber auch die Prüfenden leisteten einen Eid, daß sie unbestechlich und gerecht urtheilen und über die besonderen Umstände der Zurückgewiesenen Stillschweigen beobachten wollten. Nach Vollendung dieser Vorbereitungen wurden die

Agonisten wieder entlassen und ihnen eine bestimmte Frist gesetzt, bis zu der sie bei Strafe der Ausschließung in Olympia eintreffen mußten. Wie Pausanias erzählt, entschuldigte sich einst der Alexandriner Apollonios wegen seines Zuspätkommens damit, daß er im Archipel durch widrige Winde aufgehalten worden wäre. Man wies ihm aber nach, daß er nur zuvor andere Kampfspiele in Kleinasien hatte mitmachen wollen, und er wurde nicht zugelassen.

Rückte endlich die Festfeier näher und war der heilige Monat selbst angebrochen, so machten sich auch die Zuschauer auf den Weg, und zwar bereits von 600 v. Chr. an nicht nur aus dem eigentlichen Hellas, sondern auch aus Kleinasien, Sizilien und Großgriechenland. Auch von Seiten der Staaten wurden Festdeputationen, Theoren genannt, abgeordnet, welche dem olympischen Zeus Opfer und Geschenke brachten, eine Sitte, die auch Platon in seinen Gesetzen als nothwendig bezeichnet. Die Kosten der Gesandtschaften bestritt zwar größtentheils die Staatskasse; da aber bei den Opfern und Aufzügen gern ein Staat den andern durch die Pracht der Kleider und Geräthe und durch die Menge des Personals zu überstrahlen trachtete, so hatte das Haupt der Gesandtschaft oder der Architheoros gewöhnlich selbst bedeutende Ausgaben nöthig, um seine Absender würdig zu repräsentiren. An diese Deputationen schlossen sich nun gewöhnlich auch viele Privatleute an, die als Zuschauer oder Handelsleute dem Festorte zuströmten. Das Zusehen war weder Barbaren noch Sklaven verwehrt. Was dagegen das schöne Geschlecht betrifft, so wäre es mit der athenischen Sitte unvereinbar gewesen, Frauen und Töchter den Augen so vieler Männer und dem durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen freieren Umgange der Geschlechter bloß zu stellen und ihnen den Anblick der nackten Kämpfergestalten zu gestatten. Von ihrer Anwesenheit kann also keine Rede sein, wenn auch kein Gesetz dieselbe verbot. Die dorische Sitte dagegen, welche besonders den Jungfrauen große Freiheit gestattete, sah in der Theilnahme

derselben nichts Unrechtes. Bei einer peloponnesischen Festkaravane, die einst nach Plutarch auf dem Zuge nach Delphi in Megara beleidigt wurde, befanden sich Kinder und Weiber. Und daß die verheiratheten Frauen auch nicht zu Hause blieben, läßt sich aus dem schließen, was Livius über das Benehmen des ausschweifenden Philipp des Dritten von Makedonien bei den nemeischen Spielen des Jahres 208 v. Chr. erzählt. Weder Töchter noch Ehefrauen waren vor ihm sicher, und namentlich verführte er Polykratia, die Gattin eines vornehmen Achäers. Am grausamsten verfuhren die Eleer selbst gegen ihre Ehehälften. Sie verboten ihnen gänzlich den Zutritt und schon das Ueberschreiten des das heilige Gebiet begrenzenden Alpheus an den Festtagen zog die Strafe nach sich, von dem in der Nähe liegenden typäischen Felsen herabgestürzt zu werden. Wie Pausanias berichtet, war eine gewisse Kallipateira, die sich in Männertracht eingeschlichen hatte, die einzige, die als Uebertreterin jenes Gebotes ertappt wurde; man entließ sie aber straflos, da sie es aus Liebe zu ihrem Sohne gethan hatte, der zum ersten Male als Wettkämpfer auftrat und siegte. Eine gewiß vielbeneidete Ausnahme machte allein von den Eleerinnen die Priesterin der Demeter Chamyne, welche auf einem weißen Altare im Stadium den Preisrichtern gegenüber ihren Ehrensitz hatte. Es gab zwar in Elis besondere Beamte, welche die Gesandten fremder Städte zu empfangen hatten, und wahrscheinlich erhielten letztere auch Gastgeschenke in Viktualien von den Eleern. Aber was das Quartier anlangt, so wird es ihnen nicht viel anders gegangen sein, als allen anderen Gästen. Es läßt sich nämlich zwar nicht bezweifeln, daß in Olympia, wie bei anderen Wallfahrtsorten, wenn auch nicht große, hôtelartige Gebäude, wie z. B. beim platäischen Heratempel (wo man freilich auch weiter nichts als Obdach und Bettstellen fand), so doch öffentliche Zelte und Buden den Fremden Unterkommen gewährten. Es weist darauf nicht nur eine bestimmte Erwähnung von einem Scholiasten zu Pindar hin, sondern

auch Aelians Erzählung von Platon, der zu Olympia mit ganz unbekannten Leuten in einem Zelte zusammen wohnte und, ohne sich zu erkennen zu geben, dieselben durch seine Unterhaltung so fesselte, daß sie ihn später in Athen besuchten. Sicher gab es in der Altis auch Etablissements von spekulativen Wirthen, bei denen man neben dem Logis auch die Kost mit erhalten konnte; aber die gebildete Klasse pflegte, wie Lukian von denselben Einrichtungen beim Tempel der Aphrodite in Knidos erwähnt, sie selten zu besuchen, und wer es machen konnte, brachte sein eigenes Zelt mit. So hatte Alkibiades ein prächtiges, persisches Zelt, das ihm die Ephesier verehrten, während ihm Chios Opfervieh und Pferdefutter, Lesbos Wein und Alles, was er zu seiner Tafel nöthig hatte, lieferte; auch die Gesandten des syrakusischen Tyrannen Dionys ließen eine Menge herrlicher Zelte dort aufschlagen, die dann freilich von der über die Eitelkeit des Fürsten unwilligen Menge geplündert und niedergerissen wurden. Dasselbe Schicksal drohte auf Themistokles Rath dem glänzenden Zelte des Königs Hieron von Syrakus. Schlimm mag es in der Nacht nach dem oben erwähnten Gefechte zwischen Eleern und Arkadiern um die Festversammlung gestanden haben, da die Arkadier die Bäume des Haines und das Pfahlwerk der Zelte zur Verpalissadirung benutzten! Neben den Zelten, die zum Wohnen dienten, gab es aber auch eine große Masse von Buden, in denen Kaufleute ihre Waaren ausstellten, unter welchen Lebensmittel aller Art und Schmucksachen die Hauptartikel bildeten. Darum läßt Cicero den Pythagoras sagen, das Leben der Menschen scheine ihm der Messe zu gleichen, die während der pomphaften Spiele und der zahlreichen Versammlung zu Olympia gehalten würde. Einige kämen dahin, um für ihre wohlgeübten Leiber Ruhm und die Ehre des Kranzes zu holen, Andere würden hingeführt wegen des Erwerbes und Gewinnes beim Kaufen und Verkaufen; endlich gäbe es dort noch eine Klasse, und zwar eine sehr anständige, welche weder Beifall noch Gewinn suchte, sondern nur des Schauens halber käme.

Die Dauer des olympischen Festes wuchs allmählich mit der Ausdehnung und Vermehrung der Wettkampfarten. So lange der einfache Wettlauf Sitte war, genügte ein Tag vollkommen, um wenigstens die gymnischen Spiele zu vollenden. Später füllte die Feier mindestens fünf Tage aus, die auf den elften bis funfzehnten Tag des heiligen Monats gefallen sein sollen. Außer den Kampfspielen nahmen einen großen Theil dieser Zeit die Opferhandlungen, die Prozessionen und die Opfer- und Siegesmahle hinweg. Die Opfer waren ursprünglich die Hauptsache, traten aber dann wegen des allgemein auf die Spiele gerichteten Interesses sehr in den Hintergrund. Sie wurden theils von den Theoren im Namen ganzer Staaten, theils von Privatleuten, besonders von den Wettkämpfern selbst dargebracht, und nicht blos der olympische Zeus, dem die Eleer eine Hekatombe weihten, sondern auch die Altäre der übrigen Götter und Heroen bekamen ihre Spenden. Die Opfer wurden übrigens theils am Anfange und Ende, theils in der Mitte der Spiele verrichtet. Die Wettkämpfe selbst bestanden in dem Laufe, dem Ringen und dem Faustkampf, wozu bald das Pentathlon oder der Fünfkampf trat. Dann folgten die glorreichsten und ritterlichsten Uebungen: das Wett-Fahren und Reiten. Mit der Zahl der Kämpfe vermehrten sich auch die Kampfrichter. Während anfangs nur zwei durchs Loos aus einer vom Volke vorher gewählten Anzahl von Eleern ernannte Hellanodiken fungirten, wurden später neun angestellt, die wahrscheinlich für jede Festfeier sich erneuerten und zehn Monate lang im Hellanodikeion zu Elis von einer besonderen Behörde in ihren Pflichten unterrichtet wurden, worauf bei den Spielen drei bei dem Roßwettrennen, drei bei dem Pentathlon und drei bei den übrigen Kampfarten präsidirten. Später kam noch ein zehnter hinzu.

Die Schauplätze der Spiele waren das Stadium mit dem Hippodrome. In jenem begannen am ersten Tage die Kämpfe. Die Rennbahn zu Olympia bedurfte weder der Länge noch der

Breite des lediglich zum Wagenrennen dienenden Hippodroms, und seine Länge (589 pr., 600 griech. Fuß) diente in Griechenland zur einhelligen Bestimmung des Wegemaßes. Da die Räumlichkeiten des heiligen Bezirkes kein Thal in sich schlossen, dessen Sohle man zum Wettkampfplatz und dessen terrassirte Hügelränder man zu Sitzreihen hätte benutzen können, so bestanden die Einfassungen des Stadiums aus einem Erdaufwurfe, in welchem die steinernen Sitze angebracht waren. Die beiden Längenseiten schloß, ungefähr wie beim römischen Cirkus, auf der einen Seite eine gerade Mauer, wo sich die Schranken befanden, an denen der Lauf begann, auf der anderen Seite ein aufgemauerter, oben mit einem Peristyl versehener Halbkreis, dessen Sitzreihen für das vornehme Publikum, das diplomatische Korps und die Hellanodiken, dessen unterer Raum speziell für die Gefechte der Ringer und Faustkämpfer bestimmt waren. Am Morgen des ersten Tages begaben sich die Kampfrichter, mit Purpurgewändern und Kränzen geschmückt, nebst den Kämpfern nach dem Stadium und betraten dasselbe durch einen künstlichen, unterirdischen Eingang. Sofort ertönte ein Trompetensignal. Ein Herold rief die Wettläufer in die Schranken, nannte den Namen und das Vaterland derselben und fragte bei jedem Einzelnen, ob Jemand gegen die freie bürgerliche Stellung oder gegen den sittlichen Lebenswandel desselben etwas einzuwenden hätte. Erfolgte kein Einspruch, so loosten die Konkurrenten unter sich, nur daß hier gewöhnlich vier Läufer zusammengestellt wurden, während z. B. bei den Ringern das Loos nur die Paare bestimmte. Die Loose, kleine Täfelchen von der Größe einer Bohne, lagen in einer silbernen Urne des Zeus und waren je nach der Zahl der zugleich auftretenden Wettstreiter mit gleichen Buchstaben bezeichnet, so daß z. B. beim Wettlaufe vier mit A, vier mit B, u. s. w. bezeichnete Loose vorhanden waren. Die Sieger aus den einzelnen Abtheilungen hatten schließlich noch einmal mit einander zu kämpfen, und beim Laufe entschied sich hier der Sieg; bei den Ringern und Faustkämpfern aber

wiederholte sich natürlich das Loosen und der Zweikampf so oft, bis nur ein einziges Paar über den endlichen Sieg zu kämpfen hatte. Zuweilen war aber auch die Zahl der Loosenden ungleich, und ein Einzelner blieb mit seinem Buchstaben isolirt. Dieses Loos erachtete man für ein Glück; denn man hatte dann zu warten, bis alle Paare durchgekämpft hatten, und nahm es erst mit dem letzten Kämpfer auf, dem man seine noch vollen Kräfte entgegensetzte. Freilich ist dabei zu bedenken, daß der aus mehreren Kämpfen bereits siegreich hervorgegangene Athlet voraussichtlich ein tüchtiger Kämpfer war und mit gesteigertem Muthe dem frischen Gegner sich stellte. Indem der Agonist das Loos zog, rief er Zeus um Beistand an; dann hielt ihm aber ein daneben stehender Peitschenträger von der den Hellanodiken zu Gebote stehenden Polizei die Hand, damit er nicht eher seinen Buchstaben ansehen konnte, als bis alle Uebrigen gezogen hatten. Der Wettlauf bestand zunächst in dem einfachen Durchmessen der Bahn von den Schranken bis zu dem halbrunden Endpunkte. Hier kam es bei der verhältnißmäßigen Kürze des Weges weniger auf die Ausdauer, als auf die Schnelligkeit an. Deshalb sieht man auch auf Vasenbildern die Wettläufer mit weit ausgreifenden, schwebenden Füßen und gleichmäßig dazu die Luft durchrudernden Armen dahin eilen. Man bemaß ferner die Tüchtigkeit des Läufers nach den leichteren oder tieferen Eindrücken der Fußtapfen im Sande. Das Stadium liefen seit der siebenunddreißigsten Olympiade auch Knaben, deren Sieger auf den Inschriften stets den eigentlichen Stadioniken, nach denen die Olympiaden gezählt wurden, vorangehen. In der vierzehnten Olympiade kam der Doppellauf hinzu, bei welchem die Läufer die Länge des Stadiums zweimal zurückzulegen hatten, indem sie von den Schranken bis zu dem Halbkreise und von da bis zu dem Absprungspunkte zurückliefen. Zu diesem Zwecke standen der Länge nach mitten im Stadium drei Spitzsäulen, die eine dem Anfange, die andere dem Ende der Bahn zunächst, die dritte in der Mitte. Die erste trug die Inschrift: „Sei

wacker!" Die mittlere: „Beeile Dich!" Die dritte: „Wende um!" Kam es bei dieser Gattung des Wettlaufes schon mehr darauf an, seine Kräfte zu sparen und nicht zu rasch zu vergeuden, so war dies noch mehr der Fall beim Langlauf, einem wirklichen Dauerlauf, dem verschiedene Angaben eine Länge von 7 — 24 Stadien zumessen. Im letzten Falle betrug der zu durchlaufende Raum mehr als eine halbe deutsche Meile, und man glaubt es gern, daß, wie Lukian sagt, viel Kraft und Athem dazu gehörte, diese Schwierigkeit zu überwinden, weshalb auch das Wort „Langlauf" geradezu sprichwörtlich für etwas Langwieriges wurde. So kam es auch, daß der berühmte spartanische Läufer Ladas nach errungenem Siege todt niedersank. Mit krampfhaft eingezogenen Weichen, den entfliehenden Athem gleichsam mit der Lippe festhaltend, stellte ihn die von Myron gearbeitete Siegerstatue dar. Ein gewisser Pelitos dagegen gewann in allen drei Laufarten an demselben Tage den Preis, und der Argiver Argeus soll noch an demselben Tage, an dem er im Langlauf gesiegt hatte, von Olympia nach Argos gelaufen sein, um dort seinen Sieg persönlich zu melden! Uebrigens betraten die Wettläufer schon seit der fünfzehnten Olympiade völlig nackt und mit Oel gesalbt das Stadium. Zweihundert Jahre später wurde auch der Waffenlauf eingeführt, den man im Helme, mit Beinschienen und mit dem Schilde antrat. Später, als das Geschlecht weichlicher und schwächlicher wurde, lief man nur noch mit dem Rundschilde ohne Helm und Beinschienen. Diese Art der militärischen Turnübungen war recht praktisch, besonders da die Griechen, ähnlich den heutigen Franzosen, sich oft in vollem Laufe auf den Feind warfen, wie z. B. schon in der Schlacht bei Marathon. Platon will daher diese Uebung fleißig betrieben wissen. Wie die Krieger suchten auch die Läufer ihre Ausdauer durch mächtiges Geschrei zu erhöhen und wurden außerdem durch den Zuruf der Zuschauer ermuthigt.

Obgleich jede Beeinträchtigung der Mitkämpfer gesetzlich

verboten war und mit Ruthenstreichen und Verlust des Siegespreises bestraft wurde, so fehlte es doch nicht an böswilligen Versuchen mancherlei Art. Lukian schreibt hierüber: „Der gute Läufer strebt, wenn das Seil gefallen ist, nur vorwärts, richtet seinen Sinn nach dem Ziele, auch wenn er in seinen Füßen die Hoffnung auf den Sieg birgt, und übt keinen Betrug an seinem Nebenbuhler, noch braucht er nach Art anderer Agonisten allerhand Kunstgriffe. Der schlechte und nicht streitbare Kämpfer dagegen wendet sich, an der Schnelligkeit seiner Füße verzweifelnd, der Arglist zu; deshalb richtet er sein ganzes Augenmerk darauf, den Laufenden irgendwie anzuhalten oder zu hemmen, in der Meinung, daß, wenn ihm dies bei jenem nicht glückt, er nie siegen könne!" Der Sieger erhielt aus den Händen der Hellanodiken (wie beim Wettlaufe, so auch bei den übrigen Kampfarten) einen Palmzweig; sein Name wurde durch des Herolds Stimme bekannt gemacht und er selbst auf den sechzehnten Tag des Monats zur eigentlichen Krönung wieder vorbeschieden. Zu bemerken ist endlich noch, daß der Waffenlauf nicht mit den übrigen Wettläufen verbunden war, sondern den Schluß aller gymnischen Uebungen bildete. Denn auf den Langlauf folgte der Ringkampf.

Die Ringkunst war die ausgebildetste und kunstvollste Art der hellenischen Gymnastik. Nachdem die Körper, um, wie Lukian sagt, die Glieder zu schmeidigen und zu stärken, das zu heftige Schwitzen zu verhindern und die nachtheilige Wirkung der Zugluft abzuhalten, mit Oel eingerieben, zugleich aber auch mit Staub bestreut worden waren, um das allzuleichte Entgleiten aus den Umwindungen der Gegner zu erschweren, suchten die beiden Athleten die günstigste Stellung hinsichtlich der Sonne zu gewinnen, legten dann, den Oberkörper zurückbeugend beide Arme gegen einander aus, und nun kam es darauf an, mit festem Auge, vorsichtiger Deckung, schulgerechten Griffen und Finten, durch raschen Ruck oder Stoß, durch Aufhebung in der Umschlingung, durch Beinstellen, Drosseln und Pressen

den Gegner zum Falle zu bringen und ihn zu zwingen, sich für besiegt zu erklären. Verpönt dabei war, mit der Faust oder den Füßen zu schlagen oder zu beißen; erlaubt aber, die Finger des Gegners zu quetschen und zu brechen, so daß derselbe durch Schmerz besiegt vom Kampfe abstehen mußte. In letzterer Kunst erfahren war nach Pausanias der Sykonier Sostratos, dem man den Beinamen „Fingerspitzler" gab, und Leontiskos, der das Niederwerfen der Gegner gar nicht verstand. Die Ausbildung des Ringkampfes schon in der heroischen Zeit bezeugen viele Schilderungen Homers, unter denen wir als die charakteristische den Kampf zwischen Odysseus und Ajax hier hervorheben. „Als sich Beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis, faßten sich dann einander, umschmiegt mit gewaltigen Armen, wie die vom Baumeister verschränkten Balken eines hohen Hauses. Beiden knirschte der Rücken, von stark umspannenden Armen angestrengt und zuckend, und niederströmte der Schweiß rings. Aber häufige Striemen an Seiten und Schultern, roth von schwellendem Blut, erhoben sich, und mit Begier rangen sie Beide nach Sieg um den schön gegossenen Dreifuß. Weder vermochte Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern, noch auch Ajax war es im Stande. — Doch der List nicht sparte Odysseus, schlug ihm von hinten die Beugung des Knies und löste die Glieder: rücklings warf er ihn hin und es sank von oben Odysseus ihm auf die Brust."

Nach den Ringern traten die Faustkämpfer auf, deren Leistungen seit der dreiundzwanzigsten Olympiade bei dem olympischen Feste Eingang gefunden hatten. Es war dies unstreitig die schwerste und gefährlichste Kampfart, bei welcher Leben und Gesundheit auf's Spiel kam. Denn mit dem Schlage der einfachen Faust begnügte man sich nicht lange. Zwar das Geflecht aus weichen Riemen, womit man die Mitte der Hand bis zu den Fingern anfangs umgab, scheint weniger den Zweck gehabt zu haben, den Schlag zu verstärken, als die Hand und besonders das Gelenk an der Pulsader zu schützen. Als man aber

noch Streifen gehärteten, scharfen Leders und endlich gar metallene Nägel, Knoten und Buckel hinzufügte, mußte jeder gutgezielte Schlag Beulen und Blutspuren hinter sich lassen. Natürlich ging auch diesem Kampfe eine Loosung voran. Bisweilen entspann sich darauf das von Flötenmusik begleitete Gefecht sogleich um die günstigste Stellung, oder, wenn man über dieselbe übereingekommen war, so beschrieben wol auch die Klopffechter einige Fechthiebe durch die Luft, um die Gelenkigkeit ihrer Arme zu erproben. Dann traten sie, beide Arme vorstreckend, einander entgegen, Hals und Kopf soweit als möglich zurückbeugend. Wie beim Ringkampfe waren hier Behendigkeit, Vorsicht und Schlauheit Haupterfordernisse zum Siege. Besonders hütete sich der erfahrene Faustkämpfer, seine Kraft durch unbesonnenes Anstürmen zu verschwenden, hielt sich lieber anfangs in gedeckter Stellung und suchte durch Pariren und Ausbeugen den Gegner zu ermüden. Der berühmte Redner Dion Chrysostomos hielt dem unter Titus lebenden Faustkämpfer Melankomas zwei Lobreden, worin es unter Anderem heißt, daß Melankomas zwei Tage lang, ohne zu ermüden, mit ausgelegten Armen ausharren konnte, und daß er niemals einen Schlag erhalten habe und deshalb am ganzen Körper unversehrt gewesen sei. Die Schläge, welche die Agonisten, auf die Zehen emporgerichtet, mit der rechten und linken Hand auszutheilen pflegten, waren größtentheils nach dem Oberkörper gerichtet, so daß die Schläfe, Ohren, Wangen, die Nase und das Kinn die hauptsächlichsten Zielscheiben bildeten. Der Skythe Anacharsis sagt darum bei Lukian, als er zum ersten Male die gymnastischen Uebungen sieht: „Und jener Unglückliche scheint mir die Zähne ausspucken zu wollen; so mit Blut und Sand ist sein Mund gefüllt, nachdem er mit der Faust einen Schlag auf die Wange erhalten hat.“ Auch Seneka meint, derjenige Athlet könne keinen Muth haben, dessen Zähne nicht schon unter der Faust gekracht hätten. Aelian erzählt, daß ein Athlet dadurch seinen Partner verblüfft und bezwungen habe, daß er die ihm einge-

schlagenen Zähne muthig hinabschluckte! Auch die Ohren kamen oft sehr schlimm bei diesem Kampfe weg und geschlitzte und zerklopfte Ohren gehören selbst zu den Merkmalen der Athletenstatuen. Der Epigrammendichter Lukillios sagt von einem ganz unkenntlich gewordenen Faustkämpfer:

„Vormals, Freunde, besaß hier dieser Olympikos Alles:
Augen und Ohren und Kinn, Braunen und Nase wie wir.
All' das fehlet ihm jetzt, als rüstigem Streiter im Faustkampf;
Und nun wird er sogar auch noch des Erbes beraubt.
Denn jetzt kommt sein Bild vor Gericht in den Händen des Bruders,
Und er verliert den Prozeß, weil er dem Bilde nicht gleicht."

Das Umschlingen, Zerren und Ausschlagen mit den Füßen war beim Faustkampfe verboten, sowie jeder absichtliche Todtschlag. Dennoch kam dieser vor, besonders wenn die Gegner bei längerer Dauer des Kampfes übereinkamen, vom Pariren abzusehen und die Schläge hinzunehmen, wie sie fielen. So machten einst in Nemea die beiden Faustkämpfer Damoxenos und Kreugas aus, daß Einer um den Andern einen Schlag aushalten sollte. Kreugas schmetterte nun seine Faust zuerst auf des Gegners Kopf. Damoxenos aber hieß den Kreugas den Arm emporheben und führte dann mit ausgereckten Fingern einen solchen Hieb in dessen angespannte Weiche, daß sie zerriß und die Eingeweide herausfielen. Die Argiver krönten hierauf den todten Kreugas und verwiesen den Damoxenos von Nemea. Noch tragischer ist, was Pausanias über Kleomedes von Astypalaea erzählt. Dieser hatte den Epidaurier Ikkos bei den olympischen Spielen getödtet, und die Kampfrichter sprachen ihm wegen der Verletzung der Gesetze den Sieg ab. Darüber verlor er den Verstand, kehrte in seine Heimath zurück, stellte sich an ein Schulgebäude, in welchem gerade gegen sechzig Knaben unterrichtet wurden, hob, wie Simson, die Säulen des Daches in die Höhe und begrub die Unschuldigen unter den Trümmern. Heiterer dagegen ist die Geschichte des Glaukos aus Karystos. Dieser arbeitete anfangs als Knecht auf seines

Vaters Feldern. Als aber einst die Schar am Pfluge losgegegangen war und Glaukos mit der bloßen Hand sie wieder hineinhämmerte, glaubte der Vater darin die Bestimmung seines Sohnes zur Klopffechterei zu erkennen und brachte ihn nach Olympia. Hier wurde er wol zugelassen, aber beim Kampfe trotz seiner Stärke so zugerichtet, daß er beim Zusammentreffen mit dem letzten Antagonisten zu unterliegen drohte. Da rief ihm der Vater zu: „Lieber Sohn! nur den vom Pfluge!“ worauf dieser sich ermannte und einen solchen Hammerschlag herabsausen ließ, daß der Andere den Kampf aufgab.

Im Faustkampf traten seit der einundvierzigsten Olympiade auch Knaben auf. Ihm folgte bis zur siebenundsiebzigsten Olympiade das Pankration, von da an das Pentathlon. Das Pankration bestand in einer Verbindung des Ring- und Faustkampfes, erforderte also eine außerordentliche Entwickelung der gesammten Muskulatur und setzte fast alle Theile des Leibes in angreifende und abwehrende Bewegung. Jede Art der Gewalt und der List war hier erlaubt; auch endete der Kampf nicht mit dem Niederstürzen des einen Theiles, sondern wurde noch auf dem Boden im Ringen forgesetzt. Die Schläge sollten hier nicht mit geballter Faust, sondern nur mit gekrümmten Fingern gegeben werden und der Gebrauch der Zähne war auch hier verpönt. Die Schlagriemen kamen beim Pankration auch nicht in Anwendung, und das Haar wurde oben in einen Schopf zurückgebunden, um nicht so leicht erfaßt werden zu können. Daß auch dieser Kampf leicht in Rohheit und Brutalität ausartete, sieht man an einem ebenfalls von Pausanias erzählten Falle. Den Pankratiasten Arrachion hielt sein Gegner mit den Füßen umschlungen und preßte zugleich mit den Händen seinen Hals zusammen. Arrachion selbst zerquetschte aber unterdessen eine Zehe seines Feindes und als dieser vom Schmerz überwältigt um Schonung bat, war er selbst bereits verschieden, und die Eleer zierten nun seinen Leichnam mit dem Siegerkranze.

Das Pentathlon endlich war unstreitig derjenige Theil der gymnischen Wettstreite, in welchem die Trefflichkeit eines nach allen Seiten hin harmonisch ausgebildeten Körpers sich am vollkommensten bewähren konnte; denn es bestand im Sprunge, Laufe, Diskoswerfen, Wurfspießschleudern und Ringen. Alle diese Uebungen wurden, um das Feierliche zu erhöhen und die Kämpfer anzufeuern, unter Flötenklang ausgeführt. Interessant ist zunächst der Sprung schon deshalb, weil sich die Alten dabei anstatt der Springstangen einer Art von bleiernen Hanteln bedienten, eines Geräthes, das beim heutigen Turnen nur zur Stärkung der Armmuskeln in Geltung gekommen ist. Man findet deren zweierlei Art, sowol halbrunde mit Handhaben zum Hineinstecken der Hände, als auch kolbenförmige, die in der Mitte etwas schwächer sind, um sie bei fehlender Handhabe bequemer fassen zu können. Nach den vorhandenen Abbildungen und nach den Andeutungen der Schriftsteller streckte der Springende die beiden Arme mit den Halteren (so hießen die Gewichte) nach vorn aus und bewegte sie rasch nach hinten, dem Körper durch diesen Ruck große Schnellkraft verleihend. Da der Ort des Aufsprunges allemal bedeutend höher lag, als das mit einer Furche bezeichnete Ziel, so leisteten die Gewichte dem Springer auch Dienste, indem sie ihn im Gleichgewichte hielten und sogleich fest auf die Füße kommen ließen. Unbegreiflich ist uns freilich, wie der in ganz Hellas gefeierte Krotoniate Phayllos im Sprunge 55 Fuß zurückgelegt haben kann, da unsere Turner nicht die Hälfte dieser Sprungweite vermittelst der Springstangen erreichen, und es wäre vielleicht der Mühe werth, auf unseren Turnplätzen Versuche mit den antiken Sprungträgern anzustellen.

Den Diskos oder die Wurfscheibe, ebenfalls ein uraltes Turngeräth, beschreibt Solon dem Anacharsis bei Lukian als einen ehernen, runden, kleinen Schild, ohne Handhabe und Riemen, schwer und wegen seiner Glätte nicht leicht zu fassen. Die Haltung des Diskoswerfers, die mit der des Kegelschiebers

die meiste Aehnlichkeit hatte, veranschaulicht am besten der in einigen Nachbildungen noch erhaltene Diskoswerfer des berühmten Myron, über den Hettner sagt: „Gerade in dem Augenblicke erfaßt, wo er den Diskos abschleudert, ist sein Oberkörper vorwärts übergebeugt; der Blick wendet sich prüfend nach dem Diskos, den er in der rechten Hand hält. Er hat diese rückwärts in die Höhe gestreckt, um weit ausholend dem Wurfe nachhaltigen Schwung zu geben; das eine Knie ist ein wenig eingebogen, das andere (rechte) hält er mit der linken Hand, damit er im Wurfe nicht ausgleite. Ein Augenblick — der Diskos ist abgeschleudert, und der Körper richtet sich, wie Lukian in seiner Beschreibung ausdrücklich hervorhebt, zugleich mit dem Wurfe in die Höhe.“ Man warf die Scheibe von einer kleinen Erhöhung aus in einem mäßigen Bogen, und wenn auch ein bestimmtes Ziel abgesteckt war, so entschied doch den Sieg stets der weiteste Wurf, wobei es nicht auf das endliche Liegenbleiben des kollernden Diskos, sondern auf dessen erstes Auffallen ankam.

Das Speerwerfen nach bestimmtem Ziele war schon im heroischen Zeitalter eine sehr beliebte Uebung und bereitete ebenfalls unmittelbar auf den Krieg vor. In den Gymnasien bedienten sich die Epheben dabei stumpfer Stäbe, die unseren Geren ganz gleich waren. Der Speerwurf bildete mit dem Diskosschleudern und Wettlaufen die nothwendigsten Bestandtheile des Fünfkampfes, der zuweilen, wenn die Zeit fehlte, sich auf dieselben beschränken mußte, so daß dann das Ringen und der Faustkampf in Wegfall kamen. Wer aber den Sieg erringen wollte, mußte in jeder einzelnen Kampfart Allen überlegen gewesen sein, und der hervorragende Ruhm der Pentathleten ergiebt sich daraus von selbst. Nur einmal hatte man in Olympia auch den Versuch gemacht, die Knaben das Pentathlon durchkämpfen zu lassen, und der junge Spartaner Eutelidas gewann dabei den Kranz. Vielleicht fürchteten die Hellanodiken, daß die lakonischen Knaben wegen ihrer Ueberlegenheit in der körper-

lichen Abhärtung und Stärke allemal den Preis davontragen würden, vielleicht sahen sie aber auch ein, daß die gesteigerte Kraftanstrengung des Fünfkampfes eine zu große Erschöpfung der Jugend nach sich zöge. Letzteres hebt besonders auch Aristoteles hervor, indem er in seiner Schrift über den Staat die zu seiner Zeit herrschende Sitte, die Knaben in den eigentlichen Athletenkünsten zu unterrichten, tadelt und dann fortfährt: „Bis zur Mannbarkeit müssen leichtere Uebungen angewendet werden und die Zwangsdiät und das übertriebene Sichanstrengen fern gehalten, damit nicht das Wachsthum des Körpers gehemmt werde. Der Beweis dafür, daß man Letzteres bewirken könne, liegt sehr nahe. Denn unter den olympischen Siegern findet man nur zwei oder drei, die als Knaben und auch als Männer gesiegt haben, deshalb, weil ihnen durch die übermäßigen Uebungen in der Jugend Kraft und Stärke entzogen worden ist." Oft wird es vorgekommen sein, daß die Geschwindigkeit der Füße oder die Stärke der Gliedmaßen ihrer Kinder die Aeltern bestimmten, dieselben von Jugend auf systematisch dem Athletenberufe zu weihen. That dies doch sogar nach Pausanias die Mutter des Deilochos, weil ihr geträumt hatte, ihr Kind läge bekränzt auf ihrem Schooße! Ueberhaupt verband sich mit dem freier Männer würdigen, die körperliche Tüchtigkeit fördernden und zum Bewußtsein der menschlichen Schönheit führenden Streben nach persönlicher Auszeichnung und nationaler Ehre nur zu bald etwas Handwerksmäßiges und gänzlich Materielles. Es konnte nämlich bei dem großen Ansehen und Ruhme der Sieger nicht anders kommen, als daß Leute aus den niedrigsten Ständen sich von Jugend an auf die gymnischen Spiele vorbereiteten und dann die Sache gewerbsmäßig betrieben, von einem Feste zum andern herumreisend und gleichsam Vorstellungen gebend. Denn wenn es auch später nicht mehr so war, wie in der heroischen Zeit, „wo die Helden", wie Pindar singt, „gewannen im Wettkampfe die Preise und schmückten die Hallen sich aus mit goldenem Glanz, mit

Dreifüßen, Becken und goldenen Schalen," so existirten doch auch später noch Wettkämpfe, wo reelle Gewinne, Geld, vielleicht sogar schon silberne Pokale zu gewinnen waren, und zuweilen scheuten sich auch die Athleten nicht, bei den Zuschauern Geld einzusammeln und zu dem reinen Golde des Ruhmes die Scheidemünze der Bettelei zu fügen. Ein solcher Virtuos war der obenerwähnte Alexandriner Apollonios, der in Olympia zu spät ankam, weil er die Geldpreise bei den kleinasiatischen Spielen sich nicht hatte entgehen lassen wollen. Ueber den Korinthier Nikolaidas heißt es in einem Epigramme:

„Hier dies Standbild weiht der Korinthier Nikolaidas
Der im Delphischen Kampfe siegte.
Auch in den Panathenäen geschmückt mit dem Kranze gewann er
Fünfmal Eimer des Oels zum Siegespreis.
Dreimal wurden ihm auch nach einander des heiligen Isthmos
Kränz' am Ufer des Meerbeherrschers.
Dreimal siegt' er auch ob zu Nemea, auch in Pellana
Viermal und am Lyäos zweimal.
Ihn pries Tegea, Theben und Megaras Volk und Aegina,
Auch Du, muthiges Epidauros.
Endlich des Sieges erfreut auf Phliuntischer Bahn in dem Fünfkampf,
Bracht' er Freude der edeln Heimath."

Keiner erreichte aber wol den Thasier Theagenes, der als Läufer, Ringer und Faustkämpfer, wie Pausanias behauptet, 1400 Siegeskränze erbeutet haben soll. Erschien ein solcher Antagonist auf dem Schauplatze, so überließen ihm manchmal die ihm durchs Loos zufallenden Gegner freiwillig den Sieg, wenn es auch bis Pausanias nur einmal vorgekommen ist, daß ein Kämpfer, der sich angemeldet hatte und auch gekommen war, aus Furcht heimlich verschwand! Den Griechen selbst ist diese Ausartung der Agonistik und die Nutzlosigkeit der künstlichen Athletik keineswegs entgangen. Weder Alkibiades noch Epaminondas, noch Alexander der Große, noch Philopömen hielten etwas von der Athletik. Sokrates tadelt im Xenophontischen Gastmahl an derselben, daß sie zum Kriege untüchtig

mache, weil bei den Läufern die Beine auf Kosten der Schultern, bei Faustkämpfern die Schultern auf Kosten der Beine ausgebildet und gekräftigt würden. Am meisten spottete man über die Wohlbeleibtheit der Faustkämpfer und Pankratiasten, die durch eine besondere Diät oder geradezu Mästung hervorgebracht zu werden pflegte, um dem Leibe mehr Wucht zu verschaffen. Früher bildeten die Hauptspeisen der Athleten frische Käse, getrocknete Feigen und Weizen; aber später waren es große Massen Fleisch, besonders von Schweinen, Rindern und Ziegen und schweres Brod (das man vom Fleische getrennt zu sich nahm). Nach dem Essen überließ man sich einem langen Schlafe. Von der Gefräßigkeit mancher olympischen Sieger erzählte man sich Unglaubliches. Der schon genannte Theagenes soll einen ganzen Ochsen zu Mittag verspeist haben; der Krotoniate Milon aß für gewöhnlich zwanzig Pfund Fleisch und eben so viel Brot, in Olympia aber einst ein vierjähriges Rind, das er vorher auf seinen Schultern herumgetragen hatte. Der Milesier Astydamas, der dreimal hinter einander im Pankration siegte, verzehrte beim Perser Ariobarzanes Alles, was für neun Männer gekocht worden war. Darum läßt auch Lukian in den Todtengesprächen Hermes zu einem Athleten sagen, der von Charon über den Styx gefahren sein will, wobei man ohne alle beschwerende Kleidung sein sollte: „Du bist ja nicht nackt, mein Lieber, da Du so viel Fleisch um Deine Knochen hast!“ Am stärksten spricht sich aber Euripides in einem Fragmente aus, wo es heißt: „Von tausend Uebeln, die es in Hellas giebt, ist keines schlimmer, als der Athleten Geschlecht, welche richtig zu leben weder verstehen noch vermögen. Denn wie wird ein Mann, der seiner Kinnbacken Sklave, seines Bauches Knecht ist, mehr Glückseligkeit erringen, als sein Vater? Auch nicht in Armuth zu leben und sich in Schicksalsschläge zu schicken sind sie im Stande; denn an schöne Sitte nicht gewöhnt, söhnen sie sich schwer aus mit dem Ungemach. Glanzvoll und als Götterbilder der Stadt gehen sie in der Jugend einher; wenn aber

das bittere Alter sie befällt, gleichen sie fadenscheinigen Mänteln. — Was hat wol je ein guter Ringer oder ein schnellfüßiger Mann, oder der den Diskos schleuderte, oder die Zähne wohl einzuschlagen verstand, seiner Vaterstadt genützt dadurch, daß er den Kranz gewann? Kämpft man mit den Feinden den Diskos in der Hand und schlägt man mit dem Schilde die Feinde aus dem Land?" Wenn daher Dion Chrysostomos erzählt, daß Theagenes nach Beendigung seiner Athletenlaufbahn ein wackerer Bürger und guter Staatsmann gewesen sei, so ist dies eine Ausnahme. So lange freilich der Athletik das Gewerbsmäßige fehlte, versteht es sich von selbst. So nahm z. B. der Athlet Phayllos aus Kreta mit einem eignen Schiffe auf Seite der Hellenen an der Schlacht bei Salamis Theil und der rhodische Pankratiast Dorieus kämpfte im peloponnesischen Kriege mit eigenen Fahrzeugen gegen die Athener.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß überhaupt das Wagen- und Rosserennen, das in Olympia den zweiten Tag ausfüllte, bis in die späteste Zeit vor den gymnischen Kämpfen den Vorrang behauptete und den glänzendsten Theil des Festes ausmachte. Bei dem verhältnißmäßig hohen Preise der Pferde (Exemplare edler Race kosteten gegen dreihundert Rthlr.) und bei dem großen Risiko, das die Art des Wettkampfes selbst für die Besitzer mit sich brachte, blieb die Betheiligung immer etwas Aristokratisches, eine noble Passion der Reichen und Fürsten. Klar ergiebt sich dies unter anderen Stellen aus Isokrates, wo ein wegen eines Gespannes Angeklagter von seinem Vater erzählt: „Als er das olympische Fest von aller Welt geliebt und bewundert werden sah und wie die Hellenen dort von ihrem Reichthume, ihrer Stärke, ihrer Bildung Probe ablegten, wie die Athleten wetteiferten und die Städte der Sieger an Ruf gewannen, so sah er von den gymnischen Kämpfen ab, nicht weil er an natürlichen Anlagen und Gesundheit Jemandem nachstand, sondern weil er wußte, daß einige von den Athleten von schlechter Herkunft wären, aus

kleinen Städten stammten und einen niedrigen Bildungsgrad besäßen. Dagegen wandte er sich der Pferdezucht zu, die eine Beschäftigung der Reichen ist und die kein geringer Mann treiben kann, und übertraf nicht nur die Mitkämpfer, sondern die Sieger aller Zeiten." So findet man denn auch in dem Verzeichnisse der Sieger, das bekanntlich im Jahre 776 mit dem Siege des Koröbos begann, die Könige Theron von Agrigent, Gelon und Hieron von Syrakus, Archelaos von Makedonien, Agis und Pausanias von Sparta und mehrere griechische Städte.

Der Schauplatz der ritterlichen Kämpfe war zu Olympia, wie anderwärts, der Hippodrom, von dem Pausanias eine ziemlich detaillirte Beschreibung gegeben hat. Bei dieser Rennbahn hatte man die Böschung eines Hügels zu einer Längenseite gewählt und die zweite vielleicht erst später, als der Hügelabhang für die Sitze der sich immer mehrenden Zuschauer nicht mehr ausreichte, in Gestalt eines Dammes oder Erdwalles parallel aufgeführt. Auf der einen Seite, wo sich der Ablaufstand der Rosse befand, schloß eine vom Architekten Agnaptos erbaute Halle im rechten Winkel die beiden Langseiten. Am entgegengesetzten Ende schloß sich der Erdwall in einem halbkreisförmigen Bogen dem Hügel an, und in dieser Rundung befand sich, wie beim römischen Cirkus, ein Durchgangsbogen. Der Hippodrom war wahrscheinlich doppelt so lang, als das Stadium, also 1200 Fuß; seine Breite betrug etwa 400 Fuß. Da sich keine Andeutung dafür findet, daß im Hippodrom (wie im Cirkus) mitten zwischen den beiden Längenseiten eine erhöhte Linie (spina) sich hingezogen habe, so muß man annehmen, daß dieselbe wenigstens durch hinter einander stehende Säulen bezeichnet war, an deren beiden Enden die von Pausanias ausdrücklich genannten Ziele standen, von welchen das der Rundung zunächst befindliche die Mitte, das entgegengesetzte das eigentliche Endziel des Laufes bezeichnete, weshalb hier auch die eherne Statue der Hippodameia ihre Stelle hatte, ihren Bräutigam

Pelops bekränzend. Komplizirt und deshalb immer noch streitig ist die Einrichtung der Schranken beim Ablaufspunkte. Dieselben bildeten nämlich nicht eine gerade Linie wie beim römischen Cirkus, sondern ragten „wie das Vordertheil eines Schiffes", also ungefähr wie die beiden gleichen Seiten eines rechtwinkligen Dreieckes, dessen Hypotenuse dann die Halle des Agnaptos bildete, in die Bahn hinein. An diesen beiden Seiten waren staffelförmig die Schuppen für Wagen und Pferde angebracht, die den einzelnen Konkurrenten durchs Loos zufielen, bevor das Rennen begann. Auf ein Trompetensignal, wobei gleichzeitig von einem in der Mitte des Ablaufdreieckes stehenden Altare ein eherner Adler sich durch einen besonderen Mechanismus zu solcher Höhe erhob, daß er von allen Anwesenden erblickt werden konnte, während ein an der Spitze des Dreiecks auf einem Balken ruhender Delphin herabsank, fielen die die Schranken absperrenden Stricke und zwar so präzis nach einander, daß, wenn endlich die beiden vordersten Schranken geöffnet wurden, alle Gespanne oder Reiter in gleicher Linie dem Innern der Rennbahn zustürzen mußten. Die griechischen Hippodrome waren deshalb breiter als die römischen, weil sich die Griechen mit der in Rom feststehenden Zahl von vier wettfahrenden Gespannen nicht begnügten. Wie viele aber gewöhnlich certirten, läßt sich nicht mehr nachweisen. Pindar erwähnt in einer pythischen Ode, daß Karrhobos, der Wagenlenker des kyrenäischen Königs Arkesilaos, allein von vierzig Genossen seinen Wagen unverletzt davon gebracht habe, und es klingt das zwar unglaublich, aber auf der anderen Seite kann man auch kaum begreifen, wie dann unter vierzig Wagenlenkern in mehreren Rennen nur ein einziger Sieger bleiben konnte. Denn daß bei jedem Rennen der Preis zuerkannt wurde, bezeugt die Nachricht, daß von den sieben Wagen, die der verschwenderische Alkibiades nach Olympia sandte, der erste, zweite und vierte Preis gewonnen wurde. Sophokles läßt, freilich in einem Wagenrennen der heroischen Zeit, zehn Gespanne auftreten, und

man thut wol am besten, anzunehmen, daß die Zahl der zugleich mit einander rennenden Gespanne sich nach der Gesammtzahl der angemeldeten richtete. Die Wagen waren in ihrer Konstruktion den Streitwagen des heroischen Zeitalters beinahe völlig gleich, zweirädrig, mit ovalen, hinten offenen Kästen, in denen die Wagenlenker standen. 270 Jahre lang wurde das in der fünfundzwanzigsten Olympiade eingeführte Wagenrennen mit Viergespannen gehalten. Dann wurden auch zweispännige Wagen zugelassen, und ein Vierteljahrhundert später kam das Rennen mit Füllen-Viergespannen und später auch Zweigespannen auf. Dagegen erhielt sich das Wettfahren mit Maulthieren nur kurze Zeit, weil es keinen angenehmen Anblick gewährte. Vom Dichter Simonides erzählt Aristoteles: Als ihm ein Sieger mit Maulthieren einen geringen Sold gab, wollte er nicht singen, weil es schmachvoll sei, Maulthiere zu besingen; als jener zur Genüge gab, sang er: „Heil Euch, Ihr Töchter der sturmgeschwinden Rosse!“ Ein meisterhaftes Bild des Wettrennens selbst liefert uns Sophokles in seiner Elektra in folgender Weise:

„Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Loose warfen und die Wagen ordneten:
Da schmettert' Erzdrommetenschall, fort stürzten sie,
Befeur'ten ihre Ross' im Flug, und schüttelten
Die Zügel; nun mit einmal war die Bahn erfüllt
Von lautem Wagenrasseln; hoch auf wölkte sich
Der Staub, es rannten alle durch einander hin
Und schonten nicht der Geißeln, um vorbeizufliehn
Die Räder und das schnaubend wilde Roßgespann.
Denn alle Rücken und zugleich der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt Orestes um die letzte Säul' herum,
Die Nabe stets hindrängend und dem rechten Roß
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.
Anfänglich gingen allzumal die Wagen gut,
Bis eines Arniers Ross' mit hartem Maul
In Sturmeseil ausrissen, und rechtshin gewandt

Den sechsten oder sieb'nten Lauf erfüllend schon,
Die Stirne rannten auf die Wagen Libya's,
Und nun zerschmettert' einer durch den Einen Fehl
Den andern, stürzte nieder, und zerbrochener
Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.
Dies sah der kluge Zügellenker aus Athen;
Drum lenkt' er auswärts, hemmt' der Rosse Lauf und ließ
Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
Auf diesen folgend, trieb Orestes sein Gespann
Als allerletzter, bauend auf des Kampfes Ziel.
Wie jener sah den Einen, der noch übrig war,
Da jagt er, hell aufdröhnend traf sein Ruf das Ohr
Der schnellen Renner, und in gleichem Laufe flohn
Die Beiden hin, nun dieser, nun der andre
Das Haupt von seinem Wagensitze vorgestreckt.
Und all' die andern Bahnen wohl vollendete
Der Arme sonder Fährde, fest auf festem Stand;
Da ließ er nach den Zügel, als das linke Roß
Sich wendend umbog und den Rand der Säule traf
Er unversehens; mitten brach die Nabe durch;
Vom Kranz des Wagens glitt er und verwirrte sich
Im langen Riemenzeug; und als er niederfiel,
Floh'n seine Rosse durch die Bahn in wilder Flucht."

Wie Sophokles hier andeutet, bewährte sich die Festigkeit der Hand, das sichere Auge des Lenkers hauptsächlich beim Umfahren der beiden Ziele, da es natürlich sein Vortheil erheischte, um Raum zu ersparen, hier den möglichst kleinen Bogen zu schneiden. Darum mußte aber auch das Drängen, die Verwirrung und die Gefahr an diesem Punkte stets am größten sein, und man nannte deshalb einen Altar (wahrscheinlich Poseidons), der entweder selbst das obere Ziel bildete oder demselben gegenüber am Erdwalle lag, Taraxippos, d. h. „Pferdeentsetzen". „Er hat die Gestalt eines runden Altars," schreibt Pausanias, „und wenn die Pferde daran vorüberlaufen, so ergreift sie ohne sichtbare Veranlassung große Furcht, und aus der Furcht geht Unruhe und Verwirrung hervor; daher denn hier oft die Wagen zerbrochen und die Wagenlenker verwundet

werden.“ Aus den Uebungsfahrten kannten natürlich die Pferde ihre Aufgabe ganz genau, und daß sie vor dem gefährlichen Wendepunkte scheueten, war also ganz natürlich. Laut schmetterten die Trompeten, wenn die Gefahr überstanden war, um Roß und Mann zu neuer Eile zu beflügeln; denn zwölfmal mußte die obere Zielsäule umkreist werden, wenn ausgewachsene Rosse, achtmal, wenn Füllen den Wagen zogen. Am Ende der Bahn genügte endlich der geringste Vorsprung, um den Sieg zu entscheiden. Befremdlich aber bei dem Wagenrennen und dem Prinzipe der gymnischen Agonen geradezu widersprechend, doch ganz mit der Sitte des modernen Sports harmonirend ist es, daß nicht die Wagenlenker, sondern die Besitzer der Gespanne den Kranz erhielten und als Sieger gefeiert wurden. Pindar hebt es in der ersten isthmischen Ode als außergewöhnlich hervor, daß Herodot von Theben selbst seine Rosse gelenkt: „Nun ich dem Herodotos ausrüste den Dank zu des Viergespannes Ruhm, weil er mit Fremdlings Händen nicht der Rosse Zügel lenkt.“ Als daher 420 v. Chr. die Spartaner nicht an den olympischen Spielen Theil nehmen durften und der Spartaner Lichas deshalb sein Gespann für ein der Stadt Theben gehöriges ausgegeben hatte, aber, als sein Wagenlenker siegte und Theben als Siegerin ausgerufen wurde, sich so weit vergaß, daß er hinabstieg und seinen Jockey mit der zum Kranze gehörenden Binde bekränzte, so ließen ihn die Hellanodiken mit Ruthen auspeitschen. So kam es denn, daß auch Abwesende siegen konnten, wie bei mehreren der oben genannten Könige erwiesen ist. Ja selbst Frauen gewannen den Kranz, wenn sie Wagen und Kutscher gesendet hatten. Die berühmteste Siegerin ist Kyniska, die Schwester des Agesilaos und von diesem selbst dazu veranlaßt. Außer ihr wird von Pausanias noch Belistiche, eine Makedonierin, und Euryleonis, eine Spartanerin, erwähnt. Aus Dankbarkeit ließen gewöhnlich die Sieger neben ihrer Statue auch die des siegenden Wagenlenkers aufstellen. Auch Kaiser Nero lenkte bei den olympischen Spielen persönlich sein

Zehngespann, warf dabei um, wurde wieder hineingehoben, mußte endlich vom Wettkampfe abstehen, wurde aber doch als Sieger bekränzt. Die Hellanodiken erhielten von ihm dafür ein Geschenk von 200,000 Sesterzen (ca. 14,000 Thlr.); leider nahm es ihnen der Kaiser Galba wieder ab!

Dem Wagenrennen sehr ähnlich war das Wettreiten, das bereits in der dreiunddreißigsten Olympiade eingeführt worden war. Beinahe vierhundert Jahre später begann der Schnellritt auf Fohlen. Auch Knaben durften sich beim Rennen zu Pferde betheiligen. Eine Zeit lang bestand eine eigene Art des Kampfes, die auf Stuten ausgeführt wurde, und bei welcher die Reiter zu Anfang des letzten Umrittes absprangen, das Pferd am Zügel nahmen und zu Fuß dem Ziele zueilten. Mehrere Renner haben sich bei den Nationalfesten der Hellenen unsterblichen Ruhm erworben. Von Hierons Siegesroß Pherenikos singt Pindar: „Wohlan, die dorische Harfe nimm von der Wand ob des Ruhmes des Pherenikos, des edelsten Renners, den Geist in wonniges Sinnen versenkt. Wie er dahinbraust dort am Alpheios, ohne stachelnden Sporn, die schöne Gestalt, seinen Herrn zum Siege tragend.“ Der Korinther Pheidolas hatte zwei Rosse, Lydos und Aura. Jenes siegte zweimal in Olympia und einmal auf dem Isthmos. Aura warf einst in Olympia gleich anfangs ihren Reiter ab, setzte aber als gutes Schulpferd das Rennen fort, bog richtig um die Zielsäulen, beschleunigte nach dem Trompetentusche ihren Lauf und blieb endlich als Siegerin vor den Hellanodiken stehen. Solche Rosse wurden dann auch im Alter sorgfältig gepflegt, anständig beerdigt und durch Bildnisse geehrt. Vielen wird es freilich auch gegangen sein, wie demjenigen, von welchem ein Epigramm sagt:

„An des Alpheios Ufern errang ich mir Kränze des Wettlaufs;
Zweimal ward ich gekrönt an dem kastalischen Quell.
Preisend verkündete mich auch Nemea; über des Isthmos
Rennbahn flog ich vordem, gleich dem beflügelten Wind.
Nun ach! wälz' ich im Alter den kreisumlaufenden Mühlstein
Hart vom Joche gedrückt, strahlenden Siegen zur Schmach.“

Die Zuschauer der olympischen Wettkämpfe hatten bei aller Annehmlichkeit des Schauspieles auch vieles Ungemach auszustehen. Schon vor Sonnenaufgang mußten sie sich ihre Plätze sichern; denn es scheint allenthalben an Platz gemangelt zu haben. Dies sowol als auch die Sitte, daß die Landsleute bei einander zu sitzen pflegten, erkennt man aus folgender von Plutarch mitgetheilten Anekdote. Ein Greis, der in Olympia die Spiele sehen wollte, fand keinen Platz. Er durchwanderte alle Sitzreihen, wurde aber überall mit Verachtung und Spott abgewiesen und Niemand rückte zur Seite. Als er aber zu den Lakedämoniern kam, standen alle Knaben und viele Männer auf und boten ihm ihre Plätze an. Da beklatschte die ganze Versammlung diesen Beweis von guter Sitte; der Alte aber sagte weinend: Wol kennen alle Hellenen das Schöne und Schickliche, aber nur die Lakedämonier üben es aus!" Zu dem Gedränge kamen aber noch die Sonnenhitze der heißesten Jahreszeit und die vom Sande aufwirbelnden Staubwolken. Bezeichnend genug für das zu Erduldende und höchst drollig zugleich ist, was Aelian von einem Sonderling erzählt: „Ein Mann aus Chios," schreibt er, „der auf seinen Sklaven zürnte, sagte zu demselben: Ich werde Dich nicht in die Mühle schicken, sondern nach Olympia mitnehmen! Er hielt es nämlich für eine viel bitterere Strafe, in Olympia als Zuschauer von den Sonnenstrahlen gebraten zu werden, als in der Mühle die Mühlsteine drehen zu müssen." Auch der Autor, welcher in einem dem Lukian fälschlich beigelegten Schriftchen die Makedonier zu einer Vorlesung in einer makedonischen Stadt einladet, verspricht denselben dort eine bessere Aufnahme, als „wie sie Olympia gewährt mit seinem engen Raume, seinen Zelten, seinen Buden und seiner erstickenden Hitze." Der weise Thales, der sich, dem hundertsten Jahre nahe, nach Olympia begeben hatte, soll sogar in Folge der Hitze und des Durstes gestorben sein. Das Aufregende des Anblickes und die lebhafte südländische Natur überhaupt veranlaßten die Zuschauer, ihren An-

theil an den Wettkämpfen auf die lauteste und ungestümste Weise zu äußern. Man sprang vom Sitze auf, um zu klatschen und suchte durch Schreien aufzumuntern. Isokrates z. B. sagt im Evagoras: „Ich werde dasselbe thun, was die Zuschauer bei den gymnischen Kämpfen; auch diese treiben nicht die zurückbleibenden Läufer durch Zurufe an, sondern die um den Sieg ringenden.“ Der Zusammenfluß so vieler Menschen aus den verschiedensten Gegenden gab aber auch Gelegenheit, ausgezeichneten Persönlichkeiten Aufmerksamkeiten und Huldigungen zu widmen. Wie später bei den nemeischen Spielen einst, wo Philopömen zugegen war, die ganze Festversammlung das Freiheitslied eines Virtuosen auf den hochsinnigen Helden des achäischen Bundes bezog und unter Beifallklatschen nach ihm hinblickte, so erhob sich das Publikum zu Olympia von seinen Sitzen, als Themistokles nach der Schlacht bei Salamis im Stadium erschien, schenkte ihm mehr Aufmerksamkeit als den Agonisten und zeigte ihn unter Bewunderung und Beifallklatschen den anwesenden Fremden, so daß er erfreut seinen Freunden gestand, er genieße nun die Frucht seiner Bemühungen um Hellas. Auch Platon soll bei seinem Erscheinen in Olympia Aller Augen auf sich gezogen und die schmeichelhaftesten Beweise der Gunst erhalten haben. Andere benützten die günstige Zeit, um aus der Dunkelheit zum Ruhme emporzusteigen, und produzirten vor den Augen und Ohren der müßigen Menge ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Besonders seit Ende des fünften Jahrhunderts wurde es Sitte, in Olympia Reden und Gedichte zu rezitiren. Bekannt ist, daß Herodot einen Theil seines Geschichtswerkes hier vorgelesen haben soll. Auch der berühmte Redekünstler Gorgias aus Sizilien ermahnte in einer Prunkrede die im peloponnesischen Bruderkriege begriffenen Hellenen zur Einigkeit gegen die Barbaren. Der eitle Sophist Hippias erbot sich einst, über jedes beliebige Thema sofort sprechen und alle an ihn gestellte Fragen beantworten zu wollen. Ja, um seine Befähigung zum Universalgenie zu doku-

mentiren, behauptete er, daß er nicht blos Geometrie, Musik, Literatur, Poesie, Naturgeschichte, Ethik und Politik gründlich verstehe, sondern auch seinen Ring, seinen Mantel, seine Schuhe eigenhändig verfertigt habe. Von Isokrates und Dion Chrysostomos sind die in Olympia gehaltenen Festreden sogar noch vorhanden. Nach Athenäus trug der Rhapsode Kleomenes die Sühnungslieder des Empedokles vor. Dionysios, der Aeltere, von Syrakus hatte die unglückliche Idee, ein Dichter sein zu wollen, worin ihn natürlich seine Hofschranzen bestärkten. Darum sendete er denn im Jahre 388 v. Chr. eine pompöse Festgesandtschaft zu den olympischen Spielen. Allein, obwol er seine Verse in des Aeschylos Schreibtafel geschrieben hatte und obwol die trefflichsten Deklamatoren und Sänger sie vortrugen, so ermüdete doch endlich der geistlose Inhalt die Zuhörer so, daß der gekrönte Dichter die schimpflichste Verhöhnung erntete. Als nun noch dazu die mitgesandten Gespanne im Hippodrom Fiasko machten und endlich das Schiff mit den Theoren an der italischen Küste Schiffbruch litt, behaupteten böse Zungen in Syrakus, die Gedichte des Tyrannen hätten den Pferden, den Deklamatoren und dem Schiffe Unheil gebracht; am Hofe hieß es aber natürlich: alles Schöne sei ein Gegenstand des Neides und erst später der Bewunderung! Endlich fanden auch Wettstreite von Herolden und Trompetern statt, wobei Preise ausgetheilt wurden, und Kaiser Nero schämte sich nicht, sich trotz seiner schwachen Stimme als Schreier hören zu lassen! Der merkwürdigste Trompeter der alten Zeit war wol Herodoros aus Megara, der auf zwei Trompeten zugleich das Trommelfell ergötzte und sechzehnmal in allen vier Nationalspielen siegte; freilich war der Mann auch sieben Fuß hoch und nahm nach Athenäus keine Kleinigkeit von Wein, Brot und Fleisch zu sich. Wie Lukian sagt, ließ der Maler Aëtion eine Gemälde, die Hochzeit Alexanders und der schönen Roxane vorstellend, in Olympia sehen und wurde dadurch der Schwiegersohn eines Hellanodiken, der, wie gewöhnlich, ein

reicher Mann war; und zur Zeit des Perikles hatte ebendaselbst der Astronom Oenopides aus Chios eine astronomisch-chronologische Tafel aus Erz aufgestellt, die einen Zeitraum von neunundfünfzig Jahren umfaßte. Auch ganze Staaten und Gemeinden benutzten die Gelegenheit, hier vor ganz Griechenland Bündnisse und Verträge zu schließen oder wenigstens öffentlich bekannt zu machen und die Festgesandtschaften waren deshalb wol oft mit politischen Missionen betraut. So ließen die Byzantiner an allen vier Nationalfesten durch Herolde verkünden, daß sie dem athenischen Volke aus Dankbarkeit einen goldenen Kranz gewidmet hatten, und die Bedingungen des durch Nikias zu Stande gekommenen Friedens standen auf Säulen gegraben in Olympia, Delphi und auf dem Isthmos.

Zu allen diesen Unterhaltungen, zu welchen die bereits erwähnten Opferfeierlichkeiten kamen, hatten die Theilnehmer Zeit, da zwischen den Spielen und der Bekränzung der Sieger, dem eigentlichen Ende des Festes, immer ein paar Tage lagen. In dieser Zeit entschied auch der olympische Senat in letzter Instanz über Beschwerden, die über die Urtheile der Hellanodiken an ihn gelangten. Bei den ersten olympischen Spielen sollen die Sieger noch Werthpreise erhalten haben. Dann wurde aber auf den Rath des delphischen Orakels der Kranz eingeführt; sogar den wilden Oelbaum im Haine Altis hatte der Gott bezeichnet, von dem die Zweige genommen werden sollten, und der bis in die späteste Zeit mit einer Einhegung umfriedigt war. Ein elischer Knabe, der beide Aeltern noch besitzen mußte, schnitt mit goldenem Messer die Zweige, von denen jeder einen Kranz gab. Mit Bändern geschmückt, wurden die Kränze, bevor sie vertheilt wurden, auf einem ehernen Dreifuße, später auf einem aus Gold und Elfenbein gearbeiteten Tische in der Vorhalle des Zeustempels ausgestellt. Einer der Hellanodiken hatte das Amt, der Sieger Häupter mit wollener Binde zu umwinden und darüber den Kranz zu setzen. Zugleich wurde nochmals durch den Herold Name und Vaterland

der Sieger den Anwesenden kund gethan. Unter die allgemeinen Ausbrüche der Freude und Bewunderung mischte sich zuweilen das Zischen der Bürger von solchen Staaten, die mit dem Heimathslande der Gekrönten in Feindschaft lebten. Zuweilen ist es auch vorgekommen, daß sich Athleten als aus einer fremden Stadt gebürtig angaben, von der sie Geschenke bekommen hatten. Dionys soll öfter in Olympia Bestechungsversuche gemacht haben, um seiner Hauptstadt das Glück und den Ruhm des Sieges zuzuwenden. Denn obgleich, wie Xenophon den Simonides zu Hieron sagen läßt, keine Waare wohlfeiler war, als was die Menschen durch Siegespreise erkauften, so umfaßte doch ein olympischer Olivenkranz bis in die spätesten Zeiten den Inbegriff der höchsten menschlichen Glückseligkeit. Dem hochbegeisterten, tief religiösen Sänger der bei den Nationalfesten gewonnenen Siege, Pindar, erscheint der Sieger als ein Gottbegünstigter, der die Säulen des Herakles erreichte, von wo den Sterblichen verboten ist, weiter vorzubringen; ja er warnt glückliche Fürsten vor Uebermuth, der auf der Höhe des errungenen Glückes sich leicht einstellte. Selbst einem der sieben Weisen Griechenlands, Chilon, brachte die Freude über den Sieg seines Sohnes den Tod, und auch der Rhodier Diagoras, der, als Olympionike zwei seiner Söhne siegen sah, gab den Geist auf, als im Stadium zu Olympia die Jünglinge ihn umarmten und ihre Kränze auf sein Haupt setzten, während das Volk jauchzte und ihn mit Blumen überschüttete. Ein Spartaner hatte ihm vorher zugerufen: „Stirb, Diagoras! denn Du wirst doch nicht in den Himmel steigen!“ Im Rausche der Freude, unter Flötenklang und begleitet von der Menge, zogen die Sieger nach der Preisvertheilung nach den Opferaltären, um den Göttern ihre Spenden darzubringen. Hier sowol als bei dem großen Festmahle, welches die Eleer ihnen zu geben pflegten, wurden von Chören Siegeslieder, die theils älteren Ursprunges, theils von ausgezeichneten Dichtern, wie Pindar, Simonides, Euripides, neu gedichtet waren, abge-

sungen. Diese Gesänge wurden beim Einzuge der Sieger in ihre Städte wiederholt und offiziell aufbewahrt, wie z. B. Pindars Siegeshymne auf Diagoras zu Knidos im Tempel der Athene mit goldenen Buchstaben geschrieben prangte. Nach dem öffentlichen Schmause bewirtheten die Sieger ihre Freunde auf eigene Kosten, und reiche Leute dehnten die Einladung zuweilen auf alle Anwesenden aus. Es thaten dies z. B. Alkibiades, und Leophron, und vor diesen der reiche Kallias. Dem Themistokles wurde es zum Vorwurfe gemacht, daß er bei einem solchen Schmause die Gäste nur mit kaltem Fische bewirthet hätte. Empedokles aber, der Großvater des gleichnamigen Philosophen, der als Pythagoräer sich blutiger Opfer und Fleischspeisen enthielt, ließ aus Myrrhen, Weihrauch und anderen köstlichen Gewürzen ein Rind formen und vertheilte dieses unter die Festgäste. Wie schon erwähnt, war mit dem Siegeskranze zugleich das Recht verbunden, seine Statue im heiligen Bezirke aufstellen zu lassen, wobei aber, wie Plinius erwähnt, erst beim dritten Siege das Privilegium hinzukam, der Bildsäule Porträtähnlichkeit geben zu lassen. Die Menge der Standbilder in der Altis muß erstaunlich groß gewesen sein. Pausanias zählt zweihundert und einige dreißig Statuen von Kämpfern auf; es waren dies aber, wie er ausdrücklich bemerkt, nur die hervorstechendsten. Der ältere Plinius sagt, daß sich noch zu seiner Zeit dreitausend Bildsäulen auf Rhodos und nicht weniger in Athen, Delphi und Olympia befunden hätten. Wenn übrigens Sueton berichtet, daß Nero, um zu Olympia als einziger Sieger in Andenken zu bleiben, die Standbilder der Sieger der Vorzeit habe niederreißen lassen, so mildert Dio Kassius dies dahin, daß er den berühmten, aber schon hochbetagten Athleten Pammenes zwang, mit ihm zu kämpfen, und nach Besiegung desselben auch seine Bildsäulen umstürzen ließ.

Noch größere Ehre und Verherrlichung als am Schauplatze ihrer Thaten erwartete die Sieger auf der Rückkehr in befreundeten Städten und besonders bei der Ankunft in ihrer Vater=

stadt. Cicero sagt in einer Rede, daß ein Olympionike in Hellas beinahe höher geehrt worden sei, als ein Triumphator in Rom, und dies ist fast keine Uebertreibung. Von Freunden und Verwandten zu Roß und zu Wagen begleitet und von der Volksmenge umjubelt, in prächtigem Gewande auf einem hohen, von vier weißen Rossen gezogenen Wagen sitzend, hielt er seinen Einzug und zwar gewöhnlich durch eine besonders dazu bereitete Bresche in der Stadtmauer, weil, wie Plutarch sagt, in einer Stadt, die solche Männer besäße, keine Mauern nöthig wären. Den Wettläufer Epänetos holten die Agrigentiner nach Diodor mit dreihundert weißen Zweigespannen ein! Nero kopirte die griechische Sitte genau; denn über seinen Einzug in Rom liest man bei Dio Kassius: „Bei seinem Einzug wurde ein Stück der Stadtmauer niedergerissen und ein Theil der Thore abgebrochen, weil beides zu Ehren der Sieger in den Wettkämpfen so zu geschehen pflegt. Voran zogen Männer mit Siegeskränzen, die er gewonnen hatte; ihnen folgten andere mit Täfelchen an Stangen, auf welchen der Name und der Ort des Wettkampfes geschrieben stand, auch daß Kaiser Nero der erste aller Römer war, der seit ewigen Zeiten die Siegespalme errungen. Hierauf kam er selbst auf einem Triumphwagen in einem goldgestickten Purpurgewande, das Haupt mit einem Olivenkranze geziert, den pythischen Lorbeerkranz in der Hand haltend. So zog er, von Soldaten, Rittern und Senatoren begleitet, nach dem Kapitol, während die ganze Stadt mit Guirlanden behängt und von Wohlgerüchen durchduftet war und das ganze Volk schrie: „„Heil Dir, olympischer, pythischer Sieger!““ Auch in der Heimath erforderte es der gute Ton, daß der Sieger seinen Bekannten einen Festschmaus gab, der freilich wol gewöhnlich, wie ein von Demosthenes erwähnter, den Chabrias in der kleinen attischen Ortschaft Kolias veranstaltete, mit allgemeiner Trunkenheit endigte. Bei den bloßen Ehrenbezeigungen, zu welchen noch das Recht des Vorsitzes bei allen öffentlichen Festspielen und in Sparta die Ehre hinzukam,

in unmittelbarer Nähe des Königs in der Schlacht fechten zu dürfen, hatte es aber nicht sein Bewenden. Bereits zu Solons Zeit wurden den Olympioniken 500 Drachmen (125 Thlr.) aus dem Staatsschatze als Prämie gereicht. Hierzu kamen auch noch lebenslängliche Pensionen. Plutarch erzählt, daß die Athener einer Enkelin des Aristides zu ihrem Unterhalte so viel gegeben hätten, als den olympischen Siegern. Außerdem wird vielfach von öffentlicher Speisung derselben im Prytaneion gesprochen. Der komische Dichter Timokles z. B. vergleicht in einem Fragmente bei Athenäus die Parasiten oder Schmarotzer mit den Siegern, als Kostgängern an dieser Staatstafel. Doch scheint es beinahe, als wären nur die Sieger des Hippodroms hier gespeist worden, da Sokrates, der bekanntlich seinen Richtern gegenüber die Speisung im Prytaneion als Belohnung für seine Lebensweise beanspruchte, ausdrücklich bei Platon sagt: „Ein solcher Mann ist viel mehr werth, im Prytaneion beköstigt zu werden, als wenn Jemand von Euch mit dem Rennpferd oder dem Viergespanne, oder dem Zweigespanne gesiegt hat!“ Auch in der römischen Kaiserzeit dauerten die Jahrgelder der Sieger fort, und ein Reskript der Kaiser Diokletian und Maximian bestätigte noch Allen, die drei Kränze sich erworben hätten, Freiheit von allen Staatsleistungen. Wahrscheinlich haben diese Privilegien bis zur Einstellung der hellenischen großen Festspiele gegolten, die im sechzehnten Regirungsjahre des Kaisers Theodosius erfolgte.

Dem olympischen Feste kam an Bedeutung das pythische am nächsten. Der Schauplatz desselben war die südwestlich von Delphi, dem durch den Apollodienst, das Orakel und die Amphiktyonen so wichtigen Centralpunkte Griechenlands, gelegene, dem Apollo geweihte, kahle krissäische Ebene. Außer dem Stadium, das tausend Fuß lang war, und dem Hippodrom gehörte das Theater hier, wo auch musikalische Wettkämpfe stattfanden, speziell zu den Festräumlichkeiten. Demetrios Poliorketes hielt einmal die pythischen Spiele in Athen, weil die Aetolier die

delphischen Pässe besetzt hielten. Stattliche Aufzüge, Festschmäuse, Gesang und Tanz sind wie überall, so gewiß auch hier mit den Hauptfesten des hochberühmten Tempels schon in uralter Zeit verbunden gewesen, und sicher hat die Sage Recht, welche den musikalischen Theil der Spiele als den ältesten bezeichnet und aus dem Gesange eines Festhymnus auf den delphischen Gott, als Vorsteher der Musen, hervorgehen läßt. Vor dem ersten heiligen Kriege wurde das pythische Fest alle neun Jahre gefeiert; die delphische Priesterschaft hatte dabei den Vorsitz, und es fand blos ein Wettstreit zwischen Sängern statt, die sich selbst auf der Zither zu begleiten hatten. Dann nahm aber der delphische Amphiktyonenbund die Leitung dieses Nationalfestes in die Hand, verwandelte die Feier in eine im fünften Jahre wiederkehrende und fügte das mit Gesang verbundene Flötenspiel, aber auch die üblichen gymnischen und ritterlichen Kämpfe hinzu. Die Feier fiel stets in das dritte Olympiadenjahr, und zwar wahrscheinlich in die Herbstzeit. Die Verkündigung des Gottesfriedens ging auch hier voraus, und laut einer Inschrift mußten sich die Festgesandtschaften der zur Amphiktyonie gehörenden Staaten beinahe sechs Monate vor dem heiligen in Delphi einfinden. Der thessalische Fürst Jason, der um das Jahr 370 v. Chr. im Sinne hatte, die pythischen Spiele selbst zu leiten, bestimmte jeder seiner Städte die Zahl der zu liefernden Opferthiere, setzte einen goldenen Kranz als Prämie für den schönsten Stier aus und hoffte, nicht weniger als 1000 Rinder, und mehr als 10,000 Schweine und Ziegen zusammenzubringen. Ihre Festgesandten zu Delphi wählten die Athener aus dem Senate, und, wie Demosthenes in einer Rede andeutet, wurden sie von den sechs Archonten, die Thesmotheten hießen, begleitet. Die pythischen Gesandtschaften müssen sehr zahlreiches Personal gehabt haben; denn Herodot erzählt, daß allein die Chier einst einen Chor von 100 Jünglingen zum Feste schickten. Plutarch erwähnt des traurigen Schicksales einer nach Delphi bestimmten peloponnesischen Festgesandtschaft, die auf megarischem Gebiete mit

Weibern und Kindern in ihren Wagen am Ufer eines Sees übernachteten und von betrunkenen Megarensern mit den Geschirren ins Wasser gestürzt wurden, so daß viele Personen umkamen. Die Amphiktyonen bestraften darauf die Verletzer des Festfriedens mit Tod und Verbannung. Nachdem die Amphiktyonen die Leitung der pythischen Spiele an sich genommen hatten, bestellten sie jedes Mal, wie es scheint, aus ihrer Mitte besondere Administratoren und Kampfrichter. Außerdem traf auch die Versammlung der amphiktyonischen Gesandten selbst, die jährlich zweimal gehalten wurde, mit den Pythien zusammen, wie sich schon aus einer Stelle des Aeschines ergiebt, wo es heißt: „In wenigen Tagen werden die pythischen Spiele gehalten werden und der hellenische Kongreß zusammentreten.“ Natürlich wurde auch in Delphi die Einschreibeliste der Agonisten nur eine bestimmte Zeit offen gelassen, und Plutarch gedenkt in seinen Tischgesprächen eines Musikers, der zu spät angelangt und deshalb ausgeschlossen worden war. Die Wettkämpfe begannen mit dem musischen Theile, als dem ältesten. Voran ging das Kitharspiel mit Gesang. Schönheit der Stimme neben vollkommener Beherrschung des Instrumentes wurde hier gleichmäßig verlangt, und Pausanias erzählt, daß der berühmte Dichter Hesiod nicht zugelassen wurde, weil er nicht genug des Kitharspieles kundig war. Dagegen kam es weniger auf den Vortrag eigener Komposition an; denn Pausanias sagt von dem Sieger Eleuther, daß er mit starker und wohltönender Stimme einen fremden Gesang vorgetragen habe. Recht veranschaulicht wird das Auftreten der Kitharöden im Theater durch eine Erzählung, die sich in der dem Lukian beigelegten Schrift gegen einen wissenschaftliche Bildung affektirenden Geldbrozen findet. Euangelos aus Tarent, einen reichen und einfältigen Mann, plagte die Ruhmsucht, und da sein Körper zu den gymnastischen Künsten untauglich war, so ließ er sich von seinen Speichelleckern überreden, sein Heil mit der Musik zu versuchen. Weil die Barden in besonderer Kleidung und bekränzt aufzutreten

pflegten, so ließ er sich einen goldenen Lorbeerkranz mit Smaragdbeeren fertigen und betrat das Theater zu Delphi, eine Laute von reinem Golde und mit Edelsteinen besetzt in der Linken, mit goldgesticktem Purpurgewande, nicht geringe Erwartung bei den Zuschauern erweckend. Zwei Mitbewerber waren vorhanden und das Loos wies ihm die zweite Stelle an. Thespis erntete Beifall. Als nun aber der geputzte, strahlende Tarentiner begann, brach das Publikum in ein schallendes Gelächter aus, weil er mit dünner und ungehobelter Stimme sang und bei den ersten Griffen drei Saiten zersprengte, und die Kampfrichter ließen ihn mit Ruthen hinauspeitschen. Der Eleer Eumelos, dessen Instrument alt und mit hölzernen Wirbeln versehen, dessen Kleidung sammt dem Kranze kaum zehn Drachmen werth war, gewann dann den Sieg. Der Gesang mit Flötenbegleitung wurde sehr bald wieder abgeschafft, weil er den Kampfordnern zu elegisch und traurig zu sein dünkte. Außerdem ließen sich aber später Kitharspieler und Flötisten ohne Gesang hören. Den Flötenspielern wurde dabei zur Bedingung gemacht, eine eigene, nach einem voraus bestimmten Schema gearbeitete Komposition zu liefern, welche nach Strabon den Kampf Apollons mit dem Drachen Python zum Vorwurf hatte und aus fünf Theilen bestand, nämlich dem Vorspiel, dem Angriffe, der Aufmunterung, der Schmähung, dem daktylischen Siegeslied und dem Zischen des verendenden Drachen. Man sieht also, daß die epische Tonmalerei der modernen Musik keinen Anspruch auf Neuheit der Erfindung hat! Die gymnischen Kampfarten und das Wettrennen der Rosse wurden wie in Olympia zur Aufführung gebracht, und wie dort gingen den Kämpfen der Männer stets die der Knaben voraus. Später fügte man zu den musikalischen Wettkämpfen auch poetische hinzu. Aber man bereute es; denn, wie Plutarch sagt, drängten sich nun, wie durch ein geöffnetes Thor, Ohrenweiden aller Art zu und die Kampfrichter kamen in mannigfache Verlegenheit und zogen sich viele Feindschaften zu, besonders von den Schrift-

stellern zweiten Ranges, die immer auf Abschaffung dieser Konkurrenz drangen, weil sie die Koryphäen ihrer Kunst beneideten und selbst am Siege verzweifelten. Die Sieger erhielten sofort den symbolischen Palmzweig, wie auch bei den isthmischen und nemeischen Spielen und später Lorbeerkränze, deren Zweige ein Knabe unter Flötenspiel aus dem berühmten Thal Tempe holte. In der späteren Zeit werden auch Aepfel von den dem Gotte geheiligten Bäumen als Preise erwähnt.

Die nemeischen und isthmischen Spiele wurden in so geringer örtlicher Entfernung von einander gefeiert, daß ein guter Fußgänger bequem in einem Tage von dem einen Schauplatze den andern erreichen konnte. Das Thal Nemea, wo Argos die Jo bewacht, Herakles den Löwen erlegt haben sollte, lag südwestlich von Korinth in der Landschaft Argolis. In einem Cypressenhaine, der auch einen Tempel des nemeischen Zeus in sich schloß, fand das Fest statt. Die Geschichte desselben bis in die Sagenzeit zurückzuverfolgen, ist von geringem Interesse. Die Wettkämpfe entwickelten sich hier ebenfalls aus einer rein religiösen Festfeier; aber erst spät, um 500 v. Chr. gelangten die Nemeen als Nationalfest zu allgemeiner Anerkennung. Sie kehrten, wie die Isthmien, alle zwei Jahre wieder und wurden abwechselnd im Frühjahr und Herbst oder Winter abgehalten. Da Nemea im Gebiet der Stadt Kleonä lag, so hatten ursprünglich die Kleonäer die Besorgung und Leitung des Festes. Bald aber bemächtigten sich die Argiver der Oberherrlichkeit und behielten mit Ausnahme einer kurzen Zwischenperiode die Oberaufsicht. Da das politische Verhältniß zwischen Argivern und Spartanern fast stets ein gespanntes war, so machten sich jene bei drohendem Kriege zuweilen den Gottesfrieden zu Nutzen und ließen ihn durch die festlich bekränzten Herolde auch zu ungesetzlicher Zeit ansagen. Der spartanische König Agesipolis fragte aber einst in einem solchen Falle (390 v. Chr.) den olympischen Zeus und den delphischen Apollon um Rath und machte dann mit Erlaubniß beider

Götter seinen Einfall ins Land. Später, als die Achäer unter Aratos Kleonä besetzt hielten, wurden die nemeischen Spiele doppelt, nämlich in Nemea und Argos gehalten. „Damals", sagt Plutarch, „geschah es zum ersten Male, daß man die öffentliche Freiheit und Sicherheit, welche denjenigen, die sich bei solchen Spielen in Wettstreite einließen, gewährt wurde, verletzte, indem die Achäer Alle, die den nemeischen Spielen in Argos beigewohnt hatten und durch ihr Land zogen, auffingen und als Kriegsgefangene verkauften." Daß Festdeputationen von anderen Staaten nach Nemea geschickt wurden, beweist hinreichend des Demosthenes Beispiel, der selbst Vorstand einer nemeischen Gesandtschaft war. Die Spiele bestanden, wie die pythischen, aus musikalischen, gymnischen und ritterlichen Kämpfen. Auch hier traten Kitharöden auf, und es war ihnen ebenfalls erlaubt, sich fremder Kompositionen zu bedienen. Wenigstens erzählt Plutarch, daß während der Abwesenheit Philopömens Pylades aus Megalopolis „die Perser", ein Lied vom Milesier Timotheos, gesungen habe. Der Siegespreis war in Nemea ein Eppichkranz.

Die isthmischen Spiele endlich haben an Glanz und Ansehen wol die nemeischen übertroffen. Die treffliche Lage Korinths auf dem Mittelpunkte zweier sich kreuzenden Weltstraßen, sein Reichthum und sein behäbiges Leben voll sinnlicher Genüsse wird natürlich die Anziehungskraft des auf der Landenge, neben dem im heiligen Fichtenhaine liegenden Heiligthume Poseidons gefeierten Festes verstärkt haben. Darum heißt es bei Strabon ausdrücklich, daß die Zahl der Besucher zur Festzeit sehr groß gewesen sei, und Livius sagt vor der Schilderung des Eindruckes, den die auf Befehl des römischen Feldherrn Quinctius Flaminius erfolgte Unabhängigkeitserklärung Griechenlands im Jahre 196 hervorbrachte: „Es war nun das isthmische Fest herangekommen, das immer auch sonst zahlreich besucht war, nicht nur wegen der jenem Volke angeborenen Schaulust, sondern auch weil wegen der günstigen Lage des Ortes, der vermittelst zweier

verschiedener Meere alle Bedürfnisse herbeischafft, ein Sammelplatz für die ganze Welt, eine Messe für Griechenland und Asien hier stattfindet." Dion Chrysostomos erwähnt deshalb Zuschauer aus Italien, Sizilien, Libyen, Thessalien, Kleinasien und vom Dnepr. Selbst Sokrates, der sonst nie sein Vaterland verlassen hatte, reiste einmal nach dem Isthmos, sowie auch die Dichter Aeschylos und Jon unter den Besuchern genannt werden. Die mythische Urgeschichte der Isthmien ist ungemein reich und geht in phantastischen Sprüngen bis auf die Götterwelt zurück. Doch scheint der anfängliche Kult des Melikertes oder Melkarth, des phönikischen Herakles, auf dem Isthmus durch den ionischen Poseidon verdrängt worden zu sein, und Theseus wird als Gründer der dem Poseidon geheiligten Wettkämpfe angesehen. Wie Plutarch berichtet, brachten Hellanodikos und Andron aus Halikarnaß mit dieser Stiftung das spätere Recht der Athener in Verbindung, den Ehrensitz bei den Spielen auf der korinthischen Landenge einzunehmen und so viel Platz zu beanspruchen, als das ausgespannte Segel des Theorenschiffes deckte. Für die frühere Celebrität der Isthmien spricht auch die Nachricht Plutarchs, daß Solon jedem Sieger auf dem Isthmos hundert Drachmen als Belohnung ausgesetzt habe.

Die Anordnung und Leitung der Spiele hatten die Korinthier; aber als im Jahre 392 v. Chr. die Argiver Korinth inne hatten, trafen sie im heiligen Monate Anstalten, die Isthmien anzustellen, wurden aber vom heranrückenden Spartaner Agesilaos daran verhindert, der nun mit den zurückkehrenden Korinthiern das Fest in der herkömmlichen Weise feierte. Dennoch hielten die Argiver nach seinem Abzuge das Fest noch einmal, und so kam es, daß in jenem Jahre Manche zweimal in derselben Kampfart den Sieg davon trugen. Nach Korinths vandalischer Zerstörung übernahm Sikyon die Leitung der Isthmien, bis Cäsar den Wiederaufbau der Stadt vermittelte und den Korinthern ihr altes Recht zurückgab. Auf eine alte

Rivalität zwischen den olympischen und isthmischen Spielen weist es hin, daß die Eleer das isthmische Fest nicht offiziell beschickten und daß keine Kämpfer aus Elis hier zugelassen wurden.

Die Bestandtheile der Wettkämpfe waren dieselben, wie in Olympia, nur daß später auch ein musischer Agon hinzutrat. Plutarch erwähnt, daß sogar eine Dichterin, Aristomache aus Erythrä in Jonien, auf dem Isthmos gesiegt habe. Hinsichtlich des Zeremoniels bei Eröffnung der Spiele erfahren wir aus Livius, daß ein Herold mit einem Trompeter mitten in das Stadium trat, „von wo aus mit hergebrachter Formel die Spiele angesagt zu werden pflegten“, und nach einigen Trompetenstößen auszurufen begann. Den isthmischen Siegespreis pflegt man sich nach Schillers bekannter Romanze als Fichtenzweig vorzustellen. Allein erweislich ist der an Poseidons Dienst erinnernde Fichtenzweig erst in der Zeit Plinius, des Aelteren, wenn auch Plutarch in den Tischgesprächen behauptet, er sei damals nur wieder in sein altes Recht eingesetzt worden. Vorher wird stets der Eppichkranz genannt. Pindar erwähnt denselben mehrere Male, und auch Plutarch schreibt in seinem Timoleon: „Korinth krönte damals (um 336 v. Chr.) die Sieger in den isthmischen Spielen mit Eppich und hat einen Eppichkranz von langen Zeiten her für heilig gehalten. Denn man hat erst nach Timoleons Zeit angefangen, die Ueberwinder in den isthmischen Spielen mit einem Fichtenkranze zu belohnen.“ Ibykos, der lyrische Sänger, lebte aber ums Jahr 536. Diogenes, der Kyniker, welcher sich auch sonst über alle Schranken des Anstandes und der Sitte hinwegsetzte, spazirte einst mit einem Eppichkranze auf dem Haupte unter der Festversammlung herum, wurde aber von den Kampfrichtern bedeutet, diese Gesetzwidrigkeit sein zu lassen. Aus derselben Zeit erzählt Dion Chrysostomos, daß sich im Tempel Poseidons viele Sophisten versammelten, mit lauter Stimme sich bemerkbar zu machen suchten und einander haranguirten. Geschichtschreiber und Dichter

trugen ihre, größtentheils geschmacklosen Produkte vor; außerdem gab es aber auch Zeichendeuter, Gaukler und endlich Rhetoren, die verwickelte Rechtsfälle explizirten.

Bei aller Anerkennung, die man dem Bestreben der Hellenen zollen muß, die leibliche Trefflichkeit, welche bei den National=festen durch Proben höchster Kraft und Gewandtheit zu beweisen war, mit ewigem Ruhm und glänzender Ehre auszuzeichnen, kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß, auch abgesehen von der Entartung der Athletik, in der Vergötterung der gym=nastischen Kunst eine einseitige Uebertreibung lag, die durch die theilweise eingeführten musischen Elemente nicht ausgeglichen wurde. Und dies hat man auch im Alterthum gefühlt. Schon Isokrates wagt es, gleich im Eingange seiner panegyrischen Rede zu sagen: „Bereits oft habe ich mich gewundert, daß diejenigen, welche die Festversammlungen zusammenberufen und die gymnischen Kämpfe eingerichtet haben, die Trefflichkeiten der Körper so großer Geschenke würdigten, denjenigen aber, die für das Gemeinwohl auf eigene Hand sichs sauer werden lassen und ihre geistigen Kräfte so ausbilden, daß sie damit auch den Uebrigen nützen können, keinerlei Ehre zuertheilen, während sie auf dieselben noch mehr Bedacht hätten nehmen sollen. Denn wenn auch die Athleten zweimal so viel Kraft als solche Leute erwerben, so fällt ja für die Anderen nichts davon ab; von einem einzigen, mit Klugheit begabten Manne dagegen können Alle Vortheil ziehen, wenn sie an seiner Einsicht Theil nehmen wollen.“ Noch stärker lautet das Urtheil des von Euripides nachgeahmten, von dem Werthe der Weisheit tief durchdrungenen Xenophanes aus Kolophon:

„Eitelen Sinnes hat dies man festgesetzt: denn es ist unrecht,
Höher als würdige Kunst schätzen des Leibes Gewalt.
Nicht ja wenn kundig des Fäustegefechts bei den Völkern ein Mann wohnt,
Oder des Fünfkampfs auch, oder im Ringen gewandt,
Oder begabt mit der Füße Geschwindigkeit; welches der Kräfte
Zierde man nennt, so viel Männer entfalten im Kampf,

Wird im gesetzlichen Segen darob mehr blühn die Gemeinde:
Wenig Gewinn für die Stadt kann sich ergeben daraus,
Wenn wettkämpfend ein Bürger gesiegt an den Ufern des Pisas,
Denn dies füllet mit Gut nimmer die Speicher des Staats."

Was nun aber endlich noch den Einfluß betrifft, den diese Feste auf das nationale Gesammtbewußtsein der hellenischen Kleinstaatsbürger ausübten, so lassen sich allerdings keine bestimmten Fälle in der Geschichte aufzeigen, wo durch dieselben zwischen größeren Staatenkomplexen eine Einigkeit herbeigeführt oder zwischen befehdeten Stämme Friede gestiftet worden wäre. Genützt aber haben sie sicherlich im nationalen Sinne, als ein alle zerstreuten hellenischen Elemente umschlingendes, gemeinsames Band, während so viele Hebel thätig waren, die Nation zu spalten. Aus dem Gottesfrieden der Feste entwickelte sich allmählich eine Art von Völkerrecht, und Viele vergaßen, wie Isokrates hervorhebt, ihre Feindschaften, um sich zu gemeinschaftlichen Opfern und Gebeten zu vereinigen, altes Gastrecht zu erneuen, neue Verbindungen anzuknüpfen und auf diese Weise „Saaten des Wohlwollens für künftige Zeiten auszustreuen". Im Bewußtsein derselben Sitte, Freude, Sprache, mußten sie sich auch als zusammengehörig, als Söhne eines Vaterlandes fühlen und dieser Vortheil war schon bedeutend genug.

X.

Wein und Bier.

Der Genuß des edeln Rebensaftes regt wol einerseits alle Leidenschaften und Begierden des Menschen gewaltig auf und kann denselben herabwürdigen, ja bis zum Thiere erniedrigen; andererseits aber kräftigt und stärkt er nicht nur den Körper, sondern beseligt und erhebt auch das Gemüth und befähigt es zur Erfassung höherer Lebenstendenzen. Der Weinstock ist daher fast bei allen Nationen ein stehendes Symbol der Veredelung, ein Merkmal der Zivilisation, und besonders die Griechen haben auf den vom Weine bewirkten Erregungsprozeß eine an poetischen Anschauungen reiche Religionsform gegründet und das physische Walten des Dionysos zu psychischer Reinigung und Läuterung verklärt. Schon im heroischen Zeitalter war die Kultur der Rebe allgemein verbreitet; mehrere Gegenden und Städte nennt Homer „weinreich“ und „vieltraubig“, und von den rohen Kyklopen erwähnt er es besonders, daß sie den Weinstock nicht pflanzten. Wie in der Folgezeit war auch bereits der Wein allgemeines Getränk. Nicht nur in den Palästen der Fürsten, an der Tafel der üppigen Freier Penelopes, im Lager der Soldaten war der „brandfarbige, röthliche Wein“

unentbehrliche Zugabe des Mahles, sondern auch die ärmere Klasse versagte sich nicht den Genuß desselben. Der treue Schweinhirt Eumäos bewirthet den in Bettlergestalt vorsprechenden Odysseus neben dem sonst gering geachteten Ferkelbraten mit Wein, und selbst seine Unterknechte trinken denselben aus ihren Holzbechern. Und wie hoch eine edle Sorte geschätzt wurde, beweist deutlich die Schilderung des Weines, durch welchen Odysseus den Kyklopen Polyphem berauscht, und den er im thrakischen Ismaros vom Fürsten Maron zum Geschenke erhalten hatte. „Süß war er und unverdünnt, ein göttliches Getränk. Ihn kannte weder der Sklaven noch der Diener einer im Hause, sondern nur er selbst und die liebe Gattin und die Schaffnerin allein. Wenn er diesen trank, den honigsüßen Rothwein, goß er davon einen vollen Becher an zwanzig Maß Wasser; ein süßer Geruch duftete aus dem Mischkessel, ein herrlicher; dann war es nicht angenehm sich des Trinkens zu enthalten.“ Die märchenhafte Stärke dieses Weines findet in der späteren Zeit einen Pendant an dem samagoreischen, von dem Aristoteles behauptet hat, daß von drei Kotylen (= $^3/_4$ preuß. Quart) über 40 Mann benebelt worden seien! Als einen starken Rothwein bezeichnet auch Homer den pramnischen, der nach Plinius bei Smyrna seine Heimath gehabt haben soll. Das Mischen des Weines mit Wasser, welches nach einer Sage der uralte attische König Amphiktyon von Dionysos selbst gelernt haben soll, war eine Nothwendigkeit, die durch die Beschaffenheit des feurigen und erhitzenden Rebensaftes, den die südliche Sonne an den Abhängen der griechischen Gebirge zeitigte, und durch die massenhafte Produktion desselben geboten war. Das Mischungsverhältniß giebt Homer nicht an. Hesiod gestattet aber nur einen Theil Wein zu drei Theilen Wasser. Daß sogar die Heroenkinder recht bald an den Wein gewöhnt wurden, zeigt das Beispiel des Achilleus, den sein Erzieher Phönix in zarter Jugend auf dem Schooße fütterte und trotz alles Sprudelns mit Wein traktirte! Ebenso auffallend für

uns ist es, daß die Königstochter Nausikaa einen Schlauch Wein mitnimmt, wenn sie mit ihren Mägden zum Waschplatz fährt, wenn wir es auch eher in Ordnung finden, daß ihre Mutter Arete dem Abschied nehmenden Odysseus mit dem ihr überreichten Becher Bescheid thut. Auf den Imbiß freilich, den man zu jener Zeit zum Weine nahm, würden wir gern verzichten; aber die Zwiebeln entbehren ja im Süden und Osten Europas des beißenden Geschmackes ihrer nördlichen Schwestern, und es kann wol sein, daß sie den Wohlgeschmack des Weines zu erhöhen im Stande waren. Da ein ausgezeichneter Appetit und ein demselben entsprechender Durst die homerischen Helden beglückte, so mögen sie wol in ihrer Art dem Dionysos reichlich genug geopfert haben; am meisten aber dem Genusse des Weines gewogen scheint der jugendliche Greis Nestor gewesen zu sein. Wenigstens beginnt das vierzehnte Buch der Ilias mit den Worten: „Dem Nestor aber entging der Schlachtlärm nicht, so sehr er auch mit Trinken beschäftigt war," und unter seinem Feldgepäck befand sich ein kunstvoll gearbeiteter, niedlicher Pokal, von dem es heißt: „Ein Anderer bewegte ihn mit Anstrengung vom Tische, wenn er gefüllt war; Nestor, der Greis, aber hob ihn ohne Mühe empor."

In der historischen Zeit wurde der Wein ebenfalls in solchem Ueberflusse gebaut, daß er das allgemeinste, ja einzige Getränk der Hellenen außer dem Wasser bildete. Selbst der Handwerker und Sklave trank seinen Wein, wenn auch geringen, zuweilen aus den Weinträbern nachgebrauten. So sagt Demosthenes in der Rede gegen Lakritos: „Sowol die koische Weinladung, aus 80 Krügen abgestandenen Weines bestehend, als auch die Salzfische wurden auf dem Schiffe von Pantikapäon nach Theodosia verschifft für einen Landwirth, der damit seine Feldarbeiter beköstigen wollte." Ein solcher Grüneberger war auch der korinthische Landwein, den der Komiker Alexis „ein Folterinstrument" nennt. Die Preise des Weines waren unverhältnißmäßig niedrig, und zwar besonders deshalb, weil

aus den damaligen Weinländern eine nur sehr geringe Ausfuhr zu den keltischen, germanischen und slavischen Völkern des übrigen Europas stattfand. Es hatte also Niemand nöthig sich über den unbekannten Bösewicht den Kopf zu zerbrechen, der ihm alljährlich die bei der Berechnung der Weinproduktion im Verhältniß zur Kopfzahl auf ihn fallende Portion entfremdete! Kostete doch vom attischen Landwein zu Demosthenes Zeit der Metretes, ungefähr ein halber Eimer, nur 4 Drachmen = 1 Rthlr.! Dagegen kamen die feinen Sorten auch schon recht hoch zu stehen, und vom besten Chierwein kostete bereits zu Sokrates Zeit der Metretes 1 Mine = 25 Rthlr. Der Hellene wußte übrigens sehr wohl die trefflichen Eigenschaften des Weines zu schätzen. Seine lebendige, elastische Natur ließ sich gern vom Blute der Traube erregen und in gehobene Stimmung versetzen, und zugleich war es auch seine religiöse Weltanschauung, besonders seine Scheu vor dem trostlosen Jenseits, dem Dämmerleben unter den gespenstigen Schatten des Hades, die ihn und auch den ernsteren Römer veranlaßte, ihr einziges Glück und Heil im Genusse des diesseitigen Seins zu suchen und den Gedanken an Alter und Tod im Becher zu ertränken. An unzähligen Stellen tritt dieses Haschen nach dem Vergnügen der fliehenden Stunde an den Tag, und oft wiederholt sich der Rath, den zwei griechische Epigramme in folgender Weise ertheilen:

„Trinke, genieße der Zeit! Was bringt Dir der Morgen, die Zukunft?
    Niemand weiß es; wohlan! Laufe nicht, mühe Dich nicht!
Gönne Dir Gutes, so lang Du's vermagst; iß, denke des Todes.
    Sein und Nichtsein trennt nur ein unmerklicher Punkt.
Nur ein Moment ist Leben und eigen Dir ist, was Du nimmst, nur;
    Stirbst Du, so bleibet Dir nichts, andern wird Alles zu Theil."

Dies nur, dies heißt Leben: Genuß heißt Leben. Hinweg denn
Sorgen, die Zeit ist kurz für den Sterblichen! Jetzo noch labet
Bacchus, jetzt der Tanz und der blühende Kranz und die Frauen.
Heute genieß ich der Zeit; denn das Morgende liegt im Verborgnen!

Die alten athenischen Sänger und Seher Musäos und dessen Sohn Eumolpos hatten sogar gelehrt, daß für die Gerechten in der Unterwelt ein herrliches Trinkgelage bereit stehe, „indem sie," wie Platon sagt, „einen ewigen Rausch für die köstlichste Belohnung der Tugend erachteten." Besonders an den verschiedenen Dionysosfesten, wo ausgelassene Lustigkeit und vorwurfsfreie Ungebundenheit herrschte, war das Weintrinken eine Art Pflicht, und wurde die Trunkenheit durch die dem Gott gebührende Dankbarkeit entschuldigt. In Sparta, wo alljährlich einmal betrunkene Heloten den Jünglingen als abschreckende Beispiele vorgeführt wurden, galt jedoch auch jener religiöse Grund nicht als Vorwand zur Unmäßigkeit und darum sagt der Spartaner Megillos im platonischen Dialoge über die Gesetze: „Man sieht bei uns, weder auf dem Lande noch in den Städten, die unter spartanischer Botmäßigkeit stehen, Zechgelage, und was mit diesen zusammenhängend alle Lüste gewaltig aufregt. Jeder, der einem berauschten Schwärmer begegnet, legt ihm sofort eine große Strafe auf und wird ihn nicht einmal laufen lassen, wenn er die Dionysien zur Ausrede nimmt, wie ich einst die Leute bei Euch auf Wagen gesehen habe. Auch zu Tarent, bei unseren Kolonisten, habe ich die ganze Stadt um die Zeit der Dionysosfeste berauscht gefunden. Bei uns dagegen kommt so etwas nicht vor."

Dagegen lautet die Meinung Platons selbst an einer anderen Stelle: „Bis zum Rausche zu trinken, ziemt sich nur an den Festen des den Wein spendenden Gottes." Der ägyptische König Ptolemäus XI., der sich selbst den Beinamen „Dionysos" gab, führte den Kultus des Weingottes in allen seinen Konsequenzen so leidenschaftlich durch, daß er zu gewissen Zeiten die Nüchternheit bei seinen Unterthanen streng ahndete und daß der platonische Philosoph Demetrios, wie Lukian berichtet, weil er an einem Feste allein Wasser trank und keine Weiberkleider anlegte, sein Leben eingebüßt haben würde, wenn er nicht sogleich am Morgen seiner Vorladung vor Aller Augen

Wein getrunken, in einer tarentinischen Robe die Cymbeln geschlagen und dazu getanzt hätte! Aber auch außer den Dionysien scheint Unmäßigkeit im Trinken recht häufig gewesen zu sein und das auf die Mahlzeit folgende Trinkgelage oder Symposion fast gewöhnlich mit einiger Verwirrung der Begriffe geendigt zu haben. Man könnte dazu viele Belege, besonders aus den Rednern beibringen, und schon die eine Rede des Demosthenes gegen Konon beweist, daß es in Folge des Zechens nach Tische mit der Sicherheit in den Straßen Athens eben nicht glänzend bestellt war; allein am klarsten erhellt, wie viel man trank, aber auch theilweise vertragen konnte, wenn man einen Blick auf die von Platon und Xenophon geschilderten Symposien wirft, in denen selbst ein Sokrates hinsichtlich der Mäßigkeit im Genusse des Weines von dem griechischen Typus keine Ausnahme macht. Bei Platon gestehen gleich bei Beginn des Gelages Pausanias und Aristophanes, daß sie bereits am vorhergehenden Tage zu den „Begossenen“ gehört hätten, und deshalb nicht geneigt wären, des Guten wieder zu viel zu thun. Mit Sokrates wäre es anders; denn dieser stellte stets seinen Mann beim Trinken. Im Verlauf des darauf folgenden geistreichen Gespräches über den philosophischen Eros erscheint Alkibiades, schon halb berauscht, mit anderen Zechbrüdern, nimmt an der Unterhaltung Theil, und trinkt, weil ihm kein anderes Trinkgeschirr groß genug däucht, ein über zwei Quart haltendes Kühlgefäß dem Sokrates vor, und dieser thut sofort Bescheid und bewahrheitet dadurch, was auch Alkibiades beim Vorsteigen von ihm gerühmt, daß er nämlich so viel trinken könne, als man von ihm verlange, ohne je einen Rausch zu bekommen. Später, erzählt der Berichterstatter, sei abermals ein Schwarm von lustigen Gesellen durch die zufällig sich öffnende Thür hereingerathen und nun habe erst recht das allgemeine Zechen begonnen. Er selbst sei eingeschlafen. „Als ich aber gegen Morgen aufwachte,“ fährt er

fort, „sah ich die Anderen theils schlafen, theils fortgehen; Agathon aber und Aristophanes und Sokrates waren wach und tranken aus einer großen Trinkschale die Reihe herum.“ Sokrates führte die Unterhaltung über die Behauptung, daß ein guter Trauerspieldichter im Lustspielfache dasselbe zu leisten im Stande wäre, und als endlich seinen beiden Zuhörern auch die Augen zufielen, so stand er auf, ging in das Lykeion, wusch sich und legte sich erst am nächsten Abend zur Ruhe nieder. Der Xenophontische Sokrates aber sagt: „Ich schlage vor, daß wir trinken; denn wirklich schläfert der Wein, indem er die Seele erquickt, wie Alraun die menschlichen Sorgen ein, die Fröhlichkeit aber weckt er, wie Oel die Flamme;“ und dann beweist er am Beispiel der Pflanzen, daß es beim Konvivium zuträglicher sei, oft und in kleinen Bechern den Wein zu genießen, als auf einmal und im Uebermaß. Wenn nun also das ältere Geschlecht sich so wenig scheute, den Genuß des Weines zu übertreiben, so läßt sich denken, was sich die Jugend erlaubte, gegen die man überhaupt so außerordentlich nachsichtig war, bevor sie den Nacken unter das Ehejoch beugte. Wenn es auch zuweilen vorgekommen sein mag, was Platon irgendwo nebenbei erwähnt, daß strengere Väter ihre Söhne sammt deren lustigen Zechbrüdern aus dem Hause jagten, so braucht man nur die schon erwähnte Rede des Demosthenes und die des Lysias gegen Simon nachzulesen, um zu sehen, wie viel Unfug gerade von berauschten jüngeren Leuten ausging. Unter den Grabschriften der griechischen Anthologie fehlt es auch nicht an solchen, die, wie folgende, auf den Rausch als mittelbare Ursache des Todes hinzeigen:

„Soll ich Dich wol jetzt schelten, o Bromios? Geb' ich Kronions
Regen die Schuld? Unstät machen sie beide den Fuß.
Denn jüngst kam vom Schmause Polyxenos über das Feld her,
Und von der schlüpfrigen Höh' glitt er zum Grabe hinab,
Weit vom äolischen Smyrna entfernt. O meidet zur Nachtzeit,
Seid Ihr trunken vom Wein, Pfade vom Regen benetzt!“

Athenäus hat ein Verzeichniß von berühmten Weintrinkern der Unsterblichkeit überliefert, das an Länge sein Register der Wassertrinker weit übertrifft. Darunter befindet sich ein Athener, Namens Diotimos, „der Trichter“ genannt, weil er durch ein solches Instrument in sich hinablaufen ließ, so viel man eingoß, und ein Rhodier, der das Ehrenprädikat „Faß“ führte. Unter den Fürsten zeichnen sich die syrakusischen, ägyptischen und syrischen Könige aus; doch stehen sie alle hinter Alexander, dem Großen, weit zurück, der die Liebe zum Weine von seinem Vater Philipp geerbt hatte. Einst trank er dem Proteas ein Trinkgefäß von beinahe sechs Quart vor, und dieser leerte nicht nur dieselbe Quantität unter dem Beifall der Mittrinker, sondern stieg wieder dem Könige dasselbe Maß. Da aber unterlag Alexander, indem er zurückfiel und den Pokal aus den Händen gleiten ließ. Ein anderesmal trank er in Thessalien den anwesenden 20 Tischgästen zu, und erwiederte dann jedem Einzelnen dieselbe ihm gewidmete Höflichkeit. Der Geschichtschreiber Chares aus Mitylene erzählt, daß er in Indien ein Preistrinken in lauterem Wein veranstaltet habe, wobei der erste Preis ein Talent (1500 Rthlr.), der zweite ein halbes Talent und der dritte 10 Minen (250 Rthlr.) gewesen. Der Theilnehmer an diesem Wettkampfe müssen viele gewesen sein, denn wenn der Berichterstatter nicht aufschneidet, so starben 35 auf der Stelle und 6 kurz nachher! Promachos aber, der Sieger, lebte nur noch vier Tage und hatte 11½ Quart vom stärksten Wein vertilgt. Bei einem ähnlichen, von Dionys, dem Jüngeren, veranstalteten Wett-Trinken gewann der Philosoph Xenophanes den goldenen Kranz. Jedenfalls hatte der Skythe Anacharsis ganz Recht, der bei einer solchen Gelegenheit als Gast Perianders von Korinth den Siegespreis beanspruchte, weil er zuerst unter den Gästen betrunken ward, und dann sich damit entschuldigte, daß er geglaubt hätte, es müßte beim Zechen so zugehen, wie beim Wettlauf, wo derjenige den Kranz erhielte, der zuerst das Ziel erreichte! Wenn es aber nun

ferner bei Athenäus heißt, daß der lyrische Freiheitsdichter Alkäos und der unübertreffliche Aristophanes Begeisterung und Witz aus dem Rebensafte geschöpft und im Rausch gedichtet hätten, so ersehe man wenigstens daraus, in wie früher Zeit schon die Literaten von boshafter Klatschsucht zu leiden hatten!

Aber auch das schöne Geschlecht bleibt nicht ganz frei von dem Vorwurfe allzu starken Durstes. Bei den Marseillern freilich und Milesiern waren die Weiber gesetzlich blos auf das Wassertrinken angewiesen und auch bei den Lakedämoniern tranken die Jungfrauen entweder gar keinen Wein, oder wenigstens sehr stark verwässerten. Aber die Komiker und Epigrammatiker geben genug Andeutungen, daß in Athen manche Frauen dem Dionysos huldigten, und Antiphanes meint sogar, es sei nur im Lande Skythien räthlich zu heirathen, weil dort der Weinstock nicht wachse. Derselbe Dichter läßt auch in einem Stücke eine Frau sprechen: „Neben mir wohnt ein Schenkwirth, der weiß allein, wenn ich durstig zu ihm komme, wie mir die Mischung gemacht wird, weder zu wässerig, noch zu stark.“ Doch gehörten solche Liebhaberinnen zu den Ausnahmen und noch mehr Virtuosinnen, wie Myrtas, von der es im Epigramm heißt:

„Myrtas, welche vordem an der heiligen Kelter des Bacchus
Reichliche Becher geschöpft, nimmer mit Wasser gemischt,
Deckt nicht dürftiger Erde Geschenk: ein geräumiges Weinfaß,
Froher Genüsse Symbol, ist ihr ergötzliches Grab.“

Von ganzen Völkerschaften und Gemeinden standen im Geruche des starken Weintrinkens die Byzantiner, welche sogar ihre Stadtmauern nicht eher regelmäßig gegen den Feind schützten, bis man die Weinschenken auch hinauf verlegen ließ, die Thrakier, bei denen überhaupt die Völlerei zu Hause war, die Illyrier, die ihre Weiber an den Gelagen theilnehmen und tapfer mitzechen ließen, die Korinthier und Argiver, die es nicht liebten den Wein mit vielem Wasser zu verdünnen, die

Tarentiner, bei denen es nicht auffiel, am Morgen schon zu trinken und zu Mittag betrunken zu sein, die Tapyrer in Medien, die sich sogar mit Wein salbten. Endlich stehe hier noch ein komisches Beispiel von Trunkenheit, das der Geschichtschreiber Timäos der Erwähnung werth gehalten hat und das sich in Agrigent auf Sizilien ereignet haben soll. Mehrere junge Leute kamen dort in einem Hause beim Zechen zu dem Grade von Delirium, daß sie sich einbildeten, bei heftigem Sturme auf dem Meere zu schiffen. Um nun das Schiff seines Ballastes zu entledigen, warfen sie alle Möbeln und Geschirre hinaus auf die Straße, wo natürlich das Meiste gestohlen wurde. Als es Tag ward, schlug sich die städtische Behörde ins Mittel, und befragte die Jünglinge über den Grund solchen Gebahrens. Diese blieben aber dabei, sie hätten, vom bösen Wetter genöthigt, die Last des Schiffes erleichtern wollen, und der Aelteste fügte sogar noch hinzu: „Ich, Ihr Herren Tritonen, kroch aus Furcht in den untersten Raum." Kurz, man mußte sie entlassen, verbot ihnen aber noch mehr Wein zu sich zu nehmen, und jene bedankten sich und sagten beim Scheiden zu der verblüfften (vielleicht auch betrogenen!) Polizei: „Wenn wir den Hafen erreichen und diesem Wogenschlage entronnen sein werden, wollen wir Euch, als unsern Rettern, die uns zu guter Stunde erschienen sind, unter den andern Meeresgöttern unsere Verehrung bezeigen."

Trotz aller Exzesse aber, zu denen der übermäßige Genuß des Weines führte, darf man nicht glauben, daß dabei die besseren Seiten des hellenischen, besonders attischen Volkscharakters gelitten haben. Die strenge Herrschaft der Sitte, das angeborene ästhetische Gefühl, verhinderten doch, daß man die widrigen Erscheinungen der Trunkenheit schicklich oder nur ergötzlich fand, und schränkten wenigstens nach Zeit und Ort den Hang zum Pokuliren ein. Schon 550 Jahre v. Chr. warnte der Megarenser Theognis:

„Trinkend wer das Ziel mißachtete, nimmer hinfort ja
Bleibt ein solcher der Zung' oder des Herzens noch Herr.
Nein, Ungefüges erzählt er, was Nüchternen gräulich bedünket,
Und vor keinerlei That scheut er sich trunkenen Muths,
Kluger Gesinnung zuvor, nun kindischer! Solches im Geiste
Wahrend, genieße Du nie über Gebührniß des Weins.
Sondern bevor Du berauschet, erhebe Dich, daß nicht, dem Schalksknecht,
Welcher um Taglohn fröhnt, gleich, Dich besiege der Bauch:
Oder verbleib', doch trinke nicht mehr!“ —

Das Trinken vor der Hauptmahlzeit, die erst nach Sonnenuntergang eingenommen wurde, von Aelian an den Tarentinern getadelt, wird von Demosthenes den Söhnen Konons selbst beim Felddienste zum Vorwurf gemacht. In der besseren Zeit, wo die Sittenaufsicht des Areopages noch gefürchtet war, wurden auch die lüderlichen Bürger von diesem zur Verantwortung gezogen und bestraft. Ferner waren die öffentlichen Weinschenken so verrufen, daß ein anständiger Mann sich scheute, sie zu besuchen. Von der früheren Zeit sagt Isokrates geradezu: „In einem Weinhause zu speisen oder zu trinken, wagt nicht einmal ein anständiger Sklave. Man gab sich eher Mühe, ein vornehmes Wesen zur Schau zu tragen als sich wegzuwerfen.“ Ja, noch Demosthenes schämte sich, dem Rufe des Diogenes in eine Schenke zu folgen, und der Kyniker meinte dann, er schämte sich an einem Orte getroffen zu werden, den sein Herr (das Volk) doch täglich besuchte! Nach Athenäus wäre sogar einst ein Areopagit aus dem Kollegium gestoßen worden, weil er ein Wirthshaus besucht hatte, und Diogenes Laërtius berichtet, daß der Archon, welcher sich öffentlich im Rausche blicken ließ, ungestraft habe getödtet werden können. Auch sonst suchten manche Gesetzgebungen der Trunkenheit Schranken zu setzen. So hatte Pittakos, einer der sieben Weisen und Gesetzgeber von Milet, das eigenthümliche, schon von Aristoteles getadelte Gesetz gegeben, daß die von Berauschten verursachten Schläge und Wunden mit doppelter Strafe zu büßen wären! Endlich wurde der Weingenuß gezügelt durch die

bereits erwähnte Sitte, den Wein nie ungemischt zu trinken. Nur die Barbaren genossen den Wein ohne Wasser und Platon hebt namentlich die Perser, Karthager, Kelten, Iberer, Thrakier und Skythen hervor. Von den letzten lernte es auch der spartanische König Kleomenes I. und seine Landsleute verfehlten nicht, seinen späteren Wahnsinn dieser Unsitte zuzuschreiben. Wie Aelian schreibt, verbot der Gesetzgeber der unteritalischen Lokrer, Zaleukos, selbst den Kranken, ohne ärztliche Vorschrift ungemischten Wein zu sich zu nehmen, und die Todesstrafe sollte den Zuwiderhandelnden treffen, — auch wenn er mit dem Leben davon käme! In Athen galt noch die Mischung zu gleichen Theilen für gefährlich, weil dabei noch nicht, wie Platon will, „der rasende Wein von einem anderen, nüchternen Gotte gebändigt worden war.“

Aus den Quellen erhellt, daß es auch bestimmte Weinschauer gab, die darauf hin bei den Trinkgelagen die Mischung zu untersuchen hatten. Wie zu erwarten, waren diese drei grämlichen Gesellen nirgends gern gesehen und wenig geachtete Beamte, die nebenbei mit Lampen und Dochten handelten! Das gewöhnliche Verhältniß zwischen Wein und Wasser ist schwer zu bestimmen, da natürlich viel auf die Schwere des Weines und noch mehr auf Geschmack, Alter und Geübtheit des Trinkenden ankam. Es gab Sorten, die einen dreifachen Zusatz von Wasser recht gut vertrugen, während andere schon an sich dünn genug waren. So kommen denn die Proportionen 5 : 3 und 5 : 2, 3 : 2 und 3 : 1 und 2 : 1 vor; die homöopathischeren unter ihnen nannte man freilich im Scherze: Froschwein! Das Vermischen geschah, wie bereits in der homerischen Zeit, in großen Urnen oder Kratern von gebranntem Thone oder Metall, aus denen dann wieder vermittelst Schöpfkannen oder Instrumenten, die unsern Punschlöffeln nicht unähnlich sind, in die Trinkbecher geschöpft wurde. Zuweilen bereitete man aber auch die Mischung sogleich im Becher. Dazu macht Theophrast die Bemerkung, daß man in alter Zeit nicht das

Wasser an den Wein, sondern den Wein zu dem Wasser gegossen habe. Natürlich wurde nach dem Durste der Gäste das Getränk mehrmals gebraut. Die Wirkung der einzelnen Mischkessel, die sich folgten, schildert der Komiker Eubulos recht nett, indem er den Dionysos selbst sprechen läßt. „Nur drei Krüge mische ich für die Verständigen, den einen der Gesundheit wegen, den zweiten zu Liebe und Lust, den dritten als Schlaftrunk. Weise Leute gehen dann nach Hause. Der vierte gehört nicht uns mehr an, sondern der Ausgelassenheit, der fünfte führt zu Geschrei, der sechste zu Neckerei, der siebente zu Schlägen, der achte zu Zeugenaufrufen, der neunte zum Zorn, der zehnte zur Räserei, so daß er auch zum Falle bringt. Denn viel Wein in ein kleines Gefäß gegossen, schlägt leicht den Trinkenden ein Bein."

Das Wasser mußte je nach der Jahreszeit entweder warm oder kalt sein. Im heißen griechischen Sommer liebte man natürlich den Trunk so kühl als möglich, und nach Athenäus verstand man sich schon darauf, das Wasser künstlich zu erkälten, indem man es am Tage den Sonnenstrahlen aussetzte, und in der Nacht in irdenen Krügen, die von außen immerwährend mit Wasser besprengt wurden, auf der höchsten Stelle des Hauses im Freien stehen ließ. Aber außerdem bediente man sich auch des Schnees. Daß dieser verkauft wurde, ersieht man aus einem Fragment des Euthykles, eines Dichters der älteren Komödie, wo es von einem Gourmand heißt: „Er weiß zuerst, ob Schnee zu verkaufen ist; er muß die erste Honigscheibe verzehren." Wie das abgekühlte Wasser, stellte man auch den Schnee in Spreu, um ihn aufzubewahren, doch kannte man auch schon Eisgruben. Gewöhnlich kühlte man wol nicht den Wein oder das Wasser im Schnee ab, sondern warf denselben hinein, und darum sagte die Hetäre Gnathäna zu ihrem Verehrer, dem Lustspieldichter Diphilos, der die Kälte ihres Brunnens beim Trinken lobte: „Kein Wunder ist's; denn wir werfen ja von Deinen Stücken immer etwas hinein!" Warmes

Wasser mit Wein gemischt, wird von Xenophon und Platon als Getränk erwähnt, jedoch scheint sein öfterer Genuß zu den Zeichen der Verwöhnung gehört zu haben. Wenigstens erzählt Athenäus von dem als Dichter, Musiker und Witzbold berühmten Stratonikos aus Athen (der sich jeden Abend vor dem Schlafengehen etwas zu trinken bringen ließ, wie er sagte, nicht weil er Durst hätte, sondern um keinen zu bekommen!), derselbe habe die Rhodier „Freier der Penelope" und weiße „Kyrenäer" genannt, weil er sah, daß sie der Schwelgerei ergeben waren und die warmen Getränke liebten.

Was ferner die Weinsorten selbst betrifft, so sind wir eigentlich über die griechischen weniger unterrichtet, als über die italischen, da überhaupt die Römer gar bald in der Kunst der Feinschmeckerei die Hellenen übertrafen. Der attische Wein war geringer Qualität; die vorzüglichsten Arten baute man auf den Inseln, besonders auf Thasos, Lesbos und Chios. Der letzte stand im höchsten Ansehen. Als Demetrios, ein Enkel des als Staatsmann und Redner berühmten Demetrios aus Phaleron, vom Areopage zu Athen bedeutet wurde, sein ausschweifendes Leben aufzugeben, erwiederte er: „Ich lebe jetzt ganz anständig; denn ich habe die schönste Maitresse, thue Niemandem Unrecht und trinke Chierwein, und meine Einkünfte reichen zu dem Allen aus." Der im heroischen Zeitalter so hoch gefeierte pramnische Wein mundete später den Athenern nicht mehr; sie fanden ihn zu herbe, „die Augenbrauen und den Unterleib zusammenziehend." Die Koer mischten den Most mit Salzwasser, um den Wein heller oder angenehmer zu machen, oder ließen die Fässer eine Zeit lang im Meerwasser liegen, doch scheint diese Künstelung, die ein diebischer Sklave unfreiwillig erfunden hatte, erst zur römischen Zeit recht in Gebrauch gekommen zu sein. Man verschnitt aber auch oft einen Wein mit dem andern, und zwar vermählte man am liebsten eine magere, aber lieblich duftende Sorte mit einer fetteren, der Blume ermangelnden. Daß solche Mischlinge schnell berauschen, wußte man sehr wohl,

„und darum," sagt Plutarch, „vermeiden die Trinker den gemischten Wein; die Mischenden aber suchen es zu verbergen." Außerdem kannte man recht wohl den Glüh- und Würzwein. Nach Theophrast trank man besonders an der Staatstafel des Prytaneions von Thasos einen lieblich schmeckenden Wein, den man bereitete, indem man einen aus Weizenmehl und Honig gekneteten Teig in den Wein warf. Auch parfümirte Weine scheinen bereits nicht unbekannt gewesen zu sein. Den alten Wein zog man dem jungen vor, und Athenäus sagt: „Alter Wein ist nicht nur des Genusses, sondern auch der Gesundheit wegen zuträglicher; denn er macht die Speisen verdaulicher, giebt den Leibern Kraft, dem Blut Farbe und bewirkt ruhigen Schlaf." Auch Pindar setzt dem Lobe des alten Weines das der neuen Blüthen lyrischer Dichtkunst gegenüber. Freilich scheint der griechische Wein kein sehr hohes Alter erlangt zu haben, da Athenäus erzählt, daß Gnathäna, als Jemand in einem kleinen Gefäße recht wenig Wein vorsetzte und sich damit entschuldigte, daß es sechzehnjähriger sei, erwiederte: „Freilich ist es für so viele Jahre eine Kleinigkeit."

Nach Plutarch setzten die Bewohner von Euböa und die Anwohner des Po ihren Weinen Harz zu, um ihre Haltbarkeit zu vermehren, und aus demselben Grunde wurden die großen irdenen Weinfässer (hölzerne Fässer und Reifen brauchte man noch zu Plinius Zeit nur in den Alpengegenden), welche die geschickteren griechischen Töpfer bis zu einer Größe von beinahe 10 Eimern verfertigten (man denke an das Wohnen des Kynikers Diogenes in einem Fasse!) allgemein ausgepicht. Der importirte Wein wurde wol gewöhnlich sogleich im Piräus von den Großhändlern an die Besitzer der Weinstuben verkauft. Letztere scheinen sich wenigstens sehr geärgert zu haben, wenn der Weinhändler selbst, wie ein von Diphilos geschilderter, die Flasche unter dem Arme in der Stadt nach der Probe verkaufte und so den Kleinhändlern ins Gewerbe pfuschte. Der Privatmann sah sich daher mit seinem Bedarfe an den Krämer gewiesen.

Lukian läßt sich von Hermotimos fragen: „Hast Du schon einmal selbst Wein eingekauft?“ und antwortet darauf: „Sehr oft.“ „Gehst Du dabei,“ fährt der Fragende fort, „bei allen Weinschenken in der Stadt herum, die Weine kostend und vergleichend?“ Auf die verneinende Antwort Lukians erklärt er dann, man müsse die Waare von demjenigen entnehmen, der sich als der Beste bewährte. Solche reelle Verkäufer waren nur leider selten. Denn sowie das Publikum den Kleinhandel überhaupt als etwas Entehrendes tief verachtete, und besonders beim Weinverkauf Betrügerei und Verfälschung überall und sprichwörtlich voraussetzte, so entsprachen auch meist die Höker selbst ihrem schlechten Rufe. Darum heißt es bei Lukian: „Die Philosophen lehren die Wissenschaften, wie die Händler den Wein verkaufen, indem sie verdünnen, verfälschen und schlecht messen.“ Auch der Redner Dion Chrysostomos sagt von ihnen: „Die Weinhändler, die im Maße betrügen und davon leben, haßt Ihr wegen ihrer schändlichen Gewinnsucht.“ Auch die Schenkwirthinnen waren in dieser Kunst geübt, und der Lustspieldichter Theopompos verglich deshalb die Lakedämonier mit solchen Weibern, da sie erst den Griechen den süßen Trank der Freiheit zu kosten gegeben und ihnen dann Essig eingeschenkt hätten! Lysander kurirte die Marketender seines Heeres auf eigene Art, als die Soldaten über zu wässerigen Wein klagten; er befahl ihnen nur mit Wasser bereits gemischten Wein zu verkaufen.

Wirft man nun noch einen Blick auf den Genuß des Weines selbst und auf die dabei herrschenden Gebräuche, so muß vor Allem der hellenischen Eigenthümlichkeit gedacht werden, den Wein nicht während des Essens zu sich zu nehmen, sondern ganz gesondert nach der Mahlzeit zu trinken. War diese beendigt, so wusch man sich die Hände und spendete den Göttern eine Libation aus ungemischtem Weine; der Schluck, den man dabei nahm, war gewöhnlich der erste, und auf ihn folgte dann erst das Trinkgelage. Vor demselben pflegten Salben und vor-

züglich Kränze den Gästen gereicht zu werden, die aus Myrten, Epheu oder Silberpappellaub bestanden, und mit Rosen oder Veilchen durchflochten waren. Man schrieb den Kränzen eine Kraft in Bezug auf die nachtheiligen Folgen des Weines zu, gegen die sich starke Trinker außerdem durch bittere Mandeln, Kohl oder Oel zu sichern bestrebten. Das Trinken war keineswegs allein der Grund zum Zusammenbleiben der Gesellschaft, sondern man suchte sich durch heitere Scherze, fröhliche Spiele, Gesang und Gespräche zu unterhalten, wenn letztere auch nicht stets so geistreicher Art waren, wie die des Sokrates und seiner Freunde. Als Alkibiades im Platonischen Gastmahl sogleich seine Kunstfertigkeit im Zechen zeigt und dabei stehen bleiben zu wollen scheint, sagt Eryximachos zu ihm: „Was thun wir nun? Reden wir gar nichts beim Becher und singen auch nicht, sondern trinken nur immer fort wie die Durstigen?" Die geselligen Spiele, die man gewöhnlich anstellte, sind in Nr. V. des ersten Bandes erörtert worden. Bekanntlich unterwarf sich die Gesellschaft bei dem Gelage dem Regiment eines Symposiarchen oder Präses, der durch die Würfel gewählt zu werden pflegte. Dieser bestimmte das Verhältniß der Mischung; ihm gehorchten auch im fremden Hause die Diener; er diktirte die Aufgaben und Strafen. Die Forderungen waren oft solcher Art, daß sich keiner dem Austrinken seines Pokales entziehen konnte, der oft zur Schärfung der Strafe einen starken Salzzusatz enthielt und in einem Zuge geleert werden mußte; denn man befahl den Stammelnden zu singen, den Kahlköpfigen sich zu kämmen, den Lahmen auf einem Beine zu stehen. Zuweilen gingen die Aufgaben auch von den Einzelnen nach der Reihe aus, und dann fand der Gehänselte auch Gelegenheit sich wieder zu rächen. So verlangte ein gewisser Agapetor, der einen kleinen, verkrüppelten Fuß hatte, und deshalb vorher auf demselben nicht hatte stehen können, daß die ganze Gesellschaft, wie er, den einen Fuß in einen engen Krug stecken und so den Becher leeren sollte. Hing es nun schon hiernach weniger von

dem Willen jedes Einzelnen ab, wie viel er trank, so wurde der Zwang noch vermehrt durch die allgemein übliche Sitte des Zutrinkens oder Vorsteigens. Man nahm dazu größere Becher und weniger dünnen Wein, und ließ das Trinkgefäß entweder nach der rechten Seite hin von Nachbar zu Nachbar weiter gehen, wobei jeder austrinken mußte, oder, was noch gewöhnlicher war, man stieg nach eigener Wahl einem Freunde vor, indem man seinen Namen nannte. Cicero erwähnt in den tuskulanischen Gesprächen, daß Theramenes den Giftbecher im Gefängnisse mit den Worten geleert habe: „Ich trinke dies dem schönen Kritias vor!“ und setzte hinzu: „Denn die Griechen pflegen beim Trinkgelage denjenigen zu nennen, dem sie den Becher übergeben wollen.“ Man leerte auch den Becher auf das Wohl der ganzen Gesellschaft, und fügte wol dazu den Trinkspruch, dessen Stichus sich bei Plautus bedient: „Ihr sollt leben! Wir sollen leben! Du sollst leben! Ich soll leben! Es lebe auch unsere Stephanium!“ Diese „Verbrüderungs“= oder „Freundschaftsbecher“ waren in Sparta verboten und bildeten wol auch den Hauptanlaß zur Unmäßigkeit im Trinken; und obgleich selbst der weise Platon meint, daß einige Uebung im Trinken und Kommersiren gerade nicht verwerflich sei, so klagt doch mancher Verständige über die Tyrannei des herrschenden Comments. Plutarch, bekanntlich ein Zeitgenosse Hadrians, spricht übrigens von der Wahl eines Trinkvorstehers, als einer bereits ganz abgekommenen Sitte, und bei der großen Aehnlichkeit, welche die Symposien mit unseren studentischen Trinkgelagen haben, möchte man beinahe glauben, daß sich die feststehenden Regeln des Kommerses, die früher, wo die Alten immer jung blieben, von Allen beobachtet wurden, in einer späteren blasirten Zeit nur unter der Jugend forterbten und sich wie andere Gebräuche, z. B. die Vexationen der Novizen oder Füchse von den Universitäten des römischen Reiches auf deutschen Boden verpflanzten — wenn man nicht wüßte, daß unsere Urahnen bereits das Trinken kunstmäßig betrieben!

Das hohe Alter des italischen Weinbaues ist durch mannigfache Beweise gesichert und Unteritalien besonders zeichnete sich durch Kultur des dem Lande verliehenen kostbaren Geschenkes aus. Die Natur förderte das Gedeihen der Reben in wunderbarer Weise. Plinius erzählt, daß ein Junotempel in der lukanischen Stadt Metapontum Säulen aus Rebenstämmen hatte, und daß zu Populonia in Etrurien sich ein uraltes Standbild Jupiters aus Weinholz befand. Auch in Latium wuchs Wein, wie die Sage vom tuskischen König Mezentius beweist, der nach Aeneas' Ableben die Stadt Lavinium belagerte und als Bedingung seines Abzuges den jährlichen Weinertrag des latinischen Landes, oder, nach andern Nachrichten, wenigstens einen Weinzehnten verlangte. Allein besondere Sorgfalt und Pflege scheint der ackerbauende Römer auf den Weinstock nicht vor dem siebenten Jahrhunderte der Stadt verwendet zu haben. Sein nüchterner, nur dem praktischen Leben zugewandter Sinn begnügte sich mit dem Landwein, dessen Reben in seinem Weingarten wucherten, oder an den Ulmen und Pappeln hinankletternd, das Leben des Schneitelers und Winzers gefährdeten. Daß derselbe gerade nicht sehr angenehm und fein schmeckte, erkennt man aus einer von Plinius mitgetheilten Anekdote. Kineas, der gewandte Unterhändler des Königs Pyrrhus, bewunderte zuerst bei Aricia die Höhe der mit den dortigen Ulmen verschlungenen Weinstöcke. Als er aber den daraus gekelterten Wein kostete, meinte er mit verzogenem Munde, es geschehe der Mutter dieses Weines schon recht, daß sie an einem so hohen Kreuze hange. Ferner sucht Plinius selbst darzuthun, daß man in alter Zeit sehr sparsam im Gebrauche des Weines gewesen sei, und bessere, besonders ausländische Weine als die größte Rarität betrachtet habe. Romulus habe Milch, keinen Wein beim Opfer geweiht, und bereits Numa habe es verboten, die Scheiterhaufen mit Wein zu besprengen, eine Bestimmung, die nach einer Andeutung Ciceros die Zwölftafelgesetze wiederholten. Das schlagendste Beispiel aber ist das des Konsuls Papirius,

der im Jahre 459 der Stadt, vor der Schlacht bei Aquilonia im Samniterkriege, dem Jupiter ein kleines Becherchen Honigwein zu weihen versprach, bevor er selbst seinen Landwein tränke. Livius, der die Geschichte auch erzählt, setzt hinzu: „Dieses Gelübde gefiel den Göttern und die Auspicien gestalteten sich günstig.“ Daß übrigens dem latinischen Landwein nicht zu trauen sei, hatte, nur sechzehn Jahre früher, die löbliche Flötenspielerzunft in Rom erfahren, als sie nach dem lustigen Tibur ausgewandert war, weil sie des Rechtes, auf dem Kapitol an einem Tage auf öffentliche Kosten bewirthet zu werden, verlustig gehen sollte. Da die Flötenspieler beim Opfer unentbehrlich waren, so ersannen die Tiburtiner aus Gefälligkeit gegen die Römer eine List, luden die Herren, „die“, wie Livius sagt, „immer nach Wein dürsten,“ zu einem solennen Schmause und brachten ihnen richtig solche Haarbeutel bei, daß sie sich besinnungslos auf Wagen packen ließen und erst am Morgen auf dem römischen Marktplatze erwachten! Kato trank keinen andern Wein als seine Knechte, und rühmte sich, als er von Spanien zum Triumphe zurückkehrte, unterwegs denselben Wein mit den Matrosen genossen zu haben. Als auch die besseren unteritalischen Sorten in Rom Eingang gefunden hatten, blieb der Verkaufspreis des griechischen Weines der Kontrole der Censoren und Aedilen unterworfen, und man setzte den Gästen nur einen einzelnen Trunk von ausländischem Weine vor, gerade wie bei uns nach der Suppe ein magenstärkender südlicher Wein gereicht wird. Das nobelste Getränk der alten Zeit war der mit dem Nektar der Götter verglichene Myrrhenwein, eine Mischung des Landweines mit Myrrhengeist und Honig. So gewürzten Wein setzten die Aedilen den an großen Buß- und Bettagen auf Polstern ausgestellten Götterbildern vor. Ihn erlaubten auch die strengen römischen Haustyrannen neben Rosinenwein, eingekochtem Most und anderen Süßigkeiten ihren schöneren Hälften zu schlürfen, während es wahrlich kein Spaß für eine Römerin war, beim Genusse des gewöhnlichen Weines

ertappt zu werden. Daß Romulus den Ersten, der seine Frau, welche Wein aus dem Fasse genippt hatte, erschlug, frei ausgehen ließ, war ein böses Zeichen für die ganze Zukunft! — Das Lästigste und Lächerlichste zugleich bei der Sache war auch noch außerdem, daß die ganze Blutsverwandtschaft der Frau zu jeder Zeit berechtigt war, durch einen Kuß sich zu überzeugen, ob Wein über deren Lippen gegangen war oder nicht. Vom Jahre 600 der Stadt an hob sich allmählich der italische Weinbau. Man suchte bald seinen Ruhm in der Veredlung der Sorten, und als endlich am Ende der Republik die Bewirthschaftung des Grundbesitzes im Kleinen verschwand, legte sich die Spekulation ausschließlich auf die Oel- und Weinkultur. Der Rigorist Kato war doch ein eifriger Rebenzüchter, und giebt selbst in seinem Buche über den Landbau Anleitung zur Kultur des Weinstockes. Auch wußte er nebenbei die koischen Weine nachzukünsteln, indem er Meerwasser und Gips zu gutem italischen Most nehmen und die Fässer ein paar Jahre an der Sonne stehen ließ. Das beste italische Weinjahr war das 633ste der Stadt, das Konsulatsjahr des Opimius, nach dem man den ganzen Jahrgang nannte. Seine Berühmtheit wurde benutzt, um zwei Jahrhunderte lang das Publikum zu betrügen und die Blößen anderer Jahrgänge zu decken. Bereits 151 Jahre später zweifelte der Geschichtschreiber Vellejus an dem Vorhandensein von Wein aus jener Zeit. Aber noch Plinius will beinahe 200 Jahre nach Opimius eine Probe gesehen haben „zu einer Art von herbem Honig verdickt"; und er berechnet, was mit sechsprozentigen Zinsen die Unze kosten mußte, wenn der Einkaufspreis der Amphora (beinahe 23 Quart) zu 5½ Rthlr. angenommen würde. Selbst zu Martials Zeit, der einige Jahrzehnte später lebte, gab es noch viele Leute, die sich einbildeten, ächten „schwarzen Opimianer" zu besitzen und zu trinken. Die Traubensorten vermehrten sich bald ins Unendliche, und Plinius giebt es auf sie herzuzählen, wenn auch Demokrit sich gerühmt habe, alle griechischen Weine zu kennen.

Dasselbe thut Kolumella, der die Zahl der Sorten mit dem Sande des Meergestades vergleicht. Auch hinsichtlich des Vorranges herrschte natürlich Streit, da einzelne immer das Urtheil ihrer Zunge einer Masse anderer octroyirten. „Ja, und wenn die Meinungen übereinstimmten," sagt Plinius, „der wievielste Theil der Sterblichen könnte dann die edelste Sorte genießen?"

In alter Zeit galt der Cäkuber für den vorzüglichsten. Er stammte aus der Gegend von Gaëta, war aber bereits zu Plinius Zeit ausgestorben, theils durch Nachlässigkeit der Bauern, theils in Folge eines von Nero unternommenen Kanalbaues. Ihm folgte im Prinzipat der Wein von Setia, das östlich von den pontinischen Sümpfen lag. Schon Augustus hatte ihn wegen seiner Milde geliebt. Die zweite Stelle der Weinskala der Feinschmecker behauptete der am Gebirge Massikus in Kampanien wachsende bernsteinfarbige Falerner, welcher so stark war, daß er brannte, aber zu Plinius Zeit ebenfalls aus der Mode kam, weil die Weinbergsbesitzer mehr auf die Menge als auf die Güte ihres Produktes Rücksicht nahmen. Die dritte Klasse umfaßt meist kampanische Weine; besonders den Surrentiner, der von den Aerzten den Rekonvaleszenten verordnet, aber vom Kaiser Tiberius, der, wie sein Spitzname „Biberius" andeutet, dem Weine nicht abhold war, nur „ein edler Essig" genannt wurde. Endlich gelangte seit Cäsar der in der Nähe Messina's gebaute Mamertiner in Ruf. Neben diesen feineren italischen Sorten trank man gern überseeischen, besonders griechischen, von welchem Lukullus mehr als 100,000 Faß unter das Volk vertheilte, der Redner Hortensius 10,000 Faß seinen Erben hinterließ. Auch Cäsar gab bei einem Triumphschmause den Falerner und Chier den einzelnen Tischgesellschaften faßweise.

Verrufene Sorten waren der vejentanische und vatikanische. Einem gewissen Ammian ruft Martial zu: „Während Du eine Trinkschale besitzest mit einer von Myrons Hand ciselirten Schlange, trinkst Du Vatikaner? Gift trinkst Du!" Einer Frau,

Namens Lukka, schreibt er: „Warum gefällt es Dir mit altem Falernerwein zu mischen den auf Vatikanerfässer gefüllten Most? Was hat Dir der schlechteste Wein Gutes gethan, oder was der beste Wein Böses? Was uns betrifft, so hat es nichts zu bedeuten; ein Verbrechen ist es, den Falerner zu erwürgen und dem kampanischen Edelblut fürchterliches Gift beizumischen. Deine Gäste haben vielleicht den Tod verdient; die so kostbare Amphora aber hat es nicht verdient zu sterben.“ Von einem Geizhals heißt es bei ihm, er trinke „die trübe Hefe des röthlich schillernden Vejenters“, und einem Parasiten nennt er unter den Bedingungen eines unabhängigen Lebens: „Wenn die vejentische Traube Deinen Durst stillen kann.“ Auch der korsische Wein war schlecht beleumundet, und „das schwärzliche Gift eines korsischen Fasses“ nennt ihn Martial im Gegensatz zum Setiner. Arbeitsleute und Sklaven bekamen auch Wein, aber entweder kahnigen oder aus den Weinträbern durch eine zweite Pressung mit einem Zusatz von Most bereiteten. Das Rezept zu dem Wein, den Kato seinen Knechten gab, ist noch vorhanden. Das Gebräu bestand aus 10 Theilen Most, 2 Theilen scharfen Essigs, 2 Theilen eingedickten Mosts, 50 Theilen süßen Wassers und $1^1/_4$ Theil Meerwassers. Sehr naiv heißt es am Schlusse: „Dieser Wein wird sich halten bis zur Sommersonnenwende; wenn aber dann noch etwas übrig ist, wird es der schärfste und schönste Essig sein!“ Ein gewöhnliches Getränk der armen Leute, sowie der Soldaten, war eine Limonade aus Essig und Wasser, die selbst der Kaiser Hadrian im Felde nicht verschmähte. Aurelian ließ dem Volke aus den kaiserlichen Kellern den Wein billig verkaufen, ja er hatte sogar den Plan, den ganzen Weinbedarf des verwöhnten römischen Pöbels dadurch zu decken, daß er die unangebauten Strecken Etruriens mit Kriegsgefangenen bevölkern und überall Wein anpflanzen lassen wollte. Die Weinpreise waren übrigens auch in Rom sehr niedrig, und wenn Plinius sagt, daß zu seiner Zeit nur äußerst selten und nur bei luxuriöser Verschwendung die Amphora auf 1000

Sesterzen oder 72 Rthlr. zu stehen komme, so erreicht dies doch noch nicht unsere höchsten Weinpreise. Die geringeren Sorten wurden sogleich vom Faß weg getrunken, sobald der Wein ausgegohren hatte, weil er das Lagern nicht vertrug. Die edeln und starken Weine wurden aber nicht vor dem zehnten bis fünfzehnten Jahre reif, der Surrentiner sogar erst vom einundzwanzigsten Jahre an. Einige verloren aber bereits nach wenig Jahren wieder an Güte.

Deshalb sagt Plinius: „Der Werth keiner anderen Sache erfährt eine solche Steigerung bis zum zwanzigsten Jahre, und von da ab einen größeren Verlust (an Zinsen), indem der Preis nicht fortschreitet.“ Im Allgemeinen liebte man deshalb den alten Wein sehr, und zog selbst älteren geringen dem jungen besseren vor. Martial schreibt: „Von Spoletinerflaschen, vom Alter mürbe, willst Du lieber, als daß Du Falernermost trinkst.“ Schon bei Plautus liest man im Prolog zur Casina: „Wer alten Wein trinkt, den halte ich für weise, und wer gern alte Theaterstücke sieht.“ Es gehörte für einen reichen Mann zum guten Ton, alten Wein zu führen, und wie bei uns liebäugelte man am liebsten mit den Flaschen, welche Zeichen des Alters an sich trugen. So sagt Juvenal von einem vornehmen Manne: „Morgen wird er einen Wein trinken, dessen Vaterland und Etikette das Alter verlöscht hat durch den vielen Ruß der alten Flasche.“ Martial verspottet auch diese Liebhaberei. „Du trinkst Wein,“ schreibt er, „unter dem König Numa gefüllt,“ und in den Xenien heißt es von einem Geschenk an Falernerwein: „Er stammt aus sinuessanischer Kelter. Unter welchem Konsul gefüllt? Es gab noch keinen;“ die Amphoren an der Tafel Trimalchios bei Petron trugen die lächerliche Aufschrift: „Hundertjähriger Opimianischer Falerner.“ Eine Bescheinigung des Alters wurde auch schon durch die eigenthümliche Behandlungsweise des Weines erzielt. Nachdem nämlich derselbe in kühlen Gewölben und in großen offenen Gefäßen, die zum Theil in die Erde eingelassen zu werden pflegten, seinen Gährungs-

prozeß durchgemacht hatte, wurde er auf ausgepichte Amphoren abgezogen, verkorkt und versiegelt und in die eigentliche Weinniederlage (apotheca) gebracht, die im oberen Stocke lag und vom Rauch durchzogen wurde, weil man diesem eine mildernde Kraft zuschrieb. Darum singt Horaz: „Dieser Tag, ein Fest im wiederkehrenden Jahre, soll den durch Pech gefesselten Kork lösen von der Amphora, die seit dem Konsul Tullus den Rauch zu trinken gelehrt ward." Darum wurde auch, was uns komisch klingt, der Wein „heruntergeholt", und Horaz sagt selbst zur Flasche: „Steige herab!" Natürlich wurde das Mittel der Räucherung vielfach gemißbraucht, um das Alter des Weines zu forciren. Plinius erklärt die ganze Methode für höchst schädlich und für eine Erfindung der Weinhändler. Besonders berüchtigt waren in dieser Hinsicht die Weine aus Marseille, und von vielen Stellen, die Martials Indignation gegen diesen Rauchwein verrathen, stehe hier nur das Epigramm auf einen Munna, der sich im südlichen Gallien aufhielt. „So viel nur die abscheulichen Räucherkammern Massilias erzwingen mögen, jedes durch Feuer gezeitigte Faß kommt doch von Dir. Du sendest Deinen unglücklichen Freunden weit übers Meer das verruchte Gift, und daß Du seit langer Zeit nicht nach Rom kommst, das thust Du, glaube ich, deshalb, damit Du nicht Deine Weine trinkst." So sagt auch Plinius: „Ueber die Rebensorten im narbonensischen Gallien kann ich nichts Bestimmtes behaupten, da sie dort den Wein fabriziren, ihn mit Rauch tränkend; wenn sie ihn nur nicht mit Kräutern und Medikamenten versetzten!" Ueberhaupt könnte sich unsere Zeit, in welcher oft genug Wein in den Handel kommt, den die Rebe als ihren Sohn verleugnen würde, leicht trösten, wenn der Anblick fremden Leidens einen wirklichen Trost gewährte; die Verfälschungskunst hatte in Rom bereits eine so hohe Stufe erreicht, daß Plinius sagt: „Schon genießen nicht einmal die vornehmsten Leute reinen Wein. Dahin sind die Sitten gerathen, daß nur noch die Namen der Sorten verkauft und sogleich in den Kufen

die Weinernten gefälscht werden.“ Bereits Kato weiß Mittel, die Blume zu verbessern, das Wasser im Wein zu erkennen. Besonders häufig mischte man zu ordinären Sorten die Hefe oder den Weinstein von edleren und suchte den herben Geschmack eines Krätzers durch süßen eingekochten Mostsaft zu vertreiben. Einen ganzen Haufen von Rezepten zu Quacksalbereien aller Art enthält das elfte Buch des Palladius, eines Schriftstellers des 4. Jahrhunderts n. Chr. Auf dem Stande der Weinverkäufer lastet deshalb dieselbe Verachtung, derselbe Verdacht der Betrügerei wie in Griechenland. Horaz nennt sie „knauserig“ und „unredlich“ und Martial scherzt sarkastisch: „Durch ewige Regengüsse geplagt, trieft die Weinlese; auch wenn Du es willst, Schenkwirth, kannst Du nicht lauteren verkaufen!“ Dagegen sagt derselbe umgekehrt über einen Weinverkäufer in dem an Trinkwasser armen, an Wein reichen Ravenna: „Neulich hat mich ein listiger Wirth in Ravenna betrogen; denn als ich gemischten Wein verlangte, verkaufte er mir lauteren.“ Nur Sklaven und Leute der niedrigsten Klasse besuchten diese Orte, und nur in der Kaiserzeit verschmähten es lüderliche Schlemmer nicht, dort ihr Geld zu verprassen.

Die Römer folgten beim Weintrinken insofern der griechischen Sitte nicht, als sie nicht nur beim Vorgericht süßen Most tranken, sondern auch zwischen den Speisen Wein. Dagegen wurde auch bei ihnen der Wein mit Wasser gemischt und der Genuß des reinen Weines galt ebenfalls für das Merkmal eines Trunkenboldes. Das gewöhnlichste Verhältniß des Weines zum Wasser war wol 1 : 2, und in ihm wurde auch den Magenkranken nach Plinius gewöhnlich der Wein verabreicht. Da der Wein nach der römischen Behandlungsart viel Hefensatz behielt, so mußte man ihn vor der Mischung klären und dies geschah entweder vermittelst eines Eies oder indem man ihn der Nachtluft aussetzte, oder am gewöhnlichsten durch Filtriren, wozu man einen metallenen Durchschlag oder (bei geringeren Sorten) einen leinenen Sack nahm. Freilich verlor dabei der Wein

an Kraft, und man sprach deshalb auch von „Kastriren" desselben. Im Sommer pflegte man Schnee in das Sieb zu legen und den Wein darauf zu gießen. Ueberhaupt scheinen die Römer, als größere Feinschmecker, in der heißen Jahreszeit noch mehr Schnee und Eis konsumirt zu haben, als die Griechen. Seneka tadelt den Genuß des Schnees als eine luxuriöse Verwöhnung seiner Zeitgenossen am heftigsten. „Nicht einmal zufrieden sind sie mit Schnee," sagt er, „sondern Eis lassen sie kommen, als ob es vermöge seiner größeren Festigkeit sicherer Kälte entwickle, und dieses wird nicht von der Höhe geholt, sondern, damit es größere Kraft und durchdringendere Kälte besitze, aus Verstecken herausgegraben; daher hat es auch verschiedenen Preis. Die Lakedämonier haben die Salbenhändler einst aus ihrer Stadt vertrieben und des Landes verwiesen, weil sie das Oel verdärben. Was würden sie gethan haben, wenn sie unsere Eisgruben gesehen hätten und die Menge von Lastthieren, welche zum Transporte des gefrorenen Wassers dienen, dessen Farbe und Geschmack zudem durch die Spreu besudelt wird, die man zu seiner Aufbewahrung gebraucht?" Unter Neros Regirung fand man sogar, daß der Geschmack des gekochten und wieder gefrorenen Wassers noch weit feiner sei, und ließ deshalb das gesottene Wasser in gläsernen Flaschen im Schnee zu Eis gefrieren. Schlechtem Weine gegenüber kam dann wol dieses Eis theuerer zu stehen, und Martial sagt darum: „Massilischen Rauch unter Schneewasser zu mischen unterlaß, damit Dir nicht mehr koste das Wasser!" Elagabal ließ ganze Schneeberge anfahren, um die Luft abzukühlen! — Aber auch dem Glühwein sprachen die Römer fleißiger zu, und schon zu Plautus Zeit gab es Restaurationen, in denen nur warme Getränke und Speisen verkauft wurden. Auch haben sich einige, zum Theil recht zierlich gestaltete, in der Konstruktion den Theemaschinen ähnliche Bronzegefäße erhalten, die ohne Zweifel zur Bereitung der Calda bestimmt waren.

Vor der Hauptmahlzeit Wein zu trinken, galt auch in

Rom lange für unanständig. Plinius nennt es „eine neue Erfindung“ nüchtern zu trinken, und erklärt es für höchst schädlich. Ebenso spricht sich Seneka aus: „Scheinen Dir diejenigen der Natur nicht geradezu zuwider zu leben, die nüchtern trinken, die den Wein mit leerem Magen aufnehmen und betrunken zum Essen übergehen? Aber dies ist gerade ein häufiger Fehler junger Leute, welche ihre Kräfte üben, daß sie beinahe an der Schwelle des Bades trinken, ja sogar zechen. Nach dem Frühstücke oder Mittagsmahle zu trinken ist gemein, das thun die Bauern und Alle, die den wahren Genuß nicht kennen!“ Obgleich man nun bei der Mahlzeit Wein trank, folgte doch derselben häufig ein eigentliches Trinkgelage, das sich zuweilen bis tief in die Nacht ausdehnte. Im Allgemeinen waren diese Konvivia den griechischen Symposien sehr ähnlich, nur daß die Römer sich hinsichtlich der Unterhaltung passiver verhielten, und sich lieber an den Vorstellungen von Musikern, Tänzern, Schauspielern, Gauklern und Gladiatoren ergötzten als durch heitere Gesellschaftsspiele und angenehme Gespräche erheiterten. Es fehlten weder die Kränze noch die Trinkkönige, noch das Zutrinken und die übrigen Regeln des Comments. In einer Satire, worin er die in der Stadt schmerzlich vermißten Annehmlichkeiten des Landlebens schildert, sagt Horaz unter anderm: „Wie es Jedem beliebt, leeren die Tischgenossen ihre ungleichen Becher, nicht gebunden an unsinnige Gesetze, mögen sie nun als tapfere Zecher zu stärkeren Pokalen greifen, oder sich lieber mit mäßigen befeuchten.“ Cicero läßt seinen Kato die griechische Sitte loben, sagt aber von seinem Feinde Verres: „Jener gestrenge und pünktliche Prätor, der noch nie den Gesetzen des römischen Volkes gehorcht hatte, fügte sich genau den Gesetzen, welche beim Becher festgesetzt wurden.“ Eine neue Art, die Gesundheit der Geliebten und der Freunde zu trinken, kam in Martials Zeit auf. Man ließ sich nämlich so viele Schöpflöffel (cyathus = $^1/_{24}$ Quart) in den Pokal

füllen, als der Name der erwähnten Person Buchstaben hatte. So liest man z. B. bei Martial:

„Lävia trink' ich mit sechs, mit sieben Bechern Justina,
Lykas mit fünf, mit vier Lyde, die Ida mit drei'n.
Jede der Freundinnen zähl' ein Pokal, gefüllt mit Falerner,
Und weil keine mir kommt, komme denn Du mir, o Schlaf!"

Zum Kommersiren gehörten besonders auch die in zierlich modellirte Thierköpfe endenden Trinkhörner, aus denen gewöhnlich eine kleine Oeffnung im Thierrachen den Weinstrahl entsendete, welcher dann vom Trinker geschickt aufgefangen werden mußte. Zuweilen brach auch, wie in Athen, die ganze Gesellschaft auf, um in einem anderen Hause ungeladen weiter zu zechen. Martial und Juvenal bezeugen, mit welchem Lärm und Tumult es oft bei solchen Orgien herging, wenn es auch nicht allemal so weit kam, wie bei denen des Verres, von welchen Cicero sagt: „Das Ende pflegte so zu sein, daß der Eine vom Trinkgelage wie aus einem Gefechte weggetragen, die Anderen für todt zurückgelassen wurden, die Meisten ohne Verstand und Besinnung dalagen, so daß Jeder, der es erblickte, nicht das Gastmahl eines Prätor, sondern das Schlachtfeld von Kannä zu sehen vermeint hätte." Der griechisch-römische Comment beim Trinken bestand übrigens bis zum Untergange des west-römischen Reiches. Noch der heilige Ambrosius klagt über die Unsitte: „Wenn man die Reihen der verschiedenen Pokale sieht", sagt er, „sollte man sie für eine geordnete Schlachtlinie halten. Wenn das Trinkgelage aber fortschreitet, entstehen verschiedene Kämpfe und große Wettstreite darüber, wer im Trinken das Meiste leistet. Eine schwere Rüge trifft den, welcher sich entschuldigen will, welcher meint, man müsse den Wein verdünnen. So geht es schon bis zum Nachtisch fort. Ist aber das Mahl vorüber, und glaubt man, es sei nun Zeit zum Aufstehen, so fangen sie das Trinken von Neuem an. Es wird das Maß festgestellt, vor dem Richter gewettet, nach dem Gesetze entschieden. — —

Auch fließt der Wein durch ein Horn in die Kehlen und wenn Jemand dabei Athem holt, so hat er ein Verbrechen begangen und gilt für degradirt." Es wäre eine leichte Mühe, eine Galerie berühmter Trinker und Trinkerinnen aus der sinkenden Periode Roms zusammenzustellen; allein es geht den Koryphäen der grobsinnlichen Genußsucht jener Zeit bei ihrer Widerwärtigkeit selbst der Reiz des Komischen ab. Der berüchtigste römische Trinker bis zu Plinius, des Aelteren, Zeit war der Mailänder Novellius Torquatus, genannt Trikongius, der selbst dem Kaiser Tiberius das Kunststück vormachen mußte, 3 congii = 8,6 preuß. Quart in einem Zuge zu leeren, „dem", wie Plinius sagt, „nie die Zunge den Dienst versagte, der gewissenhaft nie beim Schlucken Athem holte noch etwas verschüttete, der nie eine Neige im Becher ließ, die auf den Estrich geschleudert einen Ton erzeugt hätte!"

Wo bleibt nun aber bei dieser Allgemeinheit des Weingenusses im Alterthume das edle Bier? Auf diese Frage des geneigten Lesers muß man freilich erwiedern, daß weder Griechen noch Römer sich des Bieres oder anderer Surrogate bedient haben und daß Plinius blos dem Weine nachsagt, daß die Menschen es ihm verdankten, allein von allen Geschöpfen trinken zu können, ohne Durst zu haben! Wie konnte er auch ahnen, daß einst eine Zeit erscheinen würde, wo die Bierkonsumtion sich tief in die Weingegenden hineindrängte, wo die Ruhe ganzer Länder theilweise von dem Preis des Gerstensaftes abhinge? Aber wenn die ächte Gabe des Dionysos auch in Hellas und Rom alle Nachahmungen überflüssig machte, so verfiel der Erfindungsgeist der von der Natur weniger begünstigten Länder schon in früher Zeit auf die Gerste als Ersatzmittel des Weines, ja Diodor von Sizilien, ein Zeitgenosse Augusts, erzählt, daß Dionysos selbst den aus Gerste bereiteten Wein erfunden haben sollte, „der an Wohlgeruch nicht viel hinter dem Wein zurücksteht". Gerade die ältesten Kulturvölker, die Inder und Aegypter, haben das Bierbrauen verstanden. Herodot erwähnt

es, daß die Aegypter aus Mangel an Weinbergen sich Gersten=wein bereiteten. Athenäus erzählt dasselbe und fügt hinzu: „Die den Gerstenwein genießen, werden dort so fröhlich, daß sie auch singen und tanzen, und Alles thun, was wir an Weinberauschten wahrnehmen.“ Die berühmteste Bierstadt Aegyptens scheint das als der Schlüssel des Landes bekannte Pelusium gewesen zu sein. Wenigstens nennt Kolumella die Mohrrüben und Lupinen als Reizmittel bei den Pokalen des pelusischen Bieres, wobei wir unwillkürlich an den in den eigentlichen Biergegenden unentbehrlichen Rettig denken! Außerdem wurde auch in Alexandria viel Bier gebraut. Strabon erwähnt, daß der größte Theil der Bewohner dieser großen Stadt Bier anstatt Wein getrunken habe und nach einer Stelle des Dion Chrysostomos war dasselbe sogar oft mit Schuld an den berüchtigten Tumulten des dortigen Pöbels! Einige Spuren im alten Testamente weisen darauf, daß die Israeliten das ägyptische Gerstenweinrezept mit nach Kanaan genommen haben; freilich war das Land, wo Milch und Honig floß, auch reich genug an Wein. Nächst Aegypten ist Kreta zu nennen, wo, wie Posidonios erwähnt, die ärmeren Leute eine Art Weizenbier, mit Honig gemischt, zu trinken pflegten, das sie Kurmi nannten. Auch den Griechen war das Bier nicht unbekannt, da ihre Nachbarn, die Thraker, es liebten. Sie nannten es Pinon, Bryton und Zython. Der letztere Ausdruck bezeichnet aber im Allgemeinen alle meth= und ciderartigen Getränke. Eine überraschende Beobachtung an den vom Bier Berauschten wollte Aristoteles gemacht haben, indem er in einem bei Athenäus enthaltenen Fragmente sagt: „Die von den übrigen geistigen Getränken Berauschten fallen nach allen Seiten hin zur Erde, sowol auf die rechte, als auf die linke, kopfüber und rückwärts. Diejenigen aber, die sich ihren Rausch im Biere geholt haben, neigen sich beim Fallen nur nach hinten und rücklings.“ Neben den Thrakern war der Gebrauch des Bieres bekannt den Illyriern, Pannoniern und Dalmatinern, welche Dio Kassius zu den Völkern rechnet, die

am erbärmlichsten lebten, weil sie weder Oel noch Wein bauten, und Hirse und Gerste nicht blos äßen, sondern auch tränken! Aus diesem Grunde wurde auch der aus Pannonien stammende Kaiser Valens bei der Belagerung von Chalkedon von den Städtern unter anderem „Sabajarius" geschimpft; denn Sabaja war nach Ammian ein Getränk armer Leute in Illyrien, „aus Gerste oder Getreide, das man in eine Flüssigkeit verwandelt". Ueberhaupt waren die aus Getreide bereiteten Getränke über den ganzen Norden Europas verbreitet. Schon Pytheas, jener kühne Seefahrer des vierten Jahrhunderts v. Chr., fand im Norden ein Getränk aus Honig und Getreide und Virgil sagt in seiner Schilderung der hyperboräischen Lebensweise: „Die Nacht bringen sie mit Spielen zu und ahmen den Rebensaft nach durch gegohrenen Trank und saure Sperberbeeren." Bekannt ist vor allem die Leidenschaft unserer Vorfahren für „die Flüssigkeit, die," wie Tacitus sie beschreibt, „aus Gerste oder Weizen zu einiger Aehnlichkeit mit Wein zugerichtet ward." Nur die nächsten Anwohner des Rheins kauften Wein, während die großen Stämme der Nervier und Sueven nach Cäsars Bericht sogar die Weineinfuhr verboten, weil sie von diesem Luxusartikel entnervende Folgen fürchteten. Da nun aber, wenn Tacitus recht unterrichtet war, das Zechen Tag und Nacht fortdauerte und selbst die politischen Angelegenheiten beim Becher abgemacht wurden, so muß der Verbrauch des Gerstensaftes bereits ein ungeheurer gewesen sein. Nächst den Germanen waren die Kelten in Gallien und Spanien in Bereitung und Vertilgung des Gerstenweines sehr erfahren. Die Gallier nannten ihn „Cervisia", die Spanier „Ceria" oder „Celia". Die Gallier heißt Ammian „eine auf Wein erpichte Nation, die verschiedene Getränke dem Wein nachkünstelt", und Plinius spricht sich über das gallische Bier folgendermaßen aus: „Auch die Völker des Westens haben ihre Trunkenheit und sie bewirken dieselbe durch gewässertes Getreide. Es giebt in Gallien und Spanien verschiedene Arten und Namen davon; die Bereitungs-

art bleibt dieselbe. Die Spanier haben diese Getränke bereits gelehrt das Alter zu vertragen. In keinem Theile der Welt also fehlt die Trunkenheit. Sie schlürfen nämlich solche Getränke lauter, ohne sie, wie den Wein, durch Verdünnung zu mildern. Und doch schien die Natur dort nur Getreide hervorbringen zu wollen! Aber ach! mit der dem Laster eigenthümlichen, außerordentlichen Geschicklichkeit hat man erfunden, wie auch das bloße Wasser berauschend würde." Spricht hier der ernste Naturforscher mit deutlicher Verachtung vom Biere, so thut er dies noch mehr an einer anderen Stelle, wo er von der Anwendung des Bierschaums zur Erhaltung eines schönen Teints redet. „Denn was das Getränk selbst betrifft," fährt er dort fort, „so ist es vorzuziehen, zur Besprechung des Weines überzugehen." Zu diesem Bierverächter bildet jener spanische König den besten Gegensatz, von welchem der Geschichtschreiber Polybios erzählt hat, daß mitten in seinem Palast goldene und silberne Gefäße standen, gefüllt mit Gerstenwein! Noch hat endlich auch in der alten spanischen Geschichte einmal das Bier eine Rolle gespielt. Als nämlich bei der heldenmüthigen Vertheidigung Numantias zuletzt die Bewohner aus Verzweiflung beschlossen hatten, unter die Soldaten Scipios herauszubrechen und den Tod zu suchen, da hielten sie zuvor, wie Florus erzählt, ein Leichenmahl, aus halbrohem Fleische bestehend, und befeuerten ihren Muth und ihre Kräfte durch Bier.

Ist nun also über den Gebrauch und die berauschende Kraft eines aus Gerste bereiteten Absuds kein Zweifel, so wissen wir fast nichts Näheres über die Bereitung und besonders über die in Spanien erfundene Kunst, dem Biere Haltbarkeit zu verleihen. Von der Anwendung des Hopfens, den übrigens Plinius kennt, findet sich keine Spur, und doch muß jenes Mittel irgend ein Pflanzendekokt gewesen sein. Am meisten lernt man noch aus Orosius, der in seiner zu Anfang des fünften Jahrhunderts n. Chr. entstandenen Weltgeschichte auch der Belagerung Numantias gedenkt und als geborener Spanier besonderen

Glauben verdient, wenn er über das dabei getrunkene Bier schreibt: „Jene feurige Kraft wird erweckt aus dem Keime des naß gemachten Getreides, das dann getrocknet und in Mehl verwandelt mit einem milden Safte vermischt wird, durch dessen Gährung die Herbheit des Geschmackes und die berauschende Glut erzeugt wird.“ Die Natur des „milden Saftes“ bleibt zwar dunkel, aber sonst stimmt mit der Beschreibung die Angabe des Zosimos aus Panopolis in Aegypten, von dem noch der kleine Rest einer Schrift über das Bierbrauen vorhanden ist. Auch dieser spricht nur von Luftmalz, das geschroten und mit Sauerteig zu Brot gebacken werden soll, und das dann mit einem Aufgusse von süßem Wasser gelind gekocht wird. Die Bereitung des Bieres aus Brot wird auch von Ulpian in den Pandekten erwähnt, da es in Frage kam, was bei einem Vermächtnisse unter dem Worte „Wein“ verstanden werden sollte. „Das Bier wenigstens,“ sagt er, „das man in einigen Provinzen aus Weizen oder Gerste oder Brot bereitet, wird nicht mit inbegriffen sein.“

Das Edikt Diokletian's über die Maximalpreise aller Waaren unterscheidet zwischen zythum und cervisia und setzt vom ersten den Sextarius (etwa 1/2 Quart) zu 2, vom zweiten zu 4 Denaren an. Wenn nun auch der Werth dieser Münze zweifelhaft ist (man schwankt zwischen 6/7 und 1/4 Sgr.), so erkennt man doch aus den Zahlen, daß das Bier keltischer Erfindung zu dem gewöhnlichen Gerstentranke in demselben Verhältnisse stand, wie heute das bairische Bier zu dem einheimischen. Aber auch das Preisverhältniß zwischen Bier und Wein hat sich nicht wesentlich geändert; denn den Sextarius vom Landwein bestimmt das Edikt auf 8 Denare, von den feineren Sorten auf 24—30.

Zum Schlusse theilen wir noch ein Epigramm des Kaisers Julian über das Bier seinem Inhalte nach mit, das freilich hinsichtlich des Geschmackes den Apostaten in gleicher Linie mit Plinius erscheinen läßt: „Wer und woher bist Du, Dionysos?

Denn beim wahrhaften Bacchus, ich anerkenne Dich nicht; nur des Zeus-Sohn ist mir bekannt. Jener duftet nach Nektar, Du aber nach Bock. Aus Mangel an Trauben haben Dich die Kelten gefertigt aus Aehren. Deshalb solltest Du heißen Demetrios (von Demeter-Ceres), nicht Dionysos, Weizengeborener (im Griechischen Wortspiel mit: Feuergeborener), und Bromos (Hafer), nicht Bromios (der Lärmende, Beiname des Dionysos)."

XI.

Die griechische und römische Küche.

Wenn man auch nicht nach dem Beispiele materialistischer Gutschmecker den Magen zum „Centrum aller Dinge" erheben darf, so läßt sich doch eine enge Verbindung zwischen den Empfindungen der Zunge und des Herzens nicht leugnen. Ja das Wohlbehagen und die Zufriedenheit des Einzelnen, sowie die Ruhe ganzer Völker hängt mehr oder weniger von dem Vorhandensein und der Beschaffenheit gewisser Nahrungsmittel ab. Dies gilt freilich weit mehr von den Bewohnern kälterer Klimate, wo theils Mutter Natur nur gegen harte Arbeit ihre Gaben spendet, theils der Appetit mit der Rührigkeit des Fleißes und dem tieferen Stande des Thermometers wächst, als von den genügsameren und sich mehr mit vegetabilischer Kost begnügenden Naturen der Südländer. Daß man aber auch in diesem Himmelsstriche im Alterthume bereits die Wichtigkeit des Nahrungstriebes und der daraus entspringenden Genüsse erkannte, bezeugt besonders Vater Platon in folgender Aeußerung: „Ich sehe, daß alle menschlichen Dinge von drei Bedürfnissen und Trieben abhängen, aus welchen bei richtiger Leitung die Tugend, bei schlechter das Gegentheil entsteht. Es sind dies aber erstlich Speise und Trank; nach diesen fühlt jedes Ge=

schöpf von Geburt an Begierde und ist voll Verlangen und taub gegen jede Stimme, die ihm etwas Anderes zu thun befiehlt, als allen hierauf bezüglichen Neigungen und Lüsten Genüge zu leisten und jede Betrübniß zu vermeiden. Der dritte und stärkste Trieb entbrennt wegen Fortpflanzung des Geschlechtes.“ Und eben weil die Sorge für die Beköstigung des Leibes so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingreift, pflegen sich auch die Methoden, das menschliche Dasein durch Nahrung zu fristen, nach dem jedesmaligen Charakter der Zivilisation zu gestalten, so daß man beinahe zu dem einzelnen Volke sprechen könnte: „Sage mir, was Du issest, und ich will Dir sagen, auf welcher Stufe der allgemeinen Kultur Du stehst!“ Tritt freilich endlich durch Verweichlichung und Ueberfeinerung eine ungeregelte Neigung zu ausgesuchten, seltenen und theueren Lebensmitteln ein, wird die Gastronomie ein integrirender Bestandtheil der feinen Bildung, artet die Sorge für den Magen in Sorge für den Gaumen aus: dann ist auch dieses Erscheinen der rohesten aller Luxusgattungen ein sicheres Zeichen des Verfalles und Zurückgehens der Nation.

In solcher Weise betrachtet, zeigt schon das von Homer geschilderte heroische Zeitalter manche Aehnlichkeit mit den späteren mittelalterlichen Kulturzuständen. Auch in jener frühen ritterlichen Periode stand der Appetit der Fürsten und Edeln in richtigem Verhältniß mit dem bewegten Leben und dem steten Sichherumtummeln auf Kriegen und Jagden. Wie oft heißt es nicht in der homerischen Erzählung: „So saßen wir denn den ganzen Tag bis zum Untergange der Sonne, unsäglich viel Fleisch und süßen Wein schmausend!“ Es gehörte der fröhliche Genuß des Mahles einmal zur heiteren und derben Sinnlichkeit jener Weltanschauung, was am deutlichsten Odysseus an der Festtafel des Alkinoos in Scheria sagt, indem er in die Worte ausbricht: „Ich behaupte, daß es kein angenehmeres Ziel giebt, als wenn Frohsinn ein gesammtes Volk erfüllt und die Gäste im Palaste einem Sänger lauschen, der Reihe nach

sitzend, während die Tische voll Brod und Fleisch sind und der Mundschenk aus dem Mischkessel Wein schöpfend und herumtragend, die Becher vollschenkt: das dünkt mir im Herzen etwas Herrliches zu sein!“ Die Veranlassung zu dieser von Platon und Lukian getadelten Aeußerung und ihr Accent liegt aber doch im Gesange des Barden. Das bloße Essen und Trinken gilt schon den Hellenen dieser Periode nicht als eigentlicher Genuß und Schmuck des Mahles, sondern eben die geselligen Freuden, besonders Tanz, Musik und Erzählung. Selbst die Bettler bedienen sich unter einander des Schimpfwortes „Fresser“, und von dem berüchtigten Iros sagt der Dichter, er habe sich darin ausgezeichnet, „mit wahnsinnigem Magen ununterbrochen zu essen und zu trinken.“ Auch der fromme Sinn fehlte nicht, da ja bei den Hauptmahlzeiten das Schlachtthier meistens zugleich Opferthier war und man dabei nie versäumte, den Göttern eine Weinspende darzubringen.

Die Hauptnahrung der homerischen Helden bestand in gebratenem Fleische von Rindern, Ziegen, Schafen, wilden Ziegen und Hirschen. Die Zurichtungsart war sehr einfach. Die Thiere wurden gehäutet (die Schweine gesengt), in Stücke zerschnitten, an Bratspießen über dem Feuer gewendet und endlich vor dem Anrichten mit Mehl bestreut. Als das Leckerste wurden den Ehrengästen Rückenstücke vom Rinde vorgelegt, und sowie Telemach und Nestors Sohn Peisistratos bei dem Hochzeitsmahle in Sparta die Ehrenportionen bekamen, welche man vorher dem Könige Menelaos selbst vorgelegt hatte, machten nach Herodot auch in der Folge die spartanischen konstitutionellen Herrscher auf den Lendenbraten beim Opferschmause Anspruch. Ueberhaupt pflegte jedem Gaste und auch den Hausgenossen ihre Fleischportion vorgelegt zu werden, eine Sitte, die später noch bei den spartanischen Syssitien und auch anderwärts bei gemeinschaftlichen Opferschmäusen vorkam, aber von Plutarch als mit der verschiedenen Weite der Mägen nicht harmonirend und an die mathematische Gleichheit der Speisehausrationen erinnernd,

getadelt und verspottet wird. Der Ferkelbraten scheint den Zungen jener Recken zu weichlich vorgekommen zu sein; denn Eumäos, der Schweinhirt, entschuldigt sich gegen seinen Gast Odysseus wegen dieser Speise in folgenden Worten: „Iß nun, o Fremdling, was da für die Knechte vorhanden ist, Ferkelfleisch; die Mastschweine aber essen die Freier." Später kam das verachtete Ferkel wieder zu großen Ehren, und schon bei Aeschylos heißt es: „Ich lege dieses wohl gesäugte Ferkel in die rauschende Pfanne. Denn welches Gericht könnte es geben für einen Mann, besser als dieses?" Dagegen verschmähten die Freier der Penelope nicht eine Art von Blutwurst, welche aus Geismagen, mit Fett und Blut gefüllt, bestand. Eine solche Magenwurst setzten sie als Siegespreis aus für die sich boxenden Bettler Iros und Odysseus. Auch sie wurde nicht gekocht, sondern gebraten und den schlaflosen, unausgesetzt über das Verderben seiner Feinde nachsinnenden Odysseus vergleicht der Dichter naiv genug einem Manne, „der bei hell flackerndem Feuer einen mit Fett und Blut gestopften Magen geschickt hin und her wendet und ihn schnell gebraten wünscht!" Selbst die Kinder der Edeln wurden bald an nährende Fleischkost gewöhnt, wie denn Hektors Söhnlein Astyanax „auf des Vaters Knieen Rückenmark nur aß und das fette Schmalz von Schafen". Merkwürdig ist es dagegen, daß bei Aufzählung der Speisen des Federviehes nie Erwähnung geschieht. Die Vogelbeize vermittelst abgerichteter Geier wird nur eine noble Passion gewesen sein und fast scheint es, als ob selbst die Gänsezucht von Helena und Penelope nur der Federn wegen getrieben worden sei. Denn daß man den Werth dieser Vögel erkannte, ist ersichtlich, wenn bei der Abreise Telemachs aus Sparta ein Adler eine „riesige, weiße, im Hause aufgefütterte Gans" raubt und Männer und Weiber ihm schreiend folgen, damit er den Raub fallen lasse, oder noch mehr, wenn Penelope selbst im Traume über die Ermordung ihrer zwanzig Weizen fressenden Gänse durch einen Adler weint und schluchzt. Noch auffallender aber

ist bei der großen Beliebtheit der Fische in späterer Zeit, daß dieselben von Homer niemals unter den Gerichten der Tafel erwähnt werden. Schon den Alten fiel dies auf, und Platon schreibt in seinem Buche über den Staat: „Du weißt, daß Homer seine Helden im Felde weder mit Fischen bewirthet, während sie doch am Hellespont lagerten, noch mit gekochtem Fleisch, sondern nur mit Braten, was für Soldaten auch wol am bequemsten ist; denn es ist doch allenthalben leichter, das Feuer selbst zu gebrauchen, als sich mit Kochgeschirr zu schleppen." Allein diese Erklärung vom militärisch praktischen Gesichtspunkte aus ist nicht stichhaltig, da auch die Freier im Hause des Odysseus nie Seethiere genießen, obgleich das Meer um Ithaka so reich an Produkten war. Im Gegentheil betrachtete man überhaupt die Fischkost als gemein, als die Nahrung der Aermsten im Volke, und daraus erklärt sich der Widerspruch, daß Homer zwar des Fischfanges gedenkt und den Fischreichthum unter den Segnungen eines Landes aufführt, aber doch seine handelnden Personen nur zweimal in Fällen großer Noth, nachdem alle Lebensmittel ausgegangen waren, zu den Fischen greifen läßt, zuerst die Gefährten des Menelaos an der ägyptischen Küste, „die immer um die Insel schweifend mit gekrümmten Angelhaken fischten, während Hunger den Magen aufrieb," und dann die Leute des Odysseus auf der Insel des Helios, die auch nur „aus Noth" auf Fische und Vögel Jagd machten. Daß wenigstens in solchen Lagen auch die Auster gegessen wurde, erkennt man aus dem Spotte, in dem sich Patroklos über den kopfüber vom Wagen stürzenden Wagenlenker Hektors ergeht: „Wenn dieser Mann im fischreichen Pontos wäre, könnte er Viele sättigen, Austern suchend, indem er vom Schiffe hinabspränge, wenn auch bei stürmischer See." Wie die Fische dienten wol auch verschiedene Gemüse (der Dichter nennt Kichererbsen, Saubohnen, Zwiebeln und Mohn) und Obstarten (Feigen, Oliven, Granaten, Birnen und Aepfel) dem Volke zur Nahrung. Die Zwiebel setzt auch der greise Nestor neben

frischem Honig in seinem Zelte seinen Gästen vor „als eine passende Zukost zum Wein". Aber auch hierin änderte sich der Geschmack und Plutarch sagt, diese Zugabe sei passender für Matrosen und Schiffer gewesen als für Könige! — Zum Fleische essen die Vornehmen nur Brod, bereitet aus dem auf Handmühlen von Weibern gemahlenen Weizen, den Homer sowie die Gerste „das Mark der Männer" nennt. Das grobe Gerstenmehl wurde wol auch in breiartigem Zustande genossen. Wenigstens nimmt Telemach auf Athenas Rath Mehl mit auf die Seereise und auf dem Schilde des Achilleus wird für die Schnitter von Weibern eine Mehlspeise bereitet, während Herolde abseits einen Stier schlachten und zurichten. Endlich liebte man eine dicke Kaltschale, zusammengebraut aus starkem pramnischen Wein, Honig und Ziegenkäse; dieselbe blieb in späterer Zeit ein hellenisches Labsal, wenn man auch Mehl nahm anstatt des Käses, der in der griechischen und römischen Küche eben so unvermeidliche Zuthat ist, wie heute in der nordgermanischen die Milch! Um die Milch zum Gerinnen zu bringen, wendete man den Saft des Feigenbaumes an. Von Benutzung des Olivenöles in der Kochkunst, das in der historischen Zeit die Stelle der Butter und des Schmalzes vertrat und heute noch dem Nordländer die Tafelfreuden des Südens vergällt, findet sich bei Homer noch keine Spur. Das Fleisch wurde im eigenen Safte gebraten. Unsere Butter stammt wol ihrem Namen nach aus Griechenland, wurde aber nie den Speisen zugesetzt, sondern ausschließlich als Medikament für Menschen und Vieh verwendet, äußerlich als Pflaster, innerlich gegen Vergiftung, Husten und Obstruktion. In einem Fragmente des Komikers Anaxandridas werden die Thraker „Butteresser" genannt und der Perieget Hekatäos erzählt ebenfalls von den Bewohnern jener Gegenden als etwas Merkwürdiges, daß sie Bier tränken und sich mit „Milchöl" salbten! Plinius aber sagt im Allgemeinen: „Aus der Milch wird auch Butter gemacht; dies ist eine sehr beliebte Speise barbarischer Völker und ihr Besitz

trennt die Reichen vom Pöbel.“ Daß endlich die Gerichte mit Salz gewürzt wurden, ist aus mehreren Stellen Homers ersichtlich, besonders aus denen, wo von Menschen, tief im Binnenlande, die Rede ist, „welche das Meer nicht kennen und keine mit Salzkörnern gemischte Speise essen.“

Hinsichtlich des Geschmackes, den die späteren Griechen bei ihren Mahlzeiten zu erkennen gaben, und des höheren oder geringeren Werthes, den sie in Quantität und Qualität auf die Tafelgenüsse überhaupt legten, muß man wohl unterscheiden nach dem verschiedenen Charakter der einzelnen Stämme. Im Allgemeinen aber begnügte man sich während der guten Periode in Hellas mit einfacher Kost. Diese Anspruchslosigkeit und Mäßigkeit bildete besonders mit dem Tafelluxus der persischen Könige und Magnaten einen auffallenden Kontrast, bei denen das Fleisch in Unmasse und ein reichlicher Nachtisch Mode war. So sagt denn auch Herodot: „An ihrem Geburtstage halten sie es für billig, ein volleres Mahl als sonst aufzutragen und die Reichen lassen sich dann einen Stier, ein Pferd, ein Kameel, einen Esel, ganz im Ofen gebraten, vorsetzen; die Aermeren verspeisen aber kleineres Heerdenvieh. Die Perser haben wenig Gerichte, aber Vielerlei zum Dessert und zwar Eines nach dem Anderen. Eben darum behaupten sie auch, die Hellenen hören hungrig auf zu speisen, weil ihnen nach der Mahlzeit nichts aufgetischt werde, das der Rede werth sei; würde ihnen etwas aufgetischt, so hörten sie wol nicht auf zu essen.“ Darum läßt auch Aristophanes in den „Acharnern“ den aus Persien zurückgekehrten Gesandten erzählen: „Dann lud uns der König zu Tafel und setzte uns ganze geschmorte Rinder vor,“ worauf der ehrliche Landmann Dikäopolis schreit: „Wer sah wol je ganz geschmorte Rinder? Ueber die Aufschneiderei!“ Recht bezeichnend ist auch für diesen Unterschied die Aeußerung des Königs Pausanias, der sich nach der Schlacht bei Platää die herrliche Mahlzeit des persischen Feldherrn auftragen ließ und beim Anblicke derselben höhnisch ausrief: „Bei den Göttern!

Ein rechter Gourmand war doch dieser Perser, daß er, im Besitze von so Vielem, zu unserem Brei gekommen ist!" Und mit Recht konnte auch der Spartaner Demarat zum König Xerxes sagen: „In Griechenland ist die Armuth zu Hause," und der Komiker Antiphanes die Hellenen „Kleintäfler" und „Blätterfresser" nennen. — Die äolischen Thessalier, in materiellem Wohlstande lebend, zeigten große Neigung zu den grobsinnlichen Genüssen und waren als Schwelger und Verschwender berüchtigt. Ihr Hunger war sprichwörtlich, und „thessalisch vorschneiden" hieß, große Stücke machen. Neben ihnen florirten die Böotier im Rufe der Vielesserei und Gutschmeckerei. Ihre sumpfigen Niederungen waren reich an Produkten, die dem Magen zusagten, besonders an fetten Gänsen, Hühnern und Enten, Hasen und prächtigen Aalen, und bei nicht zu leugnendem Mangel an geistiger Empfänglichkeit suchten sie Entschädigung in den Genüssen des Gaumens, wenn auch weniger mit raffinirter Leckerhaftigkeit als bäurischer Gefräßigkeit. Die komischen Dichter wimmeln von Spötteleien auf diesen Charakterzug. Unter Anderem heißt es bei Eubulos: „Hierauf kamen sie nach Theben, wo man Tag und Nacht zu Tische sitzt und jeder seine Düngstätte vor der Thüre hat, und wo es für einen satten Sterblichen weiter kein höheres Gut giebt." Polybios berichtet, daß unter den Thebanern nach der Zeit ihrer Glanzperiode die größte Lüderlichkeit geherrscht habe, so daß die Kinderlosen ihr Vermögen gemeinschaftlich mit guten Freunden verpraßten und auch die Familienväter den größten Theil ihrer Habe den Tischgästen zuwendeten. Damit stimmt es vollkommen, wenn Kleitarchos, der Geschichtschreiber, behauptet haben soll, das ganze Vermögen der thebanischen Bürger bei Eroberung der Stadt durch Alexander, den Großen, habe nur noch in 660,000 Thlrn. bestanden. Bei dem großen Diner, welches der Thebaner Automnos dem General Mardonios nebst funfzig Kavalieren aus dessen Suite gab, soll es nach Athenäus Pasteten, Backfische, Sardellen, Würste und Schinken mit Erbsenmuß gesetzt haben, wenn nicht

auch diese Speisekarte der übeln Nachrede ihren Ursprung verdankt! Denn weit in die römische Kaiserzeit hinein klebte der Vorwurf des Schlaraffenlebens den Böotiern an und noch Plutarch erzählt, daß sein Bruder Lamprias bei einem Schmause in Eleusis wegen seines böotischen Appetites geneckt worden sei. Die Korinther, Argiver und Eleer genossen eines kaum besseren Rufes. Die Mahlzeiten der an altväterischer Sitte festhaltenden Arkadier waren sehr reichlich und bestanden nach Hekatäos fast ausschließlich aus Grütze und Schweinefleisch. Die Einfachheit der spartanischen Kost ist ebenfalls bekannt. Bei den gemeinschaftlichen öffentlichen Mahlzeiten, zu denen jeder monatlich $1\frac{1}{2}$ Medimnus Gerstengrütze oder Mehl, acht Choën Wein, fünf Minen Käse, dritthalb Pfund Feigen und zehn äginetische Obolen an Geld beizutragen hatte, war das tägliche Hauptgericht die berühmte spartanische Blutsuppe, um deren willen sich einst einer der pontischen Könige einen Koch aus Sparta verschrieb. Sie wurde aus dem in seinem Blute gekochten Schweinefleisch bereitet und nur mit Essig und Salz gewürzt, glich also einigermaßen unserem Schwarzsauer. Käse, Oliven und Feigen bildeten den Nachtisch. Dabei war es jedoch dem Einzelnen unverwehrt, als freiwilligen Zuschuß zu den Mahlzeiten seine Jagdbeute oder Erträgnisse seiner Viehzucht sowie auch Weizenbrod den Tischgenossen zum Besten zu geben und diese Gerichte waren dann zur Suppe das Nachgericht. So hatten denn die spartanischen Damen, die von den Syssitien ausgeschlossen allein zu Hause speisen mußten, nicht nöthig, sich argwöhnischen Gedanken über die Ausgaben und den Aufwand ihrer Männer hinzugeben! Bei solennen Festen und Opfermahlzeiten verstieg man sich etwas höher, schlachtete Ziegen und bewirthete die Gäste unter Zelten mit Mehlbrei, Weizenbrödchen, frischem Käse, Wurst, Fleisch und verschiedenen Hülsenfrüchten. Ein Beispiel von spartanischer Genügsamkeit liest man bei Plutarch. Ein reisender Spartaner kaufte sich in einer Herberge einen kleinen Fisch und gab denselben dem Wirthe zum Zurichten. Als dieser aber auch Käse,

Essig und Oel dazu forderte, antwortete er: „Ja, wenn ich Alles dies gehabt hätte, würde ich mir nicht den Fisch gekauft haben.“ Bezeichnend ist auch die von Athenäus angeführte Aeußerung eines Sybariten, der in Sparta an der öffentlichen Speisung theilnahm: „Nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Lakedämonier unter Allen die Tapfersten sind. Denn mancher Vernünftige würde wol tausendmal lieber sterben, als mit so armseliger Kost sich sättigen.“ Freilich bildete auch die raffinirte Ueppigkeit der Sizilianer, Tarentiner und Sybariten einen argen Gegensatz zu der spartanischen Sittenstrenge. Platon stellt in dem Buche über den Staat den syrakusischen Tisch und das Vielerlei der sizilischen Küche mit der korinthischen Hetärenwirthschaft in eine Linie des Tadels und Diodor nennt die Sybariten Bauchknechte und Wollüstlinge.

Die athenischen Mahlzeiten zeichneten sich dagegen ebenfalls durch Einfachheit aus und werden deshalb öfter von den Lustspieldichtern bespöttelt. Ein Parasit, den man fragte, ob ihm die athenische Tafel besser behagte oder die in Chalkis, antwortete, die entrées in Chalkis wären ihm lieber als die ganze Mahlzeit in Athen. Noch während der makedonischen Diadochenperiode, wo der Tafelluxus in Attika sehr gestiegen war, läßt der Komiker Lynkeus einen Gast zum Koche sprechen: „Mein Wirth, der heute opfert, ist aus Rhodos, ich aber, der Geladene, aus Perinth. Keiner von uns liebt die attische Küche. Man trägt da eine große Schüssel auf, in welcher fünf kleine Schüsselchen sich befinden; davon enthält das eine Knoblauch, das andere zwei Seeigel, das dritte eine süße Mehlspeise, das vierte zehn Austern, das letzte ein wenig Kaviar. Während ich nun esse, läßt der Andere etwas Anderes verschwinden, während Jener aber ißt, vertilge ich dieses. Ich möchte nun aber gern, mein Bester, sowol von Jenem als auch von Diesem; allein mein Wunsch ist unerfüllbar, denn ich habe keinen fünffachen Mund. Die Sächelchen gewähren wol einen bunten Anblick, taugen aber nicht für den Magen; man füllt wol den Mund,

wird aber nicht satt.“ Vereinigen sich nicht hierin die Klagen über Pariser Portionen und nordamerikanische Anrichteweise? Es scheint überhaupt, als ob der Athener den Genuß des Bechers, den er in dem auf das Mahl folgenden Symposion fand, den Freuden der Gutschmeckerei vorgezogen habe. Nirgend wird in den von Platon und Xenophon hinterlassenen Symposienschilderungen der vorangegangenen Gerichte Erwähnung gethan, obgleich in den Häusern des Agathon und des als Verschwender bekannten Kallias die Küche wohlbestellt gewesen sein wird. Platon selbst speiste höchst frugal und Plutarch wie Aelian erwähnen, daß der General Timotheos nach einem so einfachen und mit geistreicher Unterhaltung gewürzten Mahle geäußert habe: „Wer bei Platon zu Abend speist, befindet sich auch am nächsten Tage wohl,“ oder nach einer etwas ironischeren Version: „Ihr speist recht gut, mehr aber für den folgenden Tag, als für den betreffenden.“ Von den Bürgern seines idealen Staates meint derselbe Philosoph, sie sollten sich von Brod und Brei aus Gerste und Weizen nähren, und empfiehlt ihnen als Zukost: Salz, Oliven, Käse, Zwiebeln und Gemüse „wie sie auf dem Lande gekocht werden“. Er geht damit auf die Sitte der alten Zeit zurück, die sich noch später im Leben der Armen und beim Felddienst wiederholte. Solon soll den im Prytaneion auf Staatskosten Speisenden Brot nur an Festtagen; sonst Mehlbrei vorzusetzen befohlen haben. Der Dichter Chionides sagte in seinen „Bettlern“, wenn die Athener im Prytaneion die Dioskuren mit einem Frühstücke bewirtheten, so trügen sie Käse, Brei, reife Oliven und Lauch auf zum Andenken an die alte Lebensweise. Das Knoblauchessen und die Käsekost ist bei Aristophanes ein immer wiederkehrendes Symptom des Soldatenlebens, und der Feldherr Lamachos speist in den „Acharnern“ Salz, mit Thymian abgerieben, Knoblauch und alten Salzfisch. Jene Lazzaroni Athens aber, welche am achten jedes Monates im Theseustempel mit magerer Suppe abgefüttert wurden, sonst aber die der Göttin

Hekate geweihten Töpfe mit gekochten Hülsenfrüchten zu plündern pflegten und in der kalten Jahreszeit sich an den heißen Oefen der Badestuben wärmten, waren noch schlimmer daran: sie kochten sich nach Aristophanes statt nährender Brote Malvengemüse und statt Mehlbreis die Blätter des schmächtigen Rettigs. Bei dem Komiker Alexis werden als Bestandtheile der Bettlermahlzeiten genannt: ein wenig Gerstenbrei, Bohnen, Lupinen, Grünzeug, Rüben, Schoten, Wicken, Bucheckern, Zwiebeln, Baumgrillen, Erbsen, wilde Birnen und Feigen. Die herumstreichenden kynischen Philosophen der späteren Zeit füllten ebenfalls ihre stets hungrigen Mägen mit solcher Kost, besonders mit Lupinen, und Lukian läßt darum Menippos dem stygischen Charon auf die Frage nach dem Inhalte seines Ranzens antworten: „Lupinen, wenn Du willst, und das Mahl der Hekate.“ Krates aus Theben, ein Schüler des Diogenes, der auch ein „Lob des Linsenmußes“ geschrieben hat, antwortete auf die Frage, welchen Gewinn er der Philosophie verdankte: „Täglich meine Kanne Lupinen und Befreitsein von Sorgen.“ Doch würde man irren, wenn man viele der genannten vegetabilischen Naturprodukte blos als einen Nothbehelf für die Armuth ansehen wollte: sie bildeten auch gerade die Hauptbestandtheile der alltäglichen bürgerlichen Küche. Zuerst war der auf vielfache Weise bereitete Gerstenbrei, ähnlich der Polenta und den Maccaroni in Italien ein hellenisches Nationalgericht. Am deutlichsten beweist dies schon der oben erwähnte Ausruf des Pausanias. Auch Athenäus nennt diese Speise eine „im Volke gebräuchliche und gemeinschaftliche“, und in der „Frauenherrschaft“ des Aristophanes antwortet Praxagora, als sie gefragt wird, wie ein Raufbold büßen soll, nachdem er im Rausche Unbilden verübt: „Das büßt er am Brei, mit dem er genährt wird. Denn wenn Du die Kost ihm beschneidest, dann übt er nicht leicht wieder Gewalt.“ Das Weizenbrod war, wie bei uns, je nach der Beimischung oder Absonderung der Kleie, weiß oder schwarz. Das beste war das zu Athen gefertigte Achilleus=

brot. Man buk die Brote theils im Ofen, theils röstete man sie am Spieße über dem Feuer. Gerstenbrot galt als bäurische und sklavische Kost. Die Säuerung scheint nicht bei allen Sorten stattgefunden zu haben; wenigstens ist es auffallend, daß bei dem Gastmahle, welches der thrakische Fürst Seuthes den Offizieren von Xenophons Armee gab, die Brote ausdrücklich als „gesäuerte" bezeichnet werden. Uebrigens pflegte man das Brot vom Bäcker zu kaufen, der seine Waare durch Höferinnen vertreiben ließ, welche an Brutalität mit den Fischhändlerinnen wetteiferten. — Linsen- und Erbsenmuß und besonders Bohnen werden als gewöhnliche Hausmannskost am öftersten von den Komikern genannt. „Gäste wollen wir bewirthen," singt der Frauenchor in der „Lysistrata", aus Karystos kommen welche, feine und edle Männer; Hülsenmuß habe ich noch, habe auch ein geschlachtetes Ferkelchen, Euch zu laben an dem zarten, weichen Fleisch." So giebt es auch Theophrast als ein Merkmal des Stumpfsinnigen an, daß derselbe, wenn er sich auf dem Lande ein Linsengericht koche, zweimal Salz in den Topf werfe und das Essen ungenießbar mache. Zwiebeln und Knoblauch wurden in großen Quantitäten aus dem benachbarten Megara eingeführt. Aus dem Knoblauch bereitete man auch einen Salat oder verwendete ihn als Würze der Fische. Spargel, Artischoken, Lattich, Rettig, Kohl, Schwämme und andere Gemüse wurden häufig verspeist.

Die gewöhnliche Zukost bildeten gesalzene Fische, vornämlich aus der Klasse der Thunfische, die in ungeheuern Massen aus Byzanz und überhaupt dem schwarzen Meere importirt wurden. Sie waren in Athen sehr billig. „Wohlfeiler als Salzfisch" war eine sprichwörtliche Redensart, und Athenäus führt aus einem Lustspiele die Worte an: „Ich kaufte mir von einem trefflichen Salzfischhändler einen sehr großen Fisch, eine Drachme werth, für zwei Obolen; den können wir in drei, ja in zwölf Tagen nicht aufzehren, so groß ist er." Am gewöhnlichsten wickelte man die Pökelinge, mit Oel bestrichen, in

Blätter und briet sie in heißer Asche. Von den frisch gefangenen Fischen bildete eine Art Sardellen oder Sprotten eine Hauptnahrung der Bevölkerung Athens. Sie wurden am vorzüglichsten gerade in der phalerischen Hafenbucht gefangen und von ihrer Wohlfeilheit scheint die gute Stimmung des Volkes sehr abhängig gewesen zu sein. So erzählt der Wursthändler in den „Rittern" des Aristophanes, er habe sich einen Kranz als Belohnung durch die Botschaft verdient, daß die Sardellen trotz des Krieges im Preise fallen würden, so daß man vielleicht hundert Stück um einen Obolos kaufen könnte; der Rath habe daher beschlossen, dem Kriege seinen Lauf zu lassen und er selbst sich noch außerdem die Gunst des Pöbels erworben, indem er Koriander und Knoblauch als Fischgewürz umsonst vertheilte! Sowie dann auf dem Fischmarkte den Fischhökern verboten war, ihre Fische mit Wasser zu begießen, um sie zu schnellerem Verkaufe zu nöthigen und die Preise herabzudrücken, schlägt er auch den Prytanen vor, den Töpfern ihre Gefäße wegzunehmen, um durch den Mangel an Töpfen denselben Zweck zu erreichen! Die athenische Sardelle war übrigens so zart, daß sie fertig gebraten war, sobald nur das Oel in der Pfanne aufzischte, und man sagte deshalb, sie dürfe blos „das Feuer sehen". Eine Aufzählung der vielen See- und Flußfische, die in der griechischen Küche zur Verwendung kamen, würde hier zu weit führen. Ausdrücklich erwähnen Plutarch und Athenäus, daß die Leckerhaftigkeit und Gutschmeckerei in Hellas nicht in der Liebhaberei zu Fleischgerichten, sondern in dem lüsternen Hange zur Ichthyophagie bestand und all die unzähligen Anekdoten, welche der Deipnosophist über Eßkünstler zusammengestoppelt hat, von dem Dichter Philoxenos an, der einen ellenlangen Meerpolypen bis auf den Kopf verzehrt hatte und als er vom Arzte hörte, daß die hieraus entstandene Indigestion nothwendig seinen Tod herbeiführen würde, sich den Rest seiner Lieblingsspeise auftragen ließ, bis zu dem gemeinen Schlingel herab, der bei einem Gastmahle in eine Schüssel spuckte, um deren delikaten Inhalt allein

zu genießen, fallen in das Gebiet der Fischesserei. Gab es doch sogar einst zu Athen einen Fanatiker der Fischsiedekunst, welcher, von Haus zu Haus gehend, die Kessel und Pfannen untersuchte und, wo er es für nöthig hielt, eigenhändig Gewürze hinzufügte!

Nur der Aale sei hier noch gedacht, von denen die größten und schmackhaftesten der Kopaissee in Böotien lieferte. Wie hoch diese in Athen geschätzt wurden, geht aus vielen Stellen hervor. Als Lysistrata in dem gleichnamigen Lustspiel des Aristophanes den Wunsch ausspricht: „Möchten doch alle Böotier zu Grunde gehen!" sagt Kallinike: „Nicht alle, nein! die Aale, hoffe ich, nimmst Du aus;" und da der Böotier in den „Acharnern" seine Waaren anpreist, antwortet Dikäopolis: „O Du, der die den Menschen süßesten Bissen bringt, laß mich sie anreden, wenn es Aale sind!" und spricht dann zu den Knechten: „Tragt den Bratrost her und den Blasebalg! Schaut hier, Kinder, den allerschönsten Aal, der, heiß ersehnt, erst im sechsten Jahre kommt! Auch im Tode möchte ich nicht von ihm getrennt sein, wenn ihn Mangold einhüllt!" Er wurde nämlich entweder in Mangoldblättern gebraten, oder mit Salz und Wohlgemuth in Wasser gekocht oder marinirt. Die den Römern unter dem Namen garum bekannte, unserem Kaviar ähnliche Fischlake, war bereits in Griechenland sehr beliebt, ebenso wie man Austern und Schildkröten nicht verschmähte. Der Fischmarkt war also für die Gourmands ein sehr wichtiger Ort, und da die Herren bekanntlich selbst ihre Markteinkäufe zu besorgen pflegten, so mag es ein ergötzlicher Anblick gewesen sein, beim Ertönen der den Beginn des Verkaufes anzeigenden Signalglocke Jung und Alt in die Schranken des Fischmarktringes einströmen zu sehen!*)

Zu Fleischspeisen wurden Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine verwendet. Auch fetter Eselsbraten, besonders das

---

*) Vergl. Bd. I, N. XVIII, S. 330.

Bauchstück, galt für einen Leckerbissen. Das Ziegenfleisch hielt man für das nahrhafteste. Das Schweinefleisch verstand man bereits einzusalzen und zu räuchern. Auch die Wurstmacherkunst der heroischen Zeit war nicht verloren gegangen; nur daß man jetzt die Därme stopfte und dem Blute und Specke zuweilen schon nach gut norddeutscher Manier Grütze zusetzte. „Etwas Langes ist der Drache," sagt Aristophanes in den „Rittern," „lang ist auch die Wurst. Blutsäufer ist der Drache; Blut säuft auch die Wurst." Die Wurstverkäufer am Markte waren die angesehensten; die niedrigeren hielten an den Thoren feil und füllten nach Aristophanes ihre Würste wol auch mit Hunde- und Eselsfleisch!

Hinsichtlich des Wildprets trifft der römische Dichter Martial vollständig den griechischen Geschmack, wenn er schreibt: „Wenn etwas nach meinem Urtheile sicher ist, so ist der erste Leckerbissen unter den Vögeln die Drossel, unter den Vierfüßlern der Hase." Dieser, scherzhaft „Rauchfuß" genannt, war für den Athenienser eine große Delikatesse und um unser „Schlaraffenleben" zu bezeichnen, sagte das attische Sprichwort: „In lauter gebratenen Hasen leben." In den „Rittern" wissen der Wursthändler und Kleon dem Repräsentanten des Volkes nichts Besseres aufzutischen, als Hasenbraten, und in den „Acharnern" ruft am Kannenfeste Dikäopolis seinem Gesinde zu: „Auf! Siedet, bratet, dreht den Spieß, zieht ungesäumt die Hasen ab, bringt die Gabeln her, die Drosseln dran zu stecken!" Der berühmte Gastronom Archestratos, ein Sizilianer (um 350 v. Chr.), der alle damals bekannte Länder durchreiste, nur zu dem Zwecke, um die Produkte derselben hinsichtlich ihrer kulinarischen Brauchbarkeit zu untersuchen, und die Resultate seiner Forschungen in einem poetischen Werke niederlegte, welches der Stoiker Chrysippos „die Mutterstadt der epikureischen Philosophie" nannte, würde freilich unseren Geschmack in Zurichtung Freund Lampes nicht getroffen haben; denn er sagt, man solle ihn heiß vom Spieße weg essen, ein-

fach mit Salz bestreut, und solle sich nicht scheuen, wenn das Fleisch noch etwas roh und blutig sei; „die anderen Bereitungsweisen," fährt er fort, „sind mir zu künstlich: das Uebergießen mit Fett, die Verwendung von zu viel Käse und Oel, als briete man einen Meerhecht." Die Drosseln vertreten dem Sinne nach unsere „gebratenen Tauben", wenn der Komiker Telekleides an einer Stelle sagt: „Gebratene Drosseln mit Milchkuchen flogen ihm ins Maul." Außer ihnen briet man gern Rebhühner, Wildtauben, Enten, Gänse, Amseln, Staare, Wachteln, Häher, Dohlen und Finken. Das Hühnerfleisch wurde ebenfalls hoch geschätzt. Nach Plinius, dem Aelteren, waren die Bewohner der heiligen Insel Delos die Erfinder der Hühnermast und des Kapaunens.

Die Gewürze, welche die griechische Kochkunst in Anwendung brachte, waren außer Salz, das Megara in Athen importirte, und Essig, der am besten aus dem attischen Flecken Sphettos bezogen wurde, besonders Thymian, Sesam, Kümmel, Wohlgemuth, Kresse, Lauch, Koriander, Kapern, Fenchel, Anis, Senf, Raute, Salbei und das räthselhafte Silphion, das aus dem afrikanischen Kyrene eingeführt wurde, eine doldenartige Pflanze, deren Saft als Arznei Wunder that, deren Stengel als Küchenkraut an keiner edeln Fischsauce fehlen durfte. Nachdem es stets mit Silber aufgewogen worden war, starb es in seinem Vaterlande zur Zeit der ersten römischen Kaiser gänzlich aus und dem Kaiser Nero schickte Kyrene als eine kostbare Merkwürdigkeit einen einzigen, vielleicht den letzten Silphionstengel! Der Pfeffer war wol bekannt, man scheint aber nicht damit gepfeffert, sondern ihn wie allerlei Salate, würzige Kräutergerichte und Schalthiere nach der eigentlichen Mahlzeit als Reizmittel zum Trinken gebraucht zu haben. Später traten diese Pickles an die Spitze und den Nachtisch bildeten dann Käse, allerhand Früchte und Backwerk, zuweilen auch wieder Fleischspeisen, besonders thessalische Pasteten. Während man den frischen inländischen Käse als Zuthat zum Kochen und

Backen nahm, liebte man beim Dessert den sizilischen und den Ziegenkäse aus Achaja. Kastanien, Mandeln, Rosinen, Damaszenerdatteln, Oliven und die ausgezeichneten attischen Feigen gesellten sich zum gewöhnlichen Obste. Die Kuchen bestanden aus Mehl, Käse oder Sesam, Oel und Honig. Was endlich die Aufeinanderfolge der Gerichte anlangt, so hat eine große Mannigfaltigkeit stattgefunden. Dikäopolis in den „Acharnern" beginnt sein Mahl mit Hasenpfeffer, worauf Salzfisch, Drosseln und Tauben, Hasenbraten, Magenwurst und endlich mit Honig beträufelter Kuchen folgen.

Bei größeren Diners und festlichen Gelegenheiten, wo die Kunst und Kraft der Hausfrau nicht ausreichte, pflegten die Griechen sich Köche zu miethen, die neben dem Geschirrmarkte in Athen auf Bestellung wartend sich aufzuhalten pflegten. Sie bildeten bei den Komikern ihres Dünkels und ihrer Aufschneiderei wegen besondere Charakterfiguren. Auch fremde Köche ließen sich in Athen nieder und die gesuchtesten unter diesen blieben die sizilischen. Letztere schriftstellerten sogar über ihre Kunst; denn schon zu Platons Zeit existirte ein sizilisches Kochbuch. Solche Köche pflegten übrigens beim Beginn des Gastmahles dem Hausherrn ihre Speisekarte vorzulegen.

Bei den Römern steht die frühere Einfachheit und Genügsamkeit zu dem späteren Raffinement des Tafelluxus in einem Kontrast, der mit den griechischen Zuständen kaum einen Vergleich zuläßt und der seine Erklärung nicht blos in den sich in Rom anhäufenden Reichthümern, verbunden mit dem Kennenlernen des asiatischen Luxus, sondern hauptsächlich in einer zu solchen Genüssen überhaupt geneigteren Charakterseite der römischen Natur finden kann. Die Lebensweise der älteren Römer war höchst einfach. Wie bei den Griechen die dicke Gerstengrütze vertrat in Latium der Dinkelmehlbrei lange die Stelle des Brotes. Bei Valerius Maximus heißt es über die alte Zeit: „Die größten Männer trugen kein Bedenken, vor Aller Augen zu Mittag und Abend zu speisen, und hielten kein Mahl,

das sie sich gescheut hätten, den Augen des Volkes blos zu stellen. Sie waren so auf Enthaltsamkeit bedacht, daß bei ihnen der Gebrauch des Breies häufiger vorkam, als der des Brotes.“ Dasselbe sagt auch Plinius und Juvenal setzt zu einer Schilderung der ärmlichen Vorzeit noch hinzu: „Für die älteren Söhne, die vom Pflug heimkehrten, dampften große Töpfe voll Mehlbrei.“ Wie in Hellas blieb auch bei den Römern in späterer Zeit der Mehlbrei (puls) eine Kost des gemeinen Mannes. Plautus nennt die Römer ein paarmal „Breiesser,“ und Martial erwähnt nicht nur unter den Bestandtheilen eines Mahles, zu dem er einen Freund einladet, „ein auf schneeigem Brei liegendes Würstchen,“ sondern schreibt auch zum Mehl, als Xeniengeschenk, die Devise: „Fülle plebejische Töpfe mit klusinischem Brei, auf daß Du gesättigt dann aus den geleerten süßen Most trinkest.“ Gemüse, hauptsächlich Kohl und Lauch und Hülsenfrüchte mit mäßigem Genusse von Fleisch, folgte der Polenta. Juvenal vergleicht das Mittagessen, wozu er den Persikus einladet, den Gastmahlen des alten palatinischen Königs Evander und drückt sich darüber in folgender Weise aus: „Vom tiburtinischen Gute wird das fetteste Böcklein kommen, das zarteste in der Heerde, noch unkundig des Grases; auf Höhen gewachsener Spargel dazu, den nach Weglegung der Spindel die Meierin ausstach. Außerdem sind große Eier vorhanden, lau noch vom Schober des Heues, mit ihren Müttern selbst und einen Theil des Jahres aufbewahrte Trauben, so wie sie einst hingen an der Rebe, Birnen von Signia und in demselben Korbe Aepfel süßen Duftes. Solcher Schmaus hieß weiland bei unserem Senate üppig. Kurius legte die im winzigen Garten gesammelten Rüben selbst auf den engen Herd, sie, die jetzt den schmuzigen Ackersklaven in schweren Fußfesseln anwidern, weil er wohl weiß, wie die Tasche des Schweines in der brodelnden Garküche schmeckt. Die Rücken gedörrter Schweine, an wenigen Speilen hangend, für Festtage aufzusparen, war einst Sitte

und an Geburtstagen den Speck seinen Verwandten aufzutischen. Frisches Fleisch kam nur hinzu, wenn irgend ein Opfer es darbot.“ Auch hier bildeten die grünen Gemüse später noch die Hauptnahrung der ärmeren Klasse und wie in Athen wurden sie auch in Rom fertig gekocht auf den Straßen, die Portion um ein As, verkauft. Auch den griechischen, pikanten Knoblauchsalat läßt Virgil seine Hirten bereiten, und der ältere Kato empfiehlt den Landwirthen dringend, recht viel Lauch und Zwiebeln zu säen. Horaz dagegen war ein abgesagter Feind des stinkenden Knoblauches und verwünscht ihn mit komischem Pathos: „Wenn Einer einmal mit ruchloser Hand seinem greisen Vater den Hals bricht, so mag er Knoblauch essen, schädlicher als Schierling. O der eisernen Schnittermägen!“ Bei dem von Martial so drollig geschilderten Auszuge des armen Vacerra paradiren mit „ein Stück Tolosaner Käse, ein vierjähriger Bündel schwarzen Poleis, aufgereihete Zwiebeln und Knoblauch.“ Endlich hören wir auch den Nachtschwärmer bei Juvenal dergleichen dem Begegnenden zum Hohne vorwerfen: „Wessen Bohnengericht bläht Dich auf? Welcher Schuster hat mit Dir Schnittlauch und gekochtes Schöpsmaul gegessen?“ In Katos Buche über die Landwirthschaft findet sich ein Rezept zu einer Art Käsekeulchen, das wir den Hausfrauen nicht vorenthalten wollen. Speltgraupen werden mit frischem Schafkäse vermischt, der zuvor in Wasser geweicht, ausgedrückt, zerkleinert und durch ein Sieb geschlagen werden soll. Die aus der Masse geformten Klöße (globi) von beliebiger Größe werden sodann in einem Kessel in Fett gesotten, wobei sie oft umgewendet werden müssen. Schließlich werden sie mit Honig bestrichen und mit Mohn bestreut. Nach denselben Kochvorschriften nahm Kato zur Polenta auf 1 Pfund Dinkelgraupen 3 Pfund Käse, $1/2$ Pfund Honig und ein Ei. Auch seine aus verschiedenen Schichten von Mehlteig und versüßtem Käse verfertigten Kuchen sollen der Nachahmung empfohlen sein! —

Gewöhnlich nimmt man an, daß durch Ueberwindung

Makedoniens und Griechenlands und durch den Aufenthalt römischer Heere in Asien auch der Tafelluxus von Osten nach Westen gewandert sei. Besonders spricht Livius bei Gelegenheit des im Jahre 187 v. Chr. von Manlius Vulso über die Gallier gehaltenen Triumphes diese Meinung aus, indem er unter Anderem sagt: „Auch die Gastmähler begann man mit größter Sorge und Verschwendung anzurichten. Von da an stand der Koch, bei den Alten der nach Schätzung und Benutzung niedrigste Sklave, in Werth und was früher ein Bedientenamt war, galt für eine Kunst. Dennoch war das, was man damals erblickte, kaum erst der Keim des folgenden Luxus." Damit stimmt auch, was Plinius erwähnt, daß man vor dieser Zeit nach griechischer Sitte in Rom die Köche vom Fleischmarkt miethete und daß die Hausfrauen nun aufhörten, das Brot zu bereiten und dies Geschäft gelernten Sklaven und der Bäckerzunft überließen. Wenn freilich Kato Zeter über die Stadt schrie, wo man für einen Koch mehr bezahlte als für ein Kavalleriepferd, so gab man bald darauf für einen ausländischen Kochkünstler oder für einen Zuckerbäcker bis 100,000 Sesterzen! Manche Umstände deuten jedoch darauf hin, daß die Römer schon lange vor der Bekanntschaft mit dem Oriente gern viel und gut gegessen und von der ihnen so nahe wohnenden großgriechischen Kochkunst Manches profitirt haben und daß also die von Juvenal geschilderte patriarchalische Einfachheit im Leben der vornehmeren Bürger keineswegs weit über das vierte Jahrhundert v. Chr. hinausgereicht haben mag. Denn wenn man auch nicht allzuviel darauf geben kann, daß bei Plautus schon viel Sinn für leckere Speisen herrscht, weil man nicht weiß, wie weit bei ihm der Einfluß der griechischen Originale und der späteren Redaktionen geht, so weist doch das neben den theuern Seefischen niemals fehlende römisch-nationale Schweinefleisch- und Speckgericht ganz sicher auf latinischen Geschmack hin. Man nehme nur die „Gefangenen" in die Hand und lese, in welchem Enthusiasmus der Parasit über das jetzt so

übel beleumundete Thier spricht, nachdem er kurz zuvor von Lamm- und Hühnerfleisch, von Muränen, Makrelen, Thunfischen, Stachelrochen geschwärmt hat! „Unsterbliche Götter," ruft er aus, „wie will ich nun den Rückenstücken die Hälse absäbeln, welche Schwerenoth soll über die Schinken kommen, welche Schwindsucht über den Salzspeck, welche Schmälerung über den Schmeerbauch, welche Schwächung den Schwarten, welche Müdigkeit den Metzgern! Ich werde nun mein Amt antreten, um Recht zu sprechen dem Specke und Hilfe zu bringen den ohne Urtheil gehängten Schinken." Ein sicherer Beweis für das Alter des römischen Hanges zu den Tafelgenüssen liegt aber in der Menge von Zweckessen und offiziellen Schmäusen, deren sich die geistlichen Kollegien und Prälaten und nach deren Vorbilde die Innungen und Zünfte mit großem Eifer befleißigten. So sind sicher die Mahlzeiten des angeblich von Numa eingeführten Kollegiums der Salier nicht erst in späterer Zeit sprichwörtlich geworden und Mancher würde ehedem schon gern gethan haben, was sich der Kaiser Klaudius erlaubte, der einst auf einem Tribunale Recht sprechend den Geruch eines delikaten Frühstückes witterte, welches im nahen Marstempel den Saliern bereitet wurde, sofort herabstieg und sich bei den geistlichen Herren zu Tische lud! Ebenso berüchtigt waren von jeher die Mahlzeiten der Oberpriester und Augurn, besonders die Antrittsschmäuse, die von den neu kreirten gegeben werden mußten. Horaz und Martial beziehen sich auf dieselben, Varro erwähnt, daß die Preise des Fleischmarktes durch sie in die Höhe getrieben wurden, und Seneka schreibt: „Was ist schändlicher, als eine kostspielige und das Vermögen eines Ritters verschlingende Mahlzeit? Und doch sind schon den ordentlichsten Männern ihre Antrittsschmäuse auf 30,000 Sesterzen zu stehen gekommen!" Einer suchte den Andern in Leckerbissen zu überbieten und Plinius hat es nicht zu notiren vergessen, daß Hortensius zuerst den Pfau bei seinem Schmause auf die Tafel gebracht habe, der wenigstens ein besseres Gericht abgab, als der

Braten von jungen Hunden, der von grauer Zeit an mit auf dem Tische figuriren mußte! Auch bei dem Hauptfeste der uralten 12 Arvalbrüder kostete das Couvert zu Anfang der christlichen Zeit 100 Denare = 29 Thlr. Auf den noch vorhandenen Speisezettel einer im Jahre 63 v. Chr. gegebenen Pontifikatsmahlzeit werden wir später zurückkommen. Im Jahre 169 v. Chr. wurden sogar zur feierlichen Ausrüstung aller dieser Schmäuse das neue Priesterthum der drei, später sieben „Schmausherren" gestiftet, denen man alle öffentlichen Speisungen der Kollegien und des Volkes übertrug. Daß aber diese Sitte der Priester und religiösen Brüderschaften auch in alter Zeit schon auf das Volk überging, sieht man z. B. aus dem alten Rechte der Stadtpfeifer, jährlich ein Festmahl im Tempel des kapitolinischen Jupiters halten zu dürfen. Selbst die Mitglieder der Leichenkommunen feierten den Tag ihrer Schutzheiligen und die Geburtstage edler Legatenstifter durch Essen und Trinken. Endlich zeigen auch die aus alter Zeit herrührenden Luxusgesetze, daß die Genußsucht früh herrschend wurde. Angeblich schon Numa soll die Verwendung schuppenloser Fische, wie z. B. des Skarus- oder Papageifisches verboten haben, um die Opferschmäuse billiger zu machen. Im Jahre 183 v. Chr. beschränkte ein Gesetz die Zahl der Tischgäste an Werkeltagen auf drei, an den Markttagen auf fünf. 22 Jahre später befahl die Fannische Bill, nur 100 Asse (à $1/2$ Sgr.) für die Mahlzeit an Festtagen, 30 Asse zehnmal monatlich und nur 10 die übrigen Tage aufzuwenden. Besonders verpönt war in diesem wie in den anderen Luxusgesetzen der Genuß gemästeter Hühner! Es sollte überhaupt nur ein Huhn jedesmal auf den Tisch kommen, nie mehr als täglich für $2 1/2$ Drachmen Zukost eingekauft werden und nicht mehr als 930 Pfd. geräuchertes Fleisch fürs ganze Jahr. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts erneuerte das Licinische Gesetz diese Bestimmungen mit einigen Zusätzen. Aber weder dieses, noch das Sullanische, noch das Aemilische hatten einen besseren Erfolg, als das Fannische, von dem Athe-

näus erzählt, daß es unter allen vornehmen Römern nur drei, nämlich Mucius Scävola, Rutilius Rufus und Aelius Tubero genau eingehalten hätten, und auch diese nur, weil sie Anhänger der stoischen Philosophie gewesen wären. Ebenso wenig richtete Cäsar aus, der die verbotenen Gegenstände auf dem Markte konfiszziren und sogar noch von den Tischen der Speisenden wegnehmen ließ.

Die römische Küche in der Zeit der Ueberfeinerung und Schwelgerei trug keinen originellen Charakter. Einen Haupttriumph suchte der graduirte Koch nicht in dem Wohlgeschmacke der Speisen, sondern darin, daß er den ursprünglichen Geschmack der Dinge zu vertilgen und mit jedem erscheinenden Gerichte den Gästen ein neues Räthsel aufzugeben versuchte. Schon die verschiedenen den Tafelluxus betreffenden Gesetze führten zu solchen Verkünstelungen und da die vegetabilischen Nahrungsmittel keine Beschränkung erlitten, so verwendete man besonderen Scharfsinn auf ihre Zubereitung. Selbst Cicero rühmt den trefflichen Geschmack der so dressirten Malven, Rüben und Schwämme, holte sich aber auf einem Augurschmause, wo er ihnen fleißig zusprach, die Diarrhöe. Bei Martial findet sich ein Epigramm auf einen Cäcilius, dem es Spaß machte, aus Kürbis allerlei Gerichte, selbst Fische und Würste für seine Gäste fertigen zu lassen und Petrons Trimalchio sagt, als eine gemästete Gans und um sie herum Fische und Vögel von allen Arten aufgesetzt worden waren: „Alles dies hat mein Koch aus Schweinefleisch gemacht. Es kann keinen prächtigeren Menschen geben: verlangt man's, so macht er aus einer Sautasche einen Fisch, aus Speck eine Taube, aus einem Schinken eine Turteltaube, aus Ochsenfüßen eine Henne.“ Plinius bemerkt, daß man dem Schweinefleisch wol fünfzigerlei Geschmack abgewonnen habe. Auch Horaz sagt in der Beschreibung des Gastmahles bei Nasidienus: „Wir anderen speisten Fische, Schalthiere, Vögel, die einen dem bekannten ganz widersprechenden Geschmack in sich bargen,“ und ein Rezept im Kochbuche des

berüchtigten Gourmand Apicius schließt mit den Worten: „Wenn Du das Gericht auf die Tafel bringst, wird Niemand erkennen, was er zwischen den Zähnen hat.“ Dies meint Seneka ebenfalls, wenn er nach Beschreibung eines aus verschiedenen Fischen und Konchylien zusammengesetzten Gerichtes fortfährt: „Daß Jedes für sich sei, macht schon Unlust, die verschiedenen Geschmäcke werden zu einem vereinigt.“ So darf man sich auch nicht wundern, daß alle Reproduktionen der römischen feineren Küchenrezepte, wie sie z. B. am Hofe Christinens von Schweden stattfanden, der römischen Kochkunst wenig Ehre eingebracht haben. Denn endlich kam es den vornehmen und reichen Leuten nur darauf an, das Seltenste und Theuerste auf den Tisch zu bringen. „Kaum werde ich es hindern können,“ schreibt Horaz, „daß Du Dir lieber mit einem Pfau, als mit einem Huhn den Gaumen kitzelst, verführt durch den eiteln Schein, weil der seltene Vogel mit Gold aufgewogen wird und durch seinen bunten Schweif blendet, als ob dies im Geringsten zur Sache gehöre. Ißt Du vielleicht jene Federn, die Du lobst? hat er gekocht noch dieselbe Pracht?“ Wenn man ein Fäßchen Sardellen aus dem schwarzen Meere mit 180 Thalern bezahlte und für eine sechspfündige Meerbarbe 580 Thaler ausgab, wenn der Tragöde Aesop sich eine Schüssel voll gelernter Singvögel 100,000 Sesterzen kosten ließ und dessen Sohn, wie später Antonius in Essig erweichte Perlen verschluckte, wenn endlich die Kaiser Mahlzeiten gaben, die Millionen kosteten, dann muß man mit Seneka ausrufen: „O über die Elenden, deren Gaumen nur durch kostspielige Speisen gereizt wird! Kostspielig aber macht dieselben nicht ein außerordentlicher Wohlgeschmack oder Gaumenkitzel, sondern die Seltenheit und die Schwierigkeit der Herbeischaffung;“ dann begreift man auch, wie Apicius sich das Leben nehmen konnte, als sein Vermögen auf die Kleinigkeit von 725,000 Thaler reduzirt war!

Das Abstoßende der römischen Sitte, dem Geldstolze so unsinnigen Einfluß auf die Küche einzuräumen, wird noch ver=

mehrt durch die zur Gewohnheit gewordene Vielesserei und Magenüberladung. Wenn schon die griechischen Aerzte zuweilen ein Vomitiv anriethen, um die nachtheiligen Wirkungen des Weingenusses aufzuheben, so lesen wir doch Nichts, was auf die in Rom bei den höheren Ständen so allgemeine Unsitte hindeutete. Denn der bekannte Ausspruch Senekas: „Man vomirt nur, um zu essen; man ißt, um zu vomiren," wird nicht sowol durch die von den Autoren aufgezeichneten Anekdoten, als durch die darauf bezüglichen Rathschläge der medizinischen Schriftsteller bestätigt. Bereits in der Rezeptsammlung des alten Kato findet sich ein probates Mittel dazu.

Der Raum verbietet uns, auf die einzelnen Materialien, aus denen die römischen Köche ihre Kunstwerke produzirten, einzugehen. Im Allgemeinen muß die Küche sehr fett gewesen sein. Es zeigt sich dies in der Liebhaberei an gemästeten Thieren aller Art, besonders Geflügel. Varro lehrt, daß man durch die Zucht von Hühnern, Gänsen, Enten, Tauben und Krammetsvögeln den jährlichen Ertrag einer Villa in der Nähe der Hauptstadt leicht auf 50,000 Sesterzen bringen konnte. Aufidius Lurko, der Erfinder der Pfauenmast, schaffte sich dadurch eine jährliche Revenue von 60,000 Sesterzen (zu Varros Zeit galt das Stück 40 Denare) und nichts ging dem Römer über die endlich zu bloßen Fettklumpen werdenden Feigenschnepfen. Die beliebten Schnecken fütterte man mit Mehl und verdicktem Most fett und Hasel- und Spitzmäusen baute man besondere Gehege, mästete sie mit Kastanien und Eicheln und verspeiste sie im Winter, wo sie am feistesten waren. Auch die Gänseleber stand bereits in hohen Ehren und das Amt des Gänsestopfers gehörte nicht zu den geringsten Sklavendiensten. Endlich wird auch diese Beobachtung durch die bereits erwähnte Vorliebe für Schweinefleisch bezeugt, das seit Aurelians Zeit sogar der Plebs der Hauptstadt unentgeltlich verabreicht wurde! Die besten Schinken lieferte Gallien; man zog aber die Vorderschinken den Keulen vor und machte eine Delikatesse aus den

Füßen, den Bauchlappen, dem Kopfe, der durch Feigenfütterung schmackhafter gewordenen Leber und vor Allem — den Geburtstheilen der Mutterschweine. Aber auch für die Würste zeigte der Römer viel entschiedenere Sympathie, als der Grieche. Man hatte Blutwürste und aus den edeln Eingeweiden bereitete Bratwürste. Letztere wurden, wie bei uns, heiß gegessen und von den wegen ihrer gellenden Stimme berüchtigten Wursthändlern rauchend auf kleinen Blechöfen feil geboten. Geräucherte Würste wurden ebenfalls aus Gallien importirt, und auf einem das Innere einer Restauration darstellenden pompejanischen Gemälde erblickt man an einem von der Decke herabhangenden Gestelle neben Zwiebeln, Datteln und anderem trockenen Gemüse auch Knackwürstchen modernster Gestalt. Das Wildschwein, an dessen Fleisch, wie Horaz erwähnt, die Römer von ehedem den haut goût nicht verschmäht hatten, errang sich sehr bald den ersten Platz unter allen Gerichten, so daß es allgemein „das Hauptgericht" und von Juvenal „ein der Gastgelage wegen wachsendes Thier" genannt wurde. Ein Servilius Rullus verlieh seinem Namen Unsterblichkeit, indem er zuerst den Einfall hatte, auf einer ungeheueren Schüssel den ganzen Eber, gewöhnlich mit Würsten und anderen Delikatessen gefüllt, auftragen zu lassen, was freilich in Makedonien und Thessalien längst Sitte gewesen war. Ja oft erschienen mehrere zugleich und auf des Antonius Tafel einmal acht hinter einander! Der Friand wollte auch bei diesem Thiere das Vaterland genau nach dem Geschmacke erkennen. Die Eber der umbrischen und lukanischen Wälder waren am gesuchtesten; die fetteren laurentischen und die tuskischen scheinen erst in der Kaiserperiode mehr Anklang gefunden zu haben. Uebrigens wird wol der Wildschweinbraten ziemlich theuer zu stehen gekommen sein, da zum Preise des Wildpretes selbst noch eine kostspielige Bereitung hinzukam. Deshalb sagt auch Martial halbbetrübt über einen ihm von Freundeshand zugekommenen Eber: „Aber, der Koch wird einen ungeheuern Haufen Pfeffer verbrauchen und Falernerwein

mischen zur theuersten Fischlake. Kehre zu Deinem Herrn zurück; unser Küchenfeuer ist für Dich zu klein, Störenfried Eber! Wohlfeiler hungre ich!"

Wie endlich unter den Vierfüßlern und Vögeln die zartesten und feistesten dem römischen Gaumen am meisten zusagten, so liebte man auch unter den Fischen außer den Schmeerbutten und Lippfischen die Aalarten, vorzüglich die bekannten Muränen, deren Züchtung in kostspieligen, künstlichen Bassins zu den fashionabelsten Vergnügungen gehörte. Schon Cäsar brauchte zu seinem Triumphalschmause nicht weniger als 2000 solcher Meeraale; Hortensius vergoß Thränen, als eine seiner Muränen mit Tode abgegangen war; Vedius fütterte die seinigen mit — Menschenfleisch. Unter den Konchylien gab man den Meerigeln und vor allen den Austern den Vorzug, welche man ebenfalls bereits züchtete und welche Plinius „die Palme der reichen Tafeln" nennt.

Die Metamorphosen, welche die Köche mit den zu Grunde gelegten einfachen Stoffen vornahmen, um sie pikant oder unkenntlich zu machen, wären natürlich nicht möglich gewesen, wenn man zu den in Hellas üblichen Gewürzen und Küchenpflanzen nicht neue hinzugefügt hätte. Und wirklich finden wir nun die makedonische Petersilie und den ägyptischen Majoran akklimatisirt und indischen Pfeffer, Ingwer, Kardamom, Zimmt und die scharfen spanischen Fischsaucen und Salzlaken in Gebrauch. Unter den verschiedensten Käsearten stand der Alpen-, also Schweizerkäse in hohem Ansehen, und der Kaiser Antonin, der Fromme, starb an zu übermäßigem Genusse desselben.

Um schließlich ein Bild von der Zusammensetzung eines römischen Diners zu geben, wählen wir nicht das satirisch und romanhaft übertriebene Gastmahl des Parvenu Trimalchio bei Petron, sondern lassen dreierlei Küchenzettel aus sehr verschiedenen Zeiten folgen, die dem wirklichen Leben entnommen sind. Zuerst besitzen wir noch, wie bereits erwähnt, eine Speisekarte, welche der Schwiegervater des großen Pompejus, Metellus Pius,

als Oberpriester über den Pontifikatsantrittsschmaus eines Lentulus Niger sorgsam zu Protokoll genommen und welche der Kompilator Makrobius der Vergessenheit entrissen hat. Die Vormahlzeit (gustatio) bietet hier: Seeigel; frische Austern „soviel man essen wollte"; pelorische Gienmuscheln; Lazarusklappen; Krammetsvögel und gemästete Hühner und Spargel; Majonaise aus Austern und Gienmuscheln; schwarze und weiße Meereicheln; noch einmal Lazarusklappen; süße Gienmuscheln; Seenesseln; Feigenschnepfen; Lende vom Reh und Wildschwein; in Mehl gebackene Hühner; wieder Feigenschnepfen; zweierlei Purpurschnecken. Die auf diese Entrées kommende Hauptmahlzeit bestand aus folgenden Gängen: Schweineeuter; wilder Schweinskopf; Fischpastete; Schweinebrustragout; Entenbraten, gekochte Krickente; Hasenbraten; gebratene Hühner. Den Beschluß bildete eine Kraftmehlspeise und picentisches (pontisches?) Backwerk. An diesem Zeremonienschmause nahmen außer neun geistlichen Herren auch zwei verwandte Damen und vier vestalische Jungfrauen Theil!

Als zweites Beispiel diene das von Horaz persiflirte Gastmahl eines beschränkten Emporkömmlings. Mit Weglassung des Voressens nennt der Dichter als ersten Gang einen lukanischen Eber in Begleitung von Rübchen, Rettigen, Rapunzel, Gartensalat, Weinsteinsalz und Fischgare; dann Schalthiere und Fische, worunter Stachelflunder und Butten, umgeben von Honigäpfeln; drittens kam eine Muräne unter schwimmenden Krabben. Endlich setzte es (das Dessert fehlt) gebackenen Kranich, Gänseleber, Hasenbraten, Amseln und wilde Tauben.

Sicherern Einblick in die gewöhnliche bürgerliche Küche und die einfache Familienkost liefern zwei Epigramme Martials, welche Tischeinladungen an gute Freunde enthalten. An Turanius schreibt er: Speisest Du nicht gern allein, so kannst Du mit mir Hunger leiden. Es werden Dir nicht fehlen gemeiner Salat und scharfer Lauch. Im Inneren des Eis wird Salzfisch sich bergen. Dann wird Dir vorgesetzt werden ein mit fettigen

Fingern zu haltender Kohlstengel, grünend auf schwarzer Schüssel, und ein Würstchen, beschwerend schneeigen Brei und blasse Bohnen mit röthlichem Rauchfleisch.“ Als Gaben des Nachtisches werden gereicht Trauben und Birnen und neapolitanische Kastanien. Bei der anderen Gelegenheit nennt er zum Eingang Malven, Salat, Schnittlauch, Minze und Raute, mit Raute gewürzte Seefische nebst zerschnittenen Eiern und Schweinsbrust mit Fischsauce beträufelt; als Hauptgerichte: ein Böckchen, Bohnen und Kohlsprossen nebst einem Hühnchen und einem „schon 3 Mahlzeiten überlebenden“ Schinken; als Nachtisch: reifes Obst. Man sieht wenigstens aus diesen bescheidenen Verzeichnissen, daß es in der Zeit der raffinirtesten Schwelgerei noch genug Leute gab, die zwischen Diogenes und Apicius die Mitte zu halten verstanden, wenn Martial auch nicht so einfach wie Horaz lebte, der Schnittlauch, Erbsen und Plinsen als die gewöhnlichsten Bestandtheile seines Mahles angiebt.

XII.

Die römischen Gladiatoren.

Der Unterschied zwischen den Volkscharakteren der Griechen und Römer zeigt sich recht klar an der Beschaffenheit ihrer Volksfeste. Während der leichtblütigere Hellene an solchen Tagen nicht Genuß und Erholung von Zwang und Arbeit suchte, sondern selbst dabei eine Rolle spielend, dem Gotte und dem Volke seine Schönheit zeigte, betrachtete der härtere Römer in fast düsterer Gemessenheit die Festfeier nur als eine Lockerung der Werktagspflicht und hielt es in der besseren Zeit unter seiner Würde, selbst zur Kurzweil der Anderen etwas beizutragen. Noch stärker aber und in widrigerer Weise bewies er seinen inhumaneren Sinn dadurch, daß seine Theilnahme und sein Vergnügen sich mit der Gefahr und dem blutigen Ernste der Produktionen steigerte und daß endlich menschliche Todeszuckungen seine liebste Zerstreuung bildeten. Und dieser barbarischen Liebhaberei fröhnte nicht etwa vorherrschend der rohe und müßige Pöbel der Hauptstadt, der aus allen Provinzen des Reiches zusammengeflossen, allmählich gar nicht mehr den römischen Namen verdiente (im Gegentheil zeigte sich gerade bei der untersten Klasse in der späteren Kaiserzeit eine steigende Vorliebe für die Cirkusspiele), sondern alle Stände, Geschlechter

und Alter waren von leidenschaftlicher Spannung auf die Gladiatorengefechte erfüllt. Mit den Programmen zu diesen Spielen wurde ein öffentlicher Handel getrieben und man schickte dieselben von Rom aus sogar in die Provinzen. Die Neugierde war so groß, daß man, wie Seneka sagt, die dazwischen liegenden Tage hätte überspringen mögen. In welch ungeheurer Frequenz dann endlich die Zuschauer sich einfanden, ist aus den immer sich vergrößernden Bauten ersichtlich, die nach und nach zu diesem Zecke entstanden, bis endlich das Flavische Kolosseum Raum für 87,000 Menschen gewährte! Schon Cicero sagt in der Rede für Sextius: „Ich glaube, daß es keine Zeit giebt, wo das Volk zahlreicher beisammen ist, als während der Gladiatorenspiele, sonst aber weder bei einer Volksversammlung, noch bei irgend einem Wahlakte," und nennt kurz vorher die Produktionen der Arena „ein Schauspiel, das gefeiert wird unter dem größtmöglichen Zulaufe von Menschen aus allen Klassen, und an dem die Menge ihr süßestes Vergnügen findet." Die Senatoren und Ritter, die Beamten des Staates, die Priesterkollegien, ja sogar die vestalischen Jungfrauen wohnten in festlichem Ornat von ihren Ehrensitzen aus den Mordszenen bei. Und doch findet man keinen Unterschied erwähnt hinsichtlich des Benehmens dieser verschiedenen Bestandtheile vom Zuschauerpublikum; und doch brach Alles in enthusiastischen Beifallssturm aus, wenn unter einem geschickt geführten Stoße ein Kämpfer sein Leben verlor, während der Unwille sich zur Wuth steigerte, wenn ein anderer Zeichen von Furcht und Feigheit sich merken ließ. „Tödte, brenne, peitsche!" rief man erzürnt nach Seneka. „Warum fällt jener so furchtsam in das Schwert? warum tödtet dieser mit so wenig Herzhaftigkeit? warum stirbt der so ungern?" Derselbe Schriftsteller schreibt: „Warum zürnt das Volk den Gladiatoren, und so unbilliger Weise, daß es für ein Unrecht ansieht, wenn sie nicht gern in den Tod gehen? Es findet darin eine Verachtung seiner selbst und verwandelt sich nach Miene, Geberde und Leidenschaft aus einem Zuschauer

in einen Gegner.“ Und so sagt auch Laktanz in viel späterer Zeit: „Sie zürnen auch den Kämpfenden, wenn nicht recht schnell von zweien der eine getödtet wird, und als ob sie nach Menschenblut dürsteten, hassen sie allen Verzug.“

Selbst das weibliche Geschlecht trat aus den Schranken der Sittsamkeit und Bescheidenheit heraus und that es in der Freude an der Blutarbeit den Männern gleich. Der christliche Dichter Prudentius hebt den Kontrast hervor zwischen dem würdevollen Auftreten der vestalischen Jungfrauen außerhalb des Amphitheaters und ihrer leidenschaftlichen Theilnahme während der Fechterspiele. „O über das zarte und weiche Gemüth!“ ruft er aus, „sie erhebt sich bei den Schwerthieben, und so oft der Sieger den Stahl in den Nacken stößt, sagt die ehrbare Jungfrau, dies sei ihre Lust, und giebt selbst das Zeichen, die Brust des Gefallenen zu durchbohren.“ Findet doch sogar Ovid in dem gemeinsamen Interesse an dieser Augenweide eine treffliche Gelegenheit zur Anknüpfung zarter Verhältnisse! „Wer den Wunden zuschaut,“ sagt er, „hat schon oft eine Wunde erhalten. Indem er mit der Nachbarin spricht und ihre Hand berührt, und sich das Programm ausbittet und, einen Wettpreis setzend, fragt, welcher von zwei Fechtern siegen soll, seufzt er verwundet und fühlt Kupidos beflügelten Pfeil und wird selbst Theilnehmer am geschaueten Kampf.“ Zuweilen kam es freilich auch vor, daß in den Herzen der Zuschauerinnen ein zärtliches Gefühl für einen Fechterknecht aufkeimte! Juvenal erwähnt, daß eines Lentulus Sohn dem Gladiator Euryalus sprechend ähnlich gewesen, daß eines Senators Frau mit einem noch dazu kleinen, zerfetzten, tiefäugigen Fechter nach Aegypten durchgegangen sei: „Es war ein Gladiator — dies macht aus allen Hyazinthe. Dies zog jene ihren Kindern und dem Vaterlande vor, dies der Schwester und dem Manne. Das Eisen ist es, was sie lieben. Derselbe Sergius, vom Dienste befreit, würde ihr nicht mehr werth gewesen sein, als ihr Mann.“ Der schamlosen Gattin Mark Aurels, Faustina,

sagte man offen den Umgang mit Gladiatoren nach, und hielt ihren Sohn Kommodus wegen seiner Leidenschaft zu dieser verächtlichen Kunst für den Abkömmling eines Fechters. Endlich erwähnt auch der Kirchenvater Tertullian, daß schlechte Weiber den Gladiatoren nicht nur das Gemüth zuwendeten, sondern auch den Körper preisgäben. In welchem Grade aufregend und fesselnd ferner die Arena auf die männliche Jugend wirkte, erhellt am besten aus dem, was Tacitus in dem Gespräche über die Redner von der damaligen Erziehung schreibt: „Die eigenthümlichen und ganz besonderen Fehler unserer Stadt scheinen angeboren zu werden, nämlich die Theaterliebhaberei und das Interesse an Gladiatoren und Pferden. Von solchen Dingen eingenommen und gefesselt, wie viel Platz behält der Geist für die Wissenschaften? Wie Viele wirst Du finden, die zu Hause über etwas Anderes sprechen? Welch andere Unterhaltung junger Leute erhaschen wir, wenn wir einmal die Hörsäle betreten?" Ein Landsmann und Schüler des heiligen Augustin, Alypius, der in Rom die Rechte studirte und eben erst in Karthago von seinem Lehrer von der Leidenschaft zu den circensischen Spielen geheilt worden war, hatte sich fest vorgenommen, nie das Amphitheater zu besuchen. Aber einst von der Straße weg mit freundschaftlicher Gewalt von seinen Kommilitonen in das Kolosseum geführt, saß er seines Entschlusses eingedenk lange mit geschlossenen Augen; als aber ein ungeheueres Geschrei des Volkes sein Gehör erschütterte, schlug er den Blick auf, „und indem er jenes Blut sah, sog er zugleich Unmenschlichkeit ein und wendete sich nicht wieder ab, sondern heftete seine Augen fest darauf, wurde von der Verruchtheit des Kampfes ergötzt und durch das blutige Vergnügen berauscht. Kurz, er schaute, schrie, entbrannte und nahm in sich die Tollheit mit, welche ihn anstachelte, wieder zurückzukehren, und zwar nicht mit denen, von welchen er verführt worden war, sondern als Verführer Anderer." Nach Epiktet

begannen schon die Knaben das Gladiatorenfechten in ihren Spielen nachzuahmen.

Noch kannibalischer, aber mehr in Kampanien, als in Rom gebräuchlich, war die Sitte, Gladiatorenschlächtereien als Unterhaltung der Gäste bei Tische zum Besten zu geben, wobei wol vorgekommen sein mag, was Silius Italikus erwähnt, daß die Weinpokale und die Gerichte mit Blut besudelt wurden.

Auffallender aber als die Leidenschaft des hohen und niederen Pöbels für diese blutigen Schauspiele, ja noch empörender für uns ist die Kühle und Gleichgiltigkeit, mit welcher die Unsitte von aufgeklärten Köpfen und philosophisch gebildeten Geistern beurtheilt wird. Da liest man denn zuerst in Ciceros tuskulanischen Unterredungen: „Das Schauspiel der Gladiatoren pflegt Einigen grausam und unmenschlich vorzukommen, und vielleicht mit Recht, so wie es jetzt eingerichtet ist; als aber Missethäter mit dem Schwert ums Leben kämpften, konnte es vielleicht für die Ohren viele kräftigere Abhärtungsmittel wider Schmerz und Tod geben, für die Augen sicher keines.“ Dieses schwächliche Urtheil enthält thatsächlich eine Vertheidigung des Gebrauches, und nur nebenbei einen Tadel des Mißbrauches, und die sittliche Natur des Schauspieles wird doch in der That nicht geändert durch den Stand derjenigen, welche sich dem Vergnügen der Menge zu Liebe erwürgen müssen! Daß Cicero übrigens selbst ganz reges Interesse an der Sache nahm, ergiebt sich aus zwei Briefen an seinen Freund Pomponius Attikus, der trotz seiner feinen Bildung es nicht unter seiner Würde hielt, mit Sklaven zu handeln. „Wahrhaftig,“ schreibt er, „Du hast eine vortreffliche Gladiatorenkaserne gekauft. Die Gladiatoren fechten, wie ich höre, wundervoll. Wenn Du sie hättest vermiethen wollen, würdest Du durch die letzten zwei Spiele den Preis wieder herausgeschlagen haben. Doch darüber später!“ Und kurz darauf: „Ich möchte gern, daß Du mir über Deine Gladiatoren schreibest, aber nur, wenn sie ihre Sache gut machen; wenn sie sich schlecht gehalten haben, frage ich nicht

nach ihnen.“ Aber auch der jüngere Plinius, dem man das Lob einer milden Gesinnung nicht verweigern kann, hätte es nach unserer Ansicht in seiner Lobrede auf den freisinnigen Kaiser Trajan (der freilich ein großer Liebhaber der Gladiatorengefechte war und nach Unterwerfung der Donauländer in vier Monaten 10,000 Fechter auftreten ließ) leicht umgehen können, auf ein kaiserliches Amphitheaterspiel zu kommen. Er sagt aber darüber: „Darauf wurde uns ein Schauspiel gegeben; kein unmännliches, kein weichliches, das Männerseelen schwächt und entkräftet, sondern das zu rühmlichen Wunden und zur Verachtung des Todes entflammte, indem sogar bei Sklaven und Verbrechern Liebe zu Ruhm und Begierde nach Sieg sich offenbart.“ Sein Hervorheben des erziehenden Momentes, das in dem Anblicke des strömenden Blutes liegen sollte und das auch Cicero und Livius nicht unerwähnt lassen, beruht auf bloßem Vorurtheil. Denn wenn auch die von den Gladiatoren bewiesene Kaltblütigkeit und Todesverachtung die Furcht vor dem Tode zu mindern im Stande war und wol manchen in Ungnade gefallenen Römer der Kaiserzeit mit größter Ruhe zum Selbstmorde greifen ließ, so zeigten sich doch die Wirkungen der Gladiatorenspiele im Allgemeinen mehr in der Feigheit und Grausamkeit des entarteten Geschlechtes, als in der Zunahme der edeln Tugend der Tapferkeit, wie jedes einzelne Symptom der Fäulniß dieselbe selbst befördern hilft. Auch der humane Mark Aurel tadelt die Gladiatorenspiele in seinen moralischen Betrachtungen keineswegs aus Gründen der Moral, sondern weil die Einförmigkeit des Anblickes Ueberdruß erzeugte! Und endlich staunt man über den talentvollen und seiner sittlichen Tugenden wegen viel gerühmten Symmachus, der ja in einer Zeit lebte, wo das Christenthum mit seiner Idee einer weit umfassenderen Nächstenliebe schon sehr viel Boden gewonnen hatte. Als sich am ersten Tage eines von ihm gegebenen Gladiatorenspieles von einer Schaar gefangener Sachsen 29 mit bloßen Händen erwürgt hatten, um der Schmach des wechselseitigen

Henkergeschäftes zu entgehen, schreibt er voll Aerger, aber mit affektirter Resignation an seinen Bruder: „Man sagt, daß Sokrates, wenn seine Wünsche und Beschlüsse nicht in Erfüllung gingen, das, was ihm begegnet war, für nützlich erachtet habe. Ich folge dem Beispiele des Weisen. Denn hätte wol eine besondere Bewachung die ruchlosen Hände des verzweifelten Volkes zurückgehalten, da der erste Tag des Fechterspieles 29 ohne Strick gebrochene Genicke gesehen hat? Es mag mir also die einen Spartakus an Schlechtigkeit übertreffende Bande vom Halse bleiben, und ich möchte lieber, wenn es angeht, dieses Geschenk mit einer Spende libyscher Löwen vertauschen."

Als Gegner der Fechterkämpfe hat man mit Unrecht den Dichter Ovid hingestellt, weil derselbe in den Tristien schreibt: „Auch die Spiele erzeugen den Keim des Verderbnisses. Laß alle Theater schließen! Wie Vielen haben sie Anlaß zum Sündigen gegeben, wenn der martische Sand den harten Boden überstreut! Der Cirkus mag abgeschafft werden! Nicht gefahrlos ist die Freiheit des Cirkus. Hier sitzt hart neben dem unbekannten Manne das Mädchen." Aber der Schalk spricht ja in derselben Weise weiter von den Säulenhallen und Tempeln und braucht diese Vergleiche blos, um seine frivolen Gedichte gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit zu vertheidigen! So bleibt denn nur der Philosoph Seneka übrig, als eine Autorität gegen die Kampfspiele der Gladiatoren. Denn wenn dieser auch in der Trostschrift an seine Mutter, ohne einen besonderen Tadel zu äußern, den Besuch des Amphitheaters wie des Cirkus, als ein gewöhnliches, aber unzureichendes Zerstreuungsmittel gegen den Schmerz bezeichnet, so spricht er doch sein Urtheil scharf genug aus, indem er an Lucilius schreibt: „Nichts gilt mehr für schändlich, wenn nur der Preis gefällt. Der Mensch, diese heilige Sache, wird von seinem Nächsten zu Spiel und Scherz getödtet, und während es schon Sünde war, ihn zum Austheilen und Empfangen von Wunden abzurichten, wird er bereits nackt und wehrlos vorgeführt, und der Tod eines Menschen gewährt

ein unterhaltendes Schauspiel"; und anderswo erzählt er, daß er nicht der Gladiatoren wegen, sondern Kurzweil, Witz und irgend eine andere Erholung erwartend, „wobei die Augen vom Anblicke des Menschenblutes ausruhen", einst um die Mittagsstunde in das Amphitheater gegangen sei. Aber gerade zu dieser Zeit pflegte man Verbrecher ohne Schutzwaffen einander abschlachten zu lassen, und er ruft deshalb empört aus: „Barmherzigkeit war jede frühere Kampfweise; jetzt, wo alle Spielerei aufhört, ist es reiner Mord! Was glaubst Du, daß ich über die Schauspiele urtheile? Daß ich habsüchtiger, ehrgeiziger, ausschweifender zurückkehre? Nein, sogar grausamer, unmenschlicher, weil ich unter Menschen gewesen bin." Diese Entrüstung Senekas hat ihren Grund darin, daß er auch sonst zum Bewußtsein eines Menschenrechtes gekommen war, vor dem alle Menschen gleich sind, und daß er in Folge einer höheren Achtung der menschlichen Persönlichkeit mildere Ansichten über die Sklaven hegte, zu denen ja großentheils die Gladiatoren gehörten. Denn außer der größeren Härte des römischen Charakters liegt eben gerade in der Verachtung, mit welcher der freie Bürger als allein vollgiltiger Mensch auf die Gladiatoren als unberechtigte Geschöpfe herabsah, ein Haupterklärungsgrund jener Mitleidlosigkeit und Grausamkeit. Wie viel von solchem exklusiven Vollblutstolz liegt in dem Tadel, den der hochsinnige Tacitus über Drusus, den Sohn Tibers, in die Worte faßte: „Dem Gladiatorenschauspiel präsidirte Drusus, indem er, wenn schon an gemeinem Blut, zu großes Vergnügen bezeigte!" Ferner kann man wol auch die Macht der Gewohnheit nicht zu hoch anschlagen, die das, was man von Kindesbeinen an unter der Autorisation der Obrigkeit, unter den Lobpreisungen der Zeitgenossen vor sich gehen sah, nur sehr schwer als etwas Ungehöriges erkennen ließ. Das allmähliche Wachsen des Behagens am Gräßlichen schildert auch Livius, indem er vom Könige Perseus von Makedonien bemerkt: „Ein Gladiatorenschauspiel römischer Sitte gab er anfangs zu größerem Entsetzen als Ver-

gnügen der Menschen, die an einen solchen Anblick nicht gewöhnt waren. Dadurch aber, daß er es öfter veranstaltete, und zwar bald nur bis zu Verwundungen, bald aber auch ohne das Leben zu schenken, machte er die Augen mit dem Schauspiele vertraut, und dasselbe angenehm, und entzündete in den meisten jungen Leuten die Lust zum Gebrauche der Waffen." Wie sollte das römische Volk nicht nach und nach gefühllos gegen das Grauenhafte des Gladiatorenwesens werden, da in ihm während des letzten Jahrhunderts der Republik und in der ganzen Kaiserzeit systematisch die Leidenschaft für dasselbe wach erhalten wurde? Endlich darf man nicht vergessen, daß die Gladiatorenkämpfe ursprünglich Leichenspiele zur Sühne und Ehre Verstorbener waren, die in Etrurien, ihrem Stammlande, nach und nach die Stelle wirklicher Menschenopfer vertreten hatten. Auch in Rom dachte man zuerst nur an die Verherrlichung der Manen. Denn das erste Gladiatorengefecht sah man hier im Jahre 264, wo Decius und Marcus Brutus drei Paare auf dem Ochsenmarkte zu Ehren ihres Vaters, eines gewesenen Konsuls, auftreten ließen. Kaum ein halbes Jahrhundert später war der Luxus schon so weit gestiegen, daß die drei Söhne des M. Aemilius Lepidus beim Leichenbegängnisse ihres Vaters 22 Paare an drei Tagen auf dem Forum kämpfen ließen. Im Jahr 202 fochten 25 Paare, 185 bereits 60. Solche Leichenbegängnisse kosteten freilich mehr Geld, als das des im Jahre 152 v. Chr. verstorbenen M. Aemilius Lepidus, eines Konsuls und Senatsobmanns, der in seinem Testamente festsetzte, daß seine Söhne nicht mehr als je 10 As (5 Sgr.) auf seine Bestattung verwenden sollten, da die Leichenfeier großer Männer durch den Schmuck der Ahnenbilder, nicht durch Geldaufwand verherrlicht würde. Wie groß war dagegen die Verirrung zweier anderer Römer, von denen Nikolaos von Damaskus unter August erzählt, daß der eine die testamentarische Verfügung traf, daß seine schönsten Sklavinnen, der andere, daß seine jungen Lieb-

lingspagen nach seinem Tode mit einander kämpfen sollten! Doch soll das Volk diese Bestimmungen annullirt haben.

Das Gladiatorenwesen erhielt seine letzte Ausbildung und seine großartigste Gestaltung im letzten Jahrhunderte der Republik. Da es nämlich kein sichereres Mittel gab, die Volksgunst zu gewinnen, als die Kampfspiele, so wurden dieselben bei den verschiedensten Gelegenheiten zum Zwecke der Amtserschleicherei von Ehrgeizigen angewendet, und Cicero brachte unter anderem das Gesetz durch, nach welchem den Kandidaten das Veranstalten von Gladiatorenkämpfen in den letzten zwei Jahren vor ihrer Bewerbung bei zehnjähriger Verbannung verboten wurde. Dagegen war es schon damals und die ganze Kaiserzeit hindurch gewissen Magistratspersonen als eine amtliche Verpflichtung aufgebürdet, dem Volke seine Lieblingskurzweil zu verschaffen. Aber beim Zerfallen des Freistaates benutzten auch die Mächtigen die Gladiatorenbanden als Werkzeuge des Angriffes und der Vertheidigung im Parteikampfe, und die Fechter von Profession, deren natürliche Verbündete die Sklaven waren, begannen dem Staate gefährlich zu werden. Katilina und Genossen rechneten auf ihre Hilfe, weshalb auch der Senat beschloß, die Banden aus Rom in einzelne Städte zu vertheilen. Klodius und Milo führten mit Gladiatoren ihren Straßen- und Häuserkrieg. Freilich behauptete Cicero später, sein Freund Milo habe sich die Gladiatoren, durch welche er endlich Klodius tödten ließ, nur des Staatswohles wegen gekauft! Cäsar hatte in seiner Aedilität eine solche Masse von Fechtern zusammengebracht, daß seine Gegner in Furcht geriethen und den Senat veranlaßten, ein beschränkendes Gebot ergehen zu lassen. Dennoch traten in seinen darauf gegebenen Spielen 320 Paare auf! Wie groß überhaupt die Zahl der dem blutigen Tode verfallenen Werkzeuge des Vergnügens in der Hauptstadt endlich wurde, erkennt man aus der von Dio Kassius gegebenen Nachricht, daß Augustus sich in seinem Testamente rühmen konnte, im Ganzen 10,000 Gladiatoren dem Amphitheater geliefert zu haben, und

sich kurz nach Christi Geburt durch eine Theuerung genöthigt sah, alle Gladiatoren und käuflichen Sklaven 750 Stadien (über 18 deutsche Meilen) weit von Rom zu entfernen. Endlich ließ man die Gladiatoren nicht nur Mann gegen Mann, sondern schaarenweise gegen einander kämpfen und setzte historische Kriegsereignisse, besonders gern Seetreffen, naturgetreu in Szene. Augustus ließ von 3000 Mann auf 30 Galeeren über der Tiber drüben die Schlacht bei Salamis aufführen, was auch Nero nachahmte. Das großartigste Schauspiel dieser Art veranstaltete Klaudius auf dem Fuciner See (jetzt Lago di Celano) zwischen Rhodiern und Siziliern. Neunzehntausend Mann auf ungefähr 100 Drei- und Vierreihern kämpften hier muthig um ihr Leben, während die kaiserliche Leibgarde rings herum jeden Fluchtversuch hinderte und die Hügel und Ufer des Gewässers von Zuschauern wimmelten!

Woher kamen aber diese Massen von Menschen, welche nöthig waren, den Bedarf an Fechtern in Rom und bald auch in den anderen Städten Italiens zu decken? Erstlich wurden die Kriegsgefangenen dazu verwendet, welche die Feldherren zur Verherrlichung ihres Triumphes mit nach Rom brachten oder aus fernen Ländern dem Volke als Geschenk übersandten. Ein großer Theil der von Klaudius geopferten Fechter bestand aus Britanniern, und der Kaiser rühmte sich sogar, sie auf diese Weise aus dem Wege geräumt zu haben. Von den aufständigen Gladiatoren, die unter Spartakus, einem gebornen Thraker, den gefährlichen Sklavenkrieg verursachten, erzählt Plutarch, daß sie größtentheils aus Gallien und Thrakien stammten. Nach Vopiskus kämpften bei dem Triumphalfeste des Kaisers Probus gefangene Germanen, Aethiopen, Sarmaten und isaurische Seeräuber. In den Jahren 29 und 28 v. Chr. hatten Daker und Sueven, die Dio für Skythen und Kelten ausgiebt zur Siegesfeier Oktavians in der Arena gefochten. Konst[illegible] bestimmte noch eben so grausam die gefangenen Bar[illegible] großer Anzahl zum Kampfe mit den wilden [illegible]

Symmachus schreibt lobhudelnd von dem Triumphe über die Sarmaten an den Kaiser Theodosius: „Wir haben die gefesselte Schaar des besiegten Volkes einherführen sehen und die einst so trotzigen Gesichter mit kläglicher Blässe überzogen. Mitten im Amphitheater standen sie zu unserem Vergnügen bestimmt, die einst unser Schrecken waren. Die an ihre nationalen Waffen gewöhnten Hände hatten das Fechtergeräth erfaßt.“ Das Beispiel der Sachsen, welche nach demselben Autor durch Selbstmord der Schmach entgingen, mag übrigens häufig genug gewesen sein. Zu Senekas Zeit brachte sich ein Germane vor Beginn des Kampfes aus Mangel an Waffen auf eine Weise um, die sich nicht nacherzählen läßt; ein Anderer stieß sich die Lanze, die er bei einem Seetreffen zur Wehr erhielt, sofort durch den Leib.

Einen zweiten Theil der Gladiatoren machten die zum Tode verdammten Nichtbürger aus, die, schon nach Ciceros oben angeführten Worten zu schließen, in der früheren Zeit wol beinahe ausschließlich dazu verwendet wurden. So ging es auch dem Spartakus, der als Räuber ergriffen wurde. Die Begriffe „Schuldige“, „Sträflinge“, mögen aber sehr weite gewesen sein. Denn von den 19,000 Gladiatoren des Klaudius heißt es bei Tacitus: „Wiewol unter Missethätern, fand der Kampf mit dem Muthe tapferer Männer statt.“ Man machte übrigens bei der Verurtheilung noch den Unterschied, daß die schwersten Verbrecher, ohne Zeit zur Waffenübung zu erhalten, sogleich mit dem Schwerte „verbraucht“ wurden, leichtere dagegen nach einigen Jahren sogar die Freiheit wieder erhalten konnten. Makrinus, der Gegenkaiser Elagabals, machte durch eine Verordnung alle ihren Herren entlaufenen Sklaven zu Gladiatoren. In unruhigen Zeiten und von ungerechten Gewalthabern wurde es mit dem Schuldigerklären gerade nicht genau genommen. Cicero schreibt an Asinius Pollio, der Quästor Balbus habe in Spanien einen Soldaten des Pompejus, der schon zweimal zum Gladiatorenkampf gepreßt worden

war und nun keine Kapitulation eingehen wollte und das Volk um Rettung bat, lebendig verbrennen lassen. Während der Christenverfolgungen genügte oft schon das Bekenntniß, zu den Galiläern zu gehören, um zum Fechterspiele verurtheilt zu werden. Doch rettete auch hier Manchen der Nachweis des römischen Bürgerrechtes. Anders war es mit den Sklaven, die ohne viele Umstände in die Fechtschulen verkauft werden konnten, sowie die Sklavinnen an die Kuppler. Erst Hadrian, der überhaupt viel für Erleichterung der Sklaverei that, verbot es, ohne Angabe des Grundes, einen Sklaven als Gladiator zu verkaufen. Nach vorhandenen Inschriften gab es Gladiatorenhändler von Profession, die für den starken Bedarf durch Aufkaufen von kräftigen Sklaven sorgten. Sie erwarben, wie die eine von Quintilians Deklamationen lehrt, ihre Fechter selbst durch Verkehr mit Seeräubern, meist aber wol von kriegerischen Nationen des Auslandes. Wie Ammian erzählt, traf auf dem Zuge Valentinians I. gegen den Alemannenkönig Makrian der römische General Severus in der Nähe von Wiesbaden zufällig einige kaiserliche Gardisten, welche in Feindesland Sklaven aufkauften. Auch Symmachus bittet in einem seiner Briefe den Flavianus, seinen Bruder, ihm für die Spiele seines Sohnes, wahrscheinlich in Deutschland, Sklaven aufkaufen zu lassen. „Da dieselben an der Grenze leicht und auch billig zu haben sind, so bitte ich doch angelegentlichst, durch zuverlässige Männer zu diesem Zwecke zwanzig junge Leute zusammenstellen zu lassen. Zu diesem Ende habe ich Dir die Goldstücke gesandt und bemerke nur noch, daß es bei solchen Leuten nicht auf Schönheit ankommt, sondern auf Kraft und Gesundheit!“ Als Sklaven wurden natürlich auch die eingeschulten Gladiatoren wieder verkauft und vermiethet und überhaupt als mobiles Eigenthum betrachtet. Cicero erzählt in einem Briefe seinem Bruder Quintus, wie schmählich ein Kato von seinem Freunde Milo blamirt worden sei. Jener hatte nämlich von Roskonius und Pomponius Gladiatoren gekauft und zeigte sich stets öffentlich

in deren Begleitung. Da er aber zu dürftig war, um sie ernähren und zusammenhalten zu können, so ließ ihm Milo die Fechter durch Jemanden, der nicht als sein Vertrauter bekannt war, abkaufen und dann von einem Volkstribun öffentlich als die „Gladiatorenbande Katos" zum Gelächter des Publikums ausbieten. Der Jurist Gajus bespricht den Fall, daß ein Fechtmeister einem Privatmanne einige Gladiatoren liefert, unter der Bedingung, daß dieser ihm 20 Denare für jeden ohne starke Verwundung überlebenden bezahlen sollte und 1000 Denare (290 Thlr.) für jeden getödteten oder untüchtig gemachten, und entscheidet die Frage, ob dies ein Verkauf oder eine Miethe sei, dahin, daß bei der Rückkehr der Gladiatoren zu ihrem Eigenthümer ein Miethvertrag vorgelegen habe, bei der Tödtung aber ein Verkauf.

Ferner kam es auch nicht selten vor, daß freie Leute sich für Lohn und Kost als Fechtersklaven verkauften und den von Petron, Seneka und Horaz erwähnten Schwur leisteten, nach welchem sie sich unweigerlich mit glühendem Eisen brennen, in Fesseln schlagen, peitschen und mit dem Schwerte tödten lassen wollten, überhaupt feierlich ihrem Herrn Leib und Leben zu eigen gaben! Das Motiv dieser Erniedrigung bildete wol meist die Verzweiflung über unnütz vergeudetes Leben und Gut und das Unvermögen charakterloser Wüstlinge, Mangel zu leiden. Mit solchen Erziehungsresultaten tröstet Seneka einen Vater über den Verlust eines Knaben. „Blicke hin auf die Jünglinge," sagte er, „welche die Schwelgerei aus den vornehmsten Häusern in die Arena hinabgestoßen hat." Auch anderswo sagt er, oft seien die Modeherrchen seiner Zeit mitten in ihrer glänzenden Einrichtung zweifelhaft, ob sie sich als Gladiatoren oder als Thierkämpfer verkaufen sollten! Und so heißt es auch bei Horaz über einen immer weiter hinabsinkenden Verschwender: „Er wird in den Tag hineinschlafen, der Buhlschaft die Ehrenpflicht nachstellen, Schulden auf Schulden häufen, zuletzt Gladiator werden oder des Kohlgärtners Gaul

führen.“ Nach Dio wendete sich die italienische Jugend massenweise dem Räuber- und Fechterhandwerke zu, nachdem der Kaiser Septimius Severus das Privilegium Italiens, die Rekruten für die Leibgarde zu liefern, aufgehoben hatte. Der Gnostiker Tatian erwähnt, daß auch arme Leute, die nicht arbeiten wollten, diese blutigen Kämpfe der Arbeit vorzogen. Selbstverkäufe aus edleren Beweggründen werden sicher vorgekommen sein. Doch läßt sich nicht auf historische Grundlagen schließen, wenn sich bei Quintilian ein Sohn verkauft, um seinen Vater anständig begraben zu können, ein anderes Mal ein armer Jüngling den von Seeräubern an eine Fechtschule verkauften reichen Freund kurz vor dem Beginne des ersten Gladiatorenspieles durch seine Dazwischenkunft als Stellvertreter rettet. Die Gesetzgebung suchte den Selbstverkauf zu hindern, indem sie den Verkauften der auf dem ganzen Stande lastenden Infamie verfallen ließ, so wie ja überhaupt alle, die um des Erwerbes willen in öffentlichen Schaustellungen auftraten, ehrlos wurden. Wie die Sklaven, konnten sie nur auf der Folter ein giltiges Zeugniß ablegen; ihre Töchter waren gemeine Dirnen, deren Söhne von Standespersonen nicht einmal legitimirt werden durften, und von ihren Vätern konnten sie enterbt werden, ohne daß sie berechtigt waren, das Testament anzugreifen. Dennoch fand der Selbstverkauf noch zu Symmachus Zeit statt, der in dem erwähnten Briefe davon als von einem alten Herkommen spricht. Oft freilich trieb auch ein wirklicher Hang die Leute zu dem grausamen Gewerbe, und bei Manchen steigerte sich derselbe zu solcher Leidenschaft, daß z. B. Quintilian als Thema zu einer Deklamation den Fall annimmt, daß ein Bruder gegen seine Schwester vor Gericht auftritt, die ihn mehrmals von der Gladiatur losgekauft und ihm endlich im Schlafe den Daumen der rechten Hand abgeschnitten hat! Auch Tertullian schreibt: „Nun gedenke ich noch flüchtig, worin Ruhm gesucht wird, dann aller der Kämpfe, wo Grausamkeit und Qual walten, und die gleich einer geistigen Krankheit die

Menschen leidenschaftlich ergreifen und tief erniedrigen. Wie viele treibt die Waffenlust zum Schwert, ja sie sinken sogar zum Kampf mit wilden Thieren herab!"

Ueberhaupt schwand sehr bald das Gefühl für das Schimpfliche des Gewerbes, seitdem freie, römische Bürger, selbst Ritter und Senatoren, entweder aus niedriger Schmeichelei gegen die Gewalthaber, oder von denselben gezwungen sich den Gladiatoren beigesellten. Bereits bei Cäsars Festen erboten sich freiwillig Optimaten, in die Arena hinabzusteigen, und er erlaubte es im Jahre 46 Rittern und im folgenden auch Senatoren. Konnte es ihm doch nur erwünscht sein, wenn sich die ihm verhaßte Aristokratie vor den Augen des Pöbels mit gemeinen Fechterknechten herumschlug. Selbst Cicero nimmt die Sache ziemlich kühl und schreibt, ohne Empörung über die Herabwürdigung zu empfinden, an Kornificius: „Ich bin bereits so hart geworden, daß ich bei den Spielen unseres Cäsar mit dem größten Gleichmuth den T. Plancius (als Gladiator) sah, des Laberius und Publius Dichtwerke hörte. Nur fehlt mir nichts so sehr als Jemand, mit dem ich in vertraulicher und gescheidter Weise darüber lachen könnte." Augustus bemühte sich vergebens, dem überhand nehmenden Unwesen zu steuern. Obgleich er den Senatsbeschluß von 38 v. Chr., wonach den Senatoren die Bühne und der blutgedüngte Sand des Amphitheaters verboten worden war, im Jahre 22 auch auf die Ritter ausgedehnt hatte, fruchteten doch alle Maßregeln nichts, und 32 Jahre später „wurde den Rittern," wie Dio erzählt, „was sonderbar erscheinen muß, erlaubt, als Gladiatoren aufzutreten. Grund dazu gab, daß einige die damit verbundene Schande für nichts anschlugen, und weil nun, da Verbote nichts halfen, eine immer größere Strafe erforderlich schien, oder weil man hoffte, sie noch am ehesten davon abzubringen, wenn man es ihnen gestattete. So erlitten sie denn statt der Unehre den Tod; denn sie traten darum nicht weniger auf. Das Vergnügen, womit ihre Kämpfe von dem Volke aufgenommen wur-

den, machte sie nur noch eifriger, und endlich ließ es Augustus zu, daß die Prätoren sie unter ihre Fechter einreihten." Als später Tiberius das frühere Senatskonsult wieder erneuerte, wurde dasselbe von der schamlosen Jugend senatorischen und ritterlichen Standes dadurch umgangen, daß man sich freiwillig in das Register der Ehrlosen einschreiben ließ, und der Kaiser wendete nun die Strafe des Exils an. Kaligula preßte Vornehm und Gering zum Blutvergießen; am schlimmsten aber spielte der Aristokratie Nero mit, der auf einmal dreißig Ritter mit einander kämpfen ließ, und im Ganzen wol über hundert Ritter und Senatoren der Arena überlieferte. Dagegen brachte Vitellius das alte Verbot den Rittern gegenüber in Erinnerung, vielleicht nur um seinen eigenen Gladiatoren zu Gefallen der zunftwidrigen Pfuscherei zu steuern! Tacitus bemerkt über die Maßregel: „Frühere Fürsten hatten dazu durch Geld und öfter durch Gewalt gezwungen und die meisten Munizipien und Kolonien wetteiferten darin, die verdorbenen jungen Leute durch Belohnungen anzulocken."

Die schmachvolle Leidenschaft war auch in der Folgezeit nicht auszurotten; denn Juvenal sagt in seiner dritten Satire: „Aergeres noch wagt Gracchus, der in der Tunika und mit dem Dreizack als Gladiator mitten über die Arena hinwegfliegt, von edlerer Herkunft als die Marceller, die Katuler, die Kapitoliner, des Paullus Enkel, die Fabier und alle, die von den vordersten Sitzreihen aus zuschauen." Zu M. Antoninus, dem Philosophen, konnte ein sehr übel berüchtigter Mensch, dem er ein Amt abgeschlagen hatte, ungestraft sagen, er sehe Viele als Prätoren, die mit ihm im Amphitheater gefochten hätten! Und in der Rede, welche der Kaiser Septimius Severus zur Entschuldigung des Kommodus im Senate hielt, kommt die Stelle vor: „Aber er focht als Gladiator! Beim Jupiter! Von Euch kämpft wol keiner im Amphitheater? Wozu haben denn einige sich Schilde und goldene Helme gekauft?" Ja sogar Frauen verworfener Art ließen sich willig finden, das Schwert

gegen einander zu zücken. Nachdem schon Domitian Zwerge und Weiber im Amphitheater als Kämpfer hatte auftreten lassen, wiederholte sich das widerwärtige Schauspiel unter Severus. Da sich aber die Mannweiber in ihrer rohen Wildheit gemeine Scherze auf die edelsten Frauen erlaubten, wurde der weibliche Gladiatorenkampf verboten.

Den Kulminationspunkt der Schrankenlosigkeit erreichte jedoch die rohe Leidenschaft und die Blutschaulust des Volkes, als einzelne Kaiser selbst Dilettanten der ehrlosen Kunst wurden und so den Stempel der Schande an dem Gladiatorenstande vollends tilgten. Schon Kaligula fand Geschmack an den Fechtübungen der Gladiatoren. Von Hadrian sagt der Biograph dasselbe und Verus versäumte darüber die Pflichten des Feldherrn. Allein öffentlich vor dem Volke aufzutreten, war doch nur dem halbverrückten Kommodus möglich, dessen unsinnige Leidenschaft für die Fechtkunst sich schon in der Jugend durch eine ausschließliche Hinneigung geoffenbart hatte. Er trat förmlich zur Sekutorenklasse der Gladiatoren über, reservirte sich in der kaiserlichen Fechterkaserne das erste Zimmer zur Wohnung, nannte sich am liebsten „den nur mit der linken Hand fechtenden Vorkämpfer der Sekutoren", und rühmte sich tausend Siegespalmen davon getragen zu haben. Gewöhnlich focht er nur mit dem Rappier, doch spricht sein Biograph Lampridius auch von getödteten Gegnern. Dabei beging er noch die Gemeinheit, seine Schande zur Besteuerung des Volkes auszubeuten, indem er sich für jeden Tag seines Auftretens über 60,000 Thlr. aus der Gladiatorenkasse zahlen ließ!

Die Gladiatorenschulen waren theils Eigenthum von Kommunen, theils von Privatpersonen. Ausdrücklich durch Inschriften bezeugt sind die Fechtanstalten von Verona und Präneste. Ueberhaupt war der Verbrauch von Gladiatoren in den Munizipien ein großartiger. Martial spottet darüber, daß in Modena ein Walker, in Bologna ein reich gewordener Schuster Gladiatorenspiele gegeben. In Pompeji gab es wenigstens fünf

verschiedene Gladiatorenbanden und die Inschriften nennen sogar mehrmals Frauen als Besitzerinnen von Gladiatorenschulen. Die Kaiser hatten an verschiedenen Orten in den Provinzen dergleichen Institute; in der Hauptstadt selbst befanden sich vier kaiserliche Gladiatorenstationen in der Nähe des Kolosseums nebst Lazarethen, an denen besondere Aerzte fungirten, und Rüstkammern. Besondere Prokuratoren beaufsichtigten das Ganze. Kaligula suchte seinem drückenden Geldmangel dadurch abzuhelfen, daß er die kaiserlichen Gladiatoren versteigern ließ. Dabei war er selbst gegenwärtig, trieb die Käufer hinauf und ließ einst, wie Sueton erzählt, einem gewesenen Prätor, der auf seinem Sitze eingeschlafen war und zu den aufgerufenen Geboten mit dem Kopfe nickte, 13 Fechter für neun Millionen Sesterzen (652,000 Thlr.) zuschlagen. Die Zahl der kaiserlichen Gladiatoren scheint in Rom immer gegen 2000 betragen zu haben. Hinsichtlich der anderen Banden mag auch noch in der Kaiserzeit eine beschränkende Norm bestanden haben. Wenigstens sagt Dio über die Auktion unter Kaligula: „Viele kamen auch von auswärts und kauften solche an, besonders weil er Jedem, der da Lust hatte, gestattete, selbst über die gesetzliche Zahl Gladiatoren zu halten.“ Die meisten Gladiatoreninstitute wurden von Fechtmeistern von Profession auf Spekulation unterhalten. Diese Leute waren ebenfalls ohne bürgerliche Reputation; aber ihr Gewerbe scheint einträglich genug gewesen zu sein, da sie auch fremde Sklaven zu Gladiatoren abrichteten, ihre eigenen an Andere verkauften und vermietheten, und wahrscheinlich auch auf eigene Rechnung Spiele unternahmen. Um sich mit Rekruten zu versehen, zogen sie bisweilen von Stadt zu Stadt herum; besonders pflegten sie den Heeren zu folgen, um billig in den Besitz von Kriegsgefangenen zu kommen. Die Schulen selbst legte man gern an recht gesunden, klimatisch günstigen Orten an, weil natürlich zum Gedeihen solcher Anstalten das körperliche Wohlbefinden der Zöglinge vor allem Anderen gehörte, und gerühmt wegen dieses Vorzuges wurden vorzüglich

Kapua, Alexandria, Präneste und Ravenna. Die Schulgebäude waren gewöhnlich so eingerichtet, daß sich in der Mitte ein Stadium befand, welches rings von einer Säulenhalle umgeben war, in der die Zellen der Gladiatoren ihre Eingänge hatten. In der Gladiatorenkaserne zu Pompeji hatten die fensterlosen Gemächer nur 10—12 Fuß im Quadrat, und darüber befand sich früher noch ein zweites Stockwerk. Wie bei den griechischen Athleten wurde bei den Gladiatoren die Vollkräftigkeit des Körpers und die größtmögliche Ausbildung der Muskeln durch eine recht nährende Kost oder Mast, die nach Quintilian „jeden Hunger überwog", zu erzielen gesucht. Die Neuaufgenommenen, welchen gewöhnlich auch neue, wohlklingende Namen (z. B. Aureolus) beigelegt zu werden pflegten, erhielten von den Unterlehrern in den verschiedenen Waffengattungen Unterricht, nachdem sie den bereits angeführten Eid geleistet hatten. Wie die Rekruten der Armee fochten sie anfangs mit schwereren Holzwaffen einem den Gegner vorstellenden, sechs Fuß hohen Pfahl gegenüber in allen möglichen Wendungen und Stellungen. In dem Buche über den afrikanischen Krieg werden die Exerzitien, welche Cäsar mit seinem Heere den Numiden gegenüber anstellte, in folgender Weise beschrieben: „Cäsar richtete seine Truppen gegen einen solchen Feind ab, nicht wie ein Feldherr sein versuchtes und siegreiches Heer, sondern wie ein Fechtmeister seine Gladiatorenneulinge, indem er ihnen vorschrieb, in welchem Schritte sie sich vor dem Feinde zurückziehen sollten und wie dem Gegner zugewendet und in welchem Zwischenraume stehen bleiben, wie sie bald vorrücken, bald zurückweichen und mit einem Angriffe zu drohen und beinahe wo und wie sie die Wurfspieße zu entsenden hätten." Bestanden die Rekruten glücklich ihr erstes, öffentliches Debut, so erhielten sie als Zeichen, daß sie des verachteten Lehrlingsstandes enthoben waren, ein oblonges, elfenbeinernes Täfelchen, das wahrscheinlich an einem Bande um den Hals getragen wurde und auf dem ihr Name und der Tag ihres ersten Auftrittes vermerkt war.

Das Leben und Treiben in einer Gladiatorenschule mag übrigens mehr dem Aufenthalte in einem Zuchthause, als in einer Kaserne geglichen haben. Durch unnachsichtigste Strenge mußten jene Banden verzweifelter Menschen im Zaume gehalten werden. Wirkliche Waffen scheinen ihnen nur erst kurz vor dem Beginne des Schauspieles gereicht worden zu sein und bewaffnete Wächter, bei den kaiserlichen Schulen Soldaten, verhinderten ihr Entweichen. Spartakus und seine 70 Genossen, die aus der Schule des Lentulus Batiatus zu Kapua ausbrachen, bewältigten zuvor ihre Hüter und suchten sich erst außerhalb der Stadt Waffen zu verschaffen. Unter Nero wurde ein Revolteversuch der Gladiatoren zu Präneste durch die dortige Garnison unterdrückt. Den fürchterlichsten Schrecken in der Hauptstadt selbst erregte es, als im Jahre 281 n. Chr. von beinahe 700 Barbaren, die der Kaiser Probus zur Verherrlichung seines Triumphes für das Amphitheater aufbewahrte, ungefähr 80, wahrscheinlich Deutsche, ihre Wächter erschlugen, aus der Kaserne entsprangen und die Straßen Roms mit Blut und Verwirrung füllten. „Nach hartnäckigem Widerstande", sagt Gibbon, „wurden sie zwar durch reguläre Truppen überwältigt und in Stücke gehauen, aber sie erhielten doch wenigstens einen ehrenvollen Tod und hatten gerechte Rache geübt." Der unbändigsten Subjekte scheint man sich außer der Bewachung noch durch Schließeisen versichert zu haben; wenigstens befanden sich unter den in der Fechtschule zu Pompeji gefundenen 63 Skeletten auch mehrere, die noch in den Zellen in ihren Fesseln lagen! Daß sich ferner der Inhalt des Gladiatoreneides auch hinsichtlich der Ruthenschläge und des Brennens erfüllte, beweisen schon die von Seneka dem Amphitheaterpublikum beigelegten Zurufe an feige Kämpfer. Auch bei Quintilian im „Gladiator" heißt es über die dem Fechterkampf vorhergehende Stunde: „Allenthalben bemerkte man geräuschvolle Vorbereitungen auf den Tod. Der eine wetzte den Stahl, der andere machte Eisenplatten glühend, hier wurden Ruthen, dort Peitschen herbeigetragen, man hätte

alle für Seeräuber halten können." Doch war nicht bei Allen diese schimpfliche Anfeuerung nöthig. Viele erfüllte hoher, einer besseren Sache würdiger Muth, selbst eine Art von Standeseitelkeit. „Mit einem schwächeren gepaart zu werden," sagt Seneka, „hält der Gladiator für einen Schimpf; er weiß, daß man denjenigen ohne Ruhm besiegt, der sich ohne Gefahr besiegen läßt." Ja, der Kitzel der Gefahr und der Beifall des Volkes wurde Vielen bald so unentbehrlich, daß sie, wie Epiktet erzählt, unwillig wurden, wenn man sie nicht mit auftreten ließ und die Vorgesetzten mit Bitten bestürmten. Auch im Tode noch wollten sie glänzen, den Ruhm tapferer Männer ernten und mit Anstand sterben. Am deutlichsten spricht dies schon Cicero in den tuskulanischen Gesprächen aus: „Welche Wunden ertragen nicht die Gladiatoren, die doch verworfene Menschen oder Barbaren sind? Wie wollen doch solche, welche gut eingeschult sind, lieber einen Stoß erhalten, als ihn mit Schmach vermeiden! Wie oft zeigt es sich, daß sie nichts lieber wünschen, als entweder ihrem Herrn oder dem Volke Genüge zu leisten! Schicken sie doch, bereits von Wunden erschöpft, Abgeordnete an ihre Herren, um deren weiteren Befehl einzuholen, mit dem Zusatze, daß sie gern den Todesstoß erleiden wollten, wenn jene noch nicht befriedigt wären. Welcher nur mittelmäßige Gladiator stöhnte je? welcher veränderte das Gesicht? welcher stand nicht blos, sondern sank auch zu Boden in unedler Haltung? welcher zog wol den Hals zusammen, nachdem er niedergesunken und aufgefordert worden war, den Schwertstoß zu empfangen? So viel vermag Uebung, Ueberlegung, Gewohnheit." Die Unternehmer pflegten auch die rühmlich Gefallenen mit einer lobenden Grabschrift zu ehren.

Die Gladiatoren zerfielen nach Bewaffnung und Kampfart in mehrere Gattungen. Dabei war es eine Eigenthümlichkeit der amphitheatralischen Gefechte, daß fast immer verschiedene Waffengattungen einander gegenübergestellt wurden. Alle trugen jedoch die Brust unbedeckt. Ihre Rüstungen zeichneten sich vor

denen des Militärs besonders durch eine reichere künstlerische Ausstattung aus, besaßen aber auch sonst wesentliche Abweichungen von der gewöhnlichen Form. Samniten hieß man zuerst eine Gladiatorenart, deren Namen und Bewaffnung nach Beendigung der Samniterkriege von den Kampanern aus Haß auf die Gladiatoren übertragen worden sein soll (300 v. Chr.). Ein großer, länglicher Schild, ein siebartig durchbrochener Visirhelm mit Kamm und Federn, eine Schiene am linken Bein, ein metallener oder lederner Aermel am rechten Arme und ein kurzes Schwert kennzeichnen sie auf den Bildwerken. Die Samniten kämpften entweder unter einander oder mit den Thrakern oder Retiariern. Jene führten den kleinen thrakischen Schild, ein sichelartig gekrümmtes Dolchmesser und Schienen an den Beinen; diese dagegen, die am wenigsten geachtete Klasse, waren ohne Kopfbedeckung, hatten als Angriffswaffe einen Dreizack (die Thunfischharpune) und außerdem ein großes Netz. Dieses warfen sie nach dem Feinde und suchten ihn damit zu umstricken. Sie mußten aber Reißaus nehmen, sobald der Wurf mißlang und einen zweiten günstigeren Moment abpassen. Recht anschaulich macht dieses Manöver Juvenal, indem er von einem entarteten Epigonen der gracchischen Familie sagt: „Nicht in den Helm birgt er das Gesicht; sieh, er schwingt den Dreizack und nachdem er aus erhobener Hand das schwebende Netz vergebens ausgeworfen, hebt er das bloße Antlitz den Zuschauern zu und rings erkennbar flieht er über den Sandplan.“ In der späteren Kaiserzeit bediente sich eine ähnliche Fechtergattung einer Art von Lasso, um den Gegner zu Boden zu reißen. Die gewöhnlichen Partner der Retiarier waren aber nicht die Samniten, sondern die Sekutoren, bewaffnet mit Helm, Schild und Schwert. Wie Kommodus, begünstigte auch Kaligula diese Waffengattung. Als daher einst fünf Retiarier im Haufengefecht mit fünf Sekutoren zu kämpfen hatten, ließen sich jene aus Furcht vor der Mißgunst des Kaisers ohne langen Widerstand besiegen. Allein der Kaiser gab Befehl, die um Pardon

bittenden Netzfechter sämmtlich zu tödten, und da die Knieenden dies hörten, ergriff der eine voll Verzweiflung seine Harpune und erlegte sämmtliche Sekutoren. Nach Sueton betrauerte der Kaiser dies als einen grausamen Mord in einem besonderen Edikt, worin er alle verfluchte, die den schrecklichen Anblick ertragen hätten! Die Gallier ferner und die Mirmillonen waren sich ziemlich ähnlich und führten gallische Armatur. Außer diesen am gewöhnlichsten vorkommenden gab es noch Gladiatoren zu Wagen und zu Roß (essedarii und andabatae). Die letzteren mit langen, kleinen, runden Schilden und Visirhelmen bewehrt, kamen in ihrer Erscheinung den mittelalterlichen Rittern sehr nahe. Endlich soll noch eine Sorte mit zwei Schwertern, eine andere vom Kopfe bis zum Fuße gewappnet, den Kampfplatz betreten haben.

Am Tage vor den Spielen wurde den auftretenden Gladiatoren ein öffentlicher Schmaus gegeben. Plutarch bemerkt in Betreff dieser Sitte: „Von den Gladiatoren ziehen es diejenigen, welche nicht ganz verwildert, sondern Hellenen sind, wenn sie auftreten wollen, vor, ihre Weiber den Freunden anzuempfehlen und ihre Sklaven freizulassen, als mit den aufgetragenen vielen und leckeren Speisen ihrem Magen ein Vergnügen zu bereiten.“ Am Festtage selbst hielten die Fechtenden paarweise einen feierlichen Aufzug durch die Stadt ins Amphitheater, wobei sich ihre goldgestickten Tuniken, die blitzenden Rüstungen, die goldenen Ehrenketten und wallenden Pfauenfederbüsche stattlich genug ausgenommen haben mögen. Die Kaiserin Faustina verliebte sich einst bei einer solchen Parade sterblich in einen Gladiator! Im Amphitheater selbst ließ sich zuvörderst der Veranstalter der Spiele die Waffen zur Prüfung vorlegen. Der Kaiser Titus (nach Dio auch Nero) reichte bei einer solchen Gelegenheit zwei Verschworenen, denen er kurz vorher verziehen hatte, zum Beweise seines Vertrauens die Degen dar, um ihre Schärfe zu untersuchen. Wie bei den gymnischen Wettkämpfen der Hellenen ging auch in der Arena

dem ersten Gefechte eine Art Vorspiel mit stumpfen Waffen voran. Markus Antoninus, dem das Blutvergießen kein Vergnügen machte, ließ es stets beim Rappiergefechte sein Bewenden haben und erlaubte gar nicht die scharfen Waffen. Sonst wurde aber immer nach dieser Einleitung durch die Tuba das Zeichen zum blutigen Kampfe gegeben.

Die Fechtmeister und Kampfwärtel bestimmten dann den einzelnen Paaren die Stellung und Mensur und reichten ihnen die scharfen Waffen. Die Kampfart selbst hatte mit der neueren Fechtkunst große Aehnlichkeit und der Comment erlaubte Hieb und Stich. Bei jeder sichtbaren Verwundung schrie das Publikum laut auf und der tapfere Fechter verbiß dann den Schmerz und blieb in seiner Position, oder wendete sich den schreienden Zuschauern zu, um zu zeigen, daß die Verwundung geringfügig sei. Wurde er aber wirklich kampfunfähig, so entschied nach der angeführten Stelle Ciceros noch zu jener Zeit der Festgeber darüber, ob er getödtet oder verschont werden sollte. Bald darauf trat aber in sofern eine grausame Neuerung ein, als es die Veranstalter der Spiele nun der Laune des aufgeregten Volkes anheimstellten, das Zeichen zum Morde oder zur Begnadigung zu geben. „Den Gladiatoren ist es erlaubt," schreibt Seneka, „die Waffen zu senken, das Mitleid des Volkes zu rühren;" und an einer andern Stelle: „Ich werde nicht thun, was die Besiegten pflegen, daß ich an das Volk appellire." Schon Cäsar rettete nach Sueton bewährte Gladiatoren, wenn er sah, daß sie das Publikum gegen sich hatten, indem er sie mit Gewalt abführen ließ. Schlug die Mehrzahl der Zuschauer den Daumen ein, so galt dies als Zeichen der Gnade, richtete man den Daumen gegen die Brust, so mußte der Blessirte den Todesstoß hinnehmen. Die um ihr Leben Flehenden pflegten den rechten Zeigefinger emporzuhalten, und die Redensart: „Bis zum Finger fechten," wurde dadurch sprichwörtlich. Gaben dagegen die Kaiser selbst Gladiatorenspiele, so übten sie allein das Begnadigungsrecht und die An-

wesenden scheinen dann von ihnen den Pardon erbeten zu haben. Von Titus und Trajan wird gerühmt, daß sie nie eine solche Bitte abschlugen. Zuweilen kam es auch vor, daß das Amphitheater einem Fechterpaar so gewogen war, daß es noch vor der Entscheidung für beide um Pardon bat. Besonders geschah dies bei den besten und erprobtesten kaiserlichen Fechtern, die auch nur auf besonderes stürmisches Verlangen von den Kaisern dem Volke vorgeführt wurden. Aber schon vor Eintritt der Monarchie wurden Gladiatorengefechte abgehalten, bei denen weder Pardon gegeben, noch genommen werden durfte. Augustus, besonders durch die bei den Spielen des Domitius, des Großvaters von Nero, vorgekommenen Schlächtereien veranlaßt, verbot diese blutige Art des Duelles. Die Todten wurden von Leuten, die oft die Masken des etruskischen Charon und des Todtengeleiters Hermes trugen, in das sogenannte Spoliarium geschafft, wo man auch die Schwerverwundeten zu tödten pflegte. Das Blut der Gladiatoren wurde, wie bei uns das der Hingerichteten, vom Aberglauben für heilkräftig gegen die Epilepsie gehalten.

Die Belohnungen der Sieger bestanden in Palmzweigen, die mit Bändern umwunden waren. Auch Geldprämien pflegten ihnen gespendet zu werden. Vom Kaiser Klaudius erwähnt Sueton, daß er den siegreichen Gladiatoren die Goldstücke laut vorzählte, und wenn Dio den Lohn der Gladiatoren einen geringen nennt, so meint er dies natürlich im Verhältniß zu der ungeheueren Gage, die sich Kommodus zahlen ließ. Die höchste Belohnung aber, die ihnen zu Theil werden konnte, war die Entlassung aus dem Gladiatorenstande, als deren Symbol ihnen vom Festgeber oder dem Fechtmeister ein Stockrappier eingehändigt wurde. Die Meister pflegten hierauf ihre Waffen im Tempel des Herkules, ihres Schutzgottes, aufzuhängen und sich friedlicheren Geschäften zuzuwenden. Darauf spielt auch Horaz an, wenn er in seiner ersten Epistel an Mäcenas schreibt: „Mich, den hinlänglich Erprobten und bereits mit dem Freistab

Beschenkten suchst Du wiederum in die alte Fechtschule einzuschließen? Weder Alter, noch Sinn ist wie ehedem; Vejanius hat seine Waffen an die Pfosten des Herkulestempels geheftet und lebt versteckt auf dem Lande, um nicht so und so oft vom Rande der Arena aus das Volk erbitten zu müssen." Manchmal avancirten sie auch nach ihrer Freisprechung zu Lehrern der Fechtkunst in den Schulen, oder ließen sich auch durch ein gutes Handgeld zum Wiedereintritte bewegen. So engagirte Tiberius einige ausgediente Gladiatoren für je 100,000 Sesterzen (7250 Rthlr.). Den Ruhm gefeierter Gladiatoren verbreiteten nicht nur die Dichter — Martial besingt Hermes, „die Martische Lust des Jahrhunderts" — sondern auch Gemälde und Werke der Plastik, abgesehen von den Wandkritzeleien, in welchen sich, wie in Pompeji, die Bewunderung der Zeitgenossen aussprach.

In Gallien waren die Gladiatorengefechte schon während der Republik in Aufnahme gekommen; in Spanien fand das von Scipio, dem Aelteren, im Jahre 206 v. Chr. zu Ehren seines Vaters und Oheims veranstaltete Fechterspiel solchen Beifall, daß selbst die eingebornen Häuptlinge sich freiwillig daran betheiligten und durch Duell ihre Streitigkeiten ausmachten; Perseus führte die Sitte, Menschenblut zum Spaß zu vergießen, in Makedonien, Antiochus Epiphanes, „der Römeraffe von Profession," in Syrien ein. Hellas widerstand am längsten. Erst zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. scheinen diese Spiele dort Eingang gefunden zu haben, wenn anders die Anekdote wahr ist, daß, als die Athener berathschlagten, ob sie die Gladiatorenkämpfe einführen sollten, der feingebildete Philosoph Demonax ihnen sagte, sie müßten zuvor den Altar der Barmherzigkeit umstürzen. Wie schnell sich aber der leichtsinnige Pöbel Korinths und Athens für diese rohen Vergnügungen interessiren lernte, bezeugt Chrysostomos, indem er sagt: „Hinsichtlich der Gladiatoren haben die Athener so sehr den Korinthern nachgeeifert, oder vielmehr sowol diese, als auch alle

anderen an Raserei übertroffen, daß, während die Korinther außerhalb der Stadt, in einem natürlichen Thalkessel die Spiele abhalten, die Athener diese schönen Schaustücke in dem Theater unter der Burg ansehen, wo sie dem Dionysos auf der Orchestra einen Altar errichtet haben; daher kommt es vor, daß ein Gladiator auf den Sesseln selbst getödtet wird, wo der Hierophant und die übrigen Priester sitzen müssen." Zu Lukians Zeit fanden selbst im paphlagonischen Amastris am Pontus Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe im Theater statt.

Die Väter der christlichen Kirche eiferten mit Recht gewaltig gegen die Barbarei dieser Schauspiele und wiesen auch die Gladiatoren von der Taufe zurück, wenn sie nicht ihrem Stande entsagten. Der erste christliche Kaiser ließ sich auch bereden, im Jahre 325 ein Verbot der Gladiatoren ausgehen zu lassen. Dasselbe ist von Beirut aus datirt und lautet kurz: „Blutige Schauspiele bei bürgerlicher Ruhe und innerem Frieden gefallen Uns nicht; deshalb verbieten Wir das Gladiatorengewerbe gänzlich." Allein dieses Edikt war eben so wenig wie ein früheres Nervas im Stande, den Mißbrauch abzustellen. Noch 404, beim Triumph des Kaisers Honorius über die Gothen, fanden glänzende Gladiatorenspiele im Amphitheater statt. Zu derselben Zeit richtete Prudentius seine Ermahnung an den Kaiser, diesen Gebrauch aufzuheben und Niemanden tödten zu lassen, „dessen Strafe ein Vergnügen für Andere ist". Aber mehr Einfluß auf die kurz darauf erfolgte Abschaffung soll die Kühnheit eines asiatischen Mönches, Namens Telemachos, gehabt haben, der in die Arena hinabsprang, um die kämpfenden Fechter auseinander zu bringen. Freilich tödtete ihn das wüthende Volk sogleich durch einen Steinhagel!

XIII.

Jagden und Thierhetzen.

Unter den Abenteuern und Heldenthaten der mythischen Heroen nehmen die Kämpfe mit riesigen Ungeheuern der Thierwelt eine hervorragende Stelle ein, und auch in dem von Homer geschilderten Zeitalter bietet das edle Waidwerk den Helden im Frieden Ersatz für das aufregendere Sichherumtummeln im Gewühle der Schlacht. Gute Jäger lehrt Artemis selbst, die gewaltige Jägerin, das Wild erlegen, wie den vor Troja von Menelaos getödteten Skamandrios, der „alles Gewild zu treffen verstand, das der Wald in den Bergen ernährt". Auch der weise Chiron, der Erzieher so vieler Heroensöhne, versäumte es nicht, seinen Zöglingen in dieser ritterlichen Kunst Anweisung zu ertheilen. Die berühmteste, von Dichtern und Künstlern gefeierte Jagd ist die von dem ätolischen Held Meleager auf den kalydonischen Eber veranstaltete, an welcher die hervorragendsten Recken Griechenlands nebst der vielgefeierten Jägerin Atalante theilnahmen. Als der Eber, ein Sendling der beleidigten Jagdgöttin selbst, aus der Waldschlucht hervorgebrochen war und die Jäger ihn umstanden, wurden die Arkadier Ankäos und Hyleus von den Hauern des wüthenden Thieres durchbohrt und der Wurfspieß des Peleus traf unglücklicherweise dessen

Schwiegervater Eurytion. Atalante verwundete zuerst den Eber in den Rücken, Amphiaraos ins Auge, und Meleager erlegte ihn durch einen Stoß in die Weichen; aber dadurch, daß er aus Galanterie der schönen Arkadierin den Kopf des Ebers verehrte, legte er den Grund zum eigenen Verderben! Auch aus des Odysseus Leben erzählt Homer einen Jagdzug gegen einen Eber, den der Held von Ithaka auf dem Parnasse mit den Söhnen des Autolykos, seinen Cousins, unternahm. Mit Sonnenaufgang gelangten die Jäger in ein Waldthal; „vor ihnen her aber liefen, die Fährte aufspürend, die Hunde; dann folgten die Söhne des Autolykos, und unter ihnen, den Hunden zunächst, der göttliche Odysseus, die Lanze schwingend. Es lag nun in einem undurchdringlichen Dickicht ein mächtiger Eber. Als zu diesem der Schall von den Schritten der nahenden Hunde und Männer drang, da stand er nahe vor ihnen, den Borstenkamm hoch emporgesträubt, Feuer aus den Augen sprühend, und vor allen schleuderte Odysseus mit nerviger Hand den emporgehobenen langen Speer, trachtend ihn zu verwunden; der Eber aber, ihm zuvorkommend, streifte ihn über dem Knie und riß mit dem Hauer weit das Fleisch durch, seitwärts anspringend. Odysseus traf ihn dagegen in die rechte Schulter, so daß die Spitze der glänzenden Lanze durch und durch drang und der Eber klagend in den Staub zusammenbrach.“ Auch im Lande der Kyklopen veranstaltet Odysseus mit seinen in drei Abtheilungen geordneten Gefährten eine Jagd auf wilde Ziegen, bewaffnet mit Bogen und „langröhrigen“ Wurfstöcken, die mit langen eisernen Tüllen versehen waren, auf welche die Klingen aufgesetzt wurden. Auf der Zauberinsel der Kirke tödtete er einen großen Hirsch, der aus dem Walde zur Tränke heraustrat, durch einen wohlgezielten Speerwurf ins Rückgrat. Hunde werden an vielen Stellen als Jagdgehilfen erwähnt. Homer giebt bereits einmal den Jägern den in der historischen Zeit allgemein üblichen Namen „Hundeführer,“ und vom treuen Hunde Argos rühmt der Schweinehirt Eumäos: „Nie sonst

pflegte ihm zu entrinnen in den Schluchten des dichten Forstes ein Wild, das er scheuchte; denn auf die Fährten verstand er sich trefflich!" Zur Vogelbeize pflegte man sich junge Lämmergeier abzurichten, die man aus dem Neste nahm, bevor sie flügge wurden, und sie nach Falkenart stoßen ließ. Als Ajax nach vergeblichem Versuche die Reihen der Troer zu durchbrechen, langsam zurückweicht, heißt es: „Wie den brandfarbigen Löwen vom Rinderstalle Hunde und Bewohner des Landes zurückscheuchen, die ganze Nacht hindurch wachend, während jener nach Fleisch hungrig heranstürmt, aber nichts ausrichtet; denn dicht fliegen die Wurfspieße ihm entgegen aus muthigen Händen und brennende Fackeln, die er fürchtet trotz seiner Gier; am Morgen aber geht er davon mißmuthigen Herzens: so zog sich damals ungern vor den Feinden zurück Ajax." In ähnlicher Weise vergleicht er den tapfern Hektor mit einem Eber oder einem Löwen, der auf seine Stärke trotzend den rottenweise auf ihn eindringenden und dichten Lanzenhagel sendenden Jägern Stand hält, oft sich umkehrt und die zurückweichenden Schaaren angreift, bis ihm endlich sein stolzer Muth den Tod bringt. Von Agenor endlich, der furchtlos den Kampf mit Achill aufnimmt, liest man in der Iliade: „Wie ein Panther aus dem dichten Gehölze heraustritt dem Jäger entgegen, ohne sich im Gemüthe zu scheuen oder zu fürchten, nachdem er das Hundegebell gehört, sondern auch noch vom Speere durchbohrt von Gegenwehr nicht abläßt, bis er mit dem Gegner handgemein wird oder unterliegt, so war Agenor entschlossen, nicht zu fliehen, ohne sich an Achilleus versucht zu haben." Daß die Vorkommnisse der Jagd zu seiner Zeit auch auf Kunstwerken dargestellt wurden, sieht man aus dem in der Odyssee beschriebenen goldenen Mantelschlosse des Odysseus, auf welchem ein Jagdhund, zwischen seinen Vorderfüßen ein zappelndes Hirschkalb würgend, abgebildet war.

In der historischen Zeit hielt man die Jagd für heilsam und nothwendig zur Erhaltung der Gesundheit und zur Stäh-

lung des Körpers in Bezug auf den Krieg. „Diejenigen," sagt Xenophon, „welche sich dieser Beschäftigung befleißigen, werden ihren Leibern Wohlsein bereiten, besser hören und sehen, und langsamer altern." Nachdem er dann die Jagdstrapazen als Vorübungen zum Kriege einzeln erörtert hat, fährt er fort: „Auch unsere Vorfahren wußten wohl, daß man in Folge dieser Beschäftigung Glück gegen die Feinde hat, und machten daraus eine Uebung für die Jünglinge. Denn obgleich sie von Anfang Mangel an Feldfrüchten litten, so beobachteten sie doch den Gebrauch, daß sie die Jäger nicht hinderten, die auf der Erde wachsenden Thiere zu jagen, und daß sie außerdem innerhalb vieler Stadien bei Nacht nicht das Wild im Schlafe fingen, um nicht denen, welche die Kunst übten, die Thiere zu rauben. Denn sie sahen, daß dieses Vergnügen allein den Jüngeren am meisten Gutes schafft. Es macht sie nämlich verständig und gerecht, und hindert sie an keinem anderen anständigen Geschäfte, wie die übrigen schlechten Beschäftigungen, die man nicht lernen darf." Hinsichtlich der Jagdfreiheit macht aber Xenophon dem Jäger auch zur Pflicht, in den bebauten Theilen des Landes sich der Früchte zu enthalten und weder Quellen noch Bäche zu schädigen; „denn dies ist schlecht und schimpflich, auch wenn diejenigen, welche es sehen, nicht die gesetzlichen Widersacher sind." Auch scheint man dem Wilde in gewissen Zeiten Ruhe gegönnt, und dann das Jagen ganz eingestellt zu haben, und viele heilige Bezirke, ja ganze Inseln, z. B. Delos, durften von Jagdhunden gar nicht betreten werden. Auch Isokrates schreibt schon den Altvordern das Erkennen eines erziehenden Momentes in der Jagd zu, indem er vom Areopage sagt, derselbe habe die ärmeren Bürgersöhne zum Betriebe des Ackerbaues und Handels angehalten, die wohlhabenderen aber „gezwungen," sich der Reitkunst, der Jagd, der Ringschule, der Philosophie zu befleißigen. Platon und Aristoteles empfehlen die Jagd ebenfalls als Uebung der Jugend. Die Liebhaberei zu Pferden und schönen Jagdhunden war aber auch unter der

Jugend allgemein und oft für die Väter eine lästige Steuer. So sagt im „Plutos“ des Aristophanes Chremylos von den Jünglingen: „Der eine verlangt ein edles Roß, der andere einen Zug Jagdhunde,“ und im „Mädchen von Andros“ des Terenz spricht der alte Simo von seinem Pamphilus: „Von den gewöhnlichen Liebhabereien der Jünglinge, entweder Pferde zu halten oder Hunde zur Jagd, oder die Philosophen zu besuchen, trieb mein Sohn nichts mit zu starkem Eifer.“ Der bekannte Hund des Alkibiades kostete nicht weniger als 1750 Rthlr. Die geschätztesten Racen waren die indische, kretische, lokrische und lakonische. Als Kennzeichen eines guten Jagdhundes gelten dem Xenophon: „Große Gestalt, feiner, konkav eingebogener, gelenker und nerviger Kopf, hohe, schwarze, glänzende Augen, große und breite Stirn, langes, dünnes, auf der hinteren Seite kahles Behäng, langer, geschmeidiger, runder Hals, breite, fleischige Brust, ein wenig vorstehende Schulterblätter, die Vorderbeine gedrungen und kleiner als die hinteren, nicht zu tief einfallende Rippen, nicht zu starke Hüften, ein langer, gerader Schweif.“ Das gewöhnliche Jagdobjekt war auch in Hellas Freund Lampe. Auf ihn vorzüglich pflegte man die Hunde zu dressiren, wozu die Jagdschriftsteller die ausführlichsten Anweisungen enthalten, während man die Fuchshetze als den größten Verderb für die Hunde ansah.

Aber welch grellen Kontrast bildet schon die antike Hasenjagd hinsichtlich der erforderlichen Anstrengungen zu dem einer gemächlichen Promenade nahe kommenden Bürschgange des modernen Schützen! Es gehörten dazu zwei Personen, der Netzspanner und der Jäger. Jener stellte sein Fangnetz halbmondförmig an solchen Orten auf, nach denen hin das Wild zu flüchten pflegte (Schluchten, Dickichte, Hohlwege, Waldbäche u. s. w.), und hielt während des Treibens Wache bei denselben. Der Jäger, nur mit einem Knüttel bewaffnet, begann dann von der anderen Seite nach einem kurzen Gebet zu Apollon und Artemis die gekoppelten Hunde nach einander zu lösen und

auf die Fährte zu bringen. Hatten sie dieselbe angenommen, so wickelte er sein leichtes Gewand um die linke Hand und lief nun mit den Hunden um die Wette, immer sich bestrebend, den aufgejagten Hasen trotz aller Kreuzsprünge nach dem Netze hin zu treiben. Noch schlimmer war es im Winter. Den Schnee hielt man den Nasen der Hunde für nachtheilig, und so galt es denn, allein das schnellfüßige Wild zu verfolgen! Gegen Hirsche und Rehe zog man mit Jagdspeeren bewaffnet aus. Da es aber natürlich sehr schwer hielt, in die erforderliche große Nähe an die Thiere heranzukommen, so richtete man zunächst sein Augenmerk auf die Kälber, suchte dieselben mit Hilfe der Hunde zu erhaschen und dadurch die Hirschkühe in Wurfesweite zu locken. Außerdem fing man die Hirsche auch in Fallen. Gewöhnlich bestanden dieselben in einem runden hölzernen Rahmen, der rings mit hölzernen und eisernen Spitzen besetzt war und in dessen Mitte sich eine Schlinge befand, welche von einer langen Schnur gebildet wurde, an deren anderem Ende ein schwerer Holzklotz befestigt war. Diese Falle wurde in einem Loche versteckt und mit Zweigen und Erde beworfen und der Klotz in einem anderen Loche den Augen entzogen. Trat nun der Hirsch in das Loch, so stach er sich in den Fuß, zog ihn darauf mit einem heftigen Rucke heraus, wodurch aber zugleich Schlinge und Klotz am Beine haften blieben. Das flüchtige Thier wurde nun bedeutend durch das Anschlagen des Holzes im Laufe gehemmt und von dem Jäger leicht aufgespürt und eingeholt. Das den Jägern und Hunden gefährlichere Wildschwein wurde in seinem Lager mit starken Netzen umstellt und mittelst eines mit langer, breiter Spitze versehenen Saufängers, den der Jäger vorn mit der linken, hinten mit der rechten Hand faßte, abgefangen. In früherer Zeit soll es so viele Wildschweine in Makedonien gegeben haben, daß die jungen Leute so lange stehend ihre Mahlzeit einnehmen mußten, als sie noch kein solches Thier erlegt hatten. Löwen, Panther, Luchse, Leoparden und Bären gab

es zu Xenophons Zeit im eigentlichen Griechenland nicht, wohl aber in den Gebirgen Makedoniens (wo noch zu Aristoteles Zeit Löwen hausten), Thrakiens und Kleinasiens. Man bemächtigte sich ihrer, indem man entweder ihre Trinkstellen mit Akonit vergiftete, oder sie in offenem Kampfe, meist zu Pferde, angriff, oder sie in tiefen Gruben fing, in denen man des Nachts eine Ziege als Köder anband. Eine merkwürdige Art, Tiger zu erlegen, ist in dem an der flaminischen Straße belegenen Grabmal der Nasonen abgebildet, wo der hinter seinem Schilde versteckte Jäger auf einem länglichen Kasten hockt, dessen Oeffnung durch einen Spiegel verschlossen ist, und die gegen ihr Spiegelbild heranspringende Bestie von oben mit der Lanze erlegt. In späterer, römischer Zeit, wo gezähmte wilde Thiere eine Modeliebhaberei wurden, strebte man natürlich den Jungen nach, und Plinius erzählt deshalb von der Tigerin, daß sie die Räuber ihrer Jungen zu verfolgen pflege, die sich dann nur dadurch retten könnten, daß sie ihr auf dem Rückzuge einzelne Junge wieder hinwürfen, und von der Löwin, daß sie beim Kampfe um ihre Jungen die Augen auf den Boden hefte, um keine Furcht vor den Wurfspießen zu bekommen! Eine sonderbare Jagdgeschichte enthält auch Pausanias vom Fange der Auerochsen in den Donauländern. Die Einwohner bedeckten nämlich nach ihm die Böschungen eines dazu ausersehenen und mit einem starken Verhau umgebenen Thalkessels mit frisch abgezogenen, oder in Ermangelung derselben mit eingeölten alten Häuten. Waren hierauf durch die besten Reiter die mächtigen Buckelochsen zu dieser Stelle gejagt worden, so glitschten sie aus und blieben hilflos liegen. Ein vier- bis fünftägiger Hunger reichte dann hin, ihren Trotz zu brechen, bis sie endlich in Fesseln abgeführt wurden. Glaublicher ist es, wenn er von dem „im Lande der Kelten“ wohnenden Elenthier behauptet, es könne unter allen Thieren am schwersten aufgespürt und gejagt werden, und werde gewöhnlich nur zufällig bei großen Treibjagden auf anderes Wild erlegt.

Unter namhafteren Männern, die dem Vergnügen der Jagd zu huldigen pflegten, befand sich Pelopidas, „der," wie Plutarch schreibt, „seine Mußestunden auf Ringplätzen und Jagden zubrachte." Alexander, der Große, war mit seiner ganzen Umgebung leidenschaftlich der Jagd ergeben. Bei einer Jagd auf einen großen Löwen wurde er nur durch die rechtzeitige Hilfe des Krateros gerettet und ließ dann die ganze Szene in Erz abbilden und als Weihgeschenk in Delphi aufstellen. Philotas pflegte so viel Teppiche mit auf die Jagd zu nehmen, daß man einen Strich von hundert Stadien damit umgeben konnte. Peukestes, der Lebensretter des Königs bei Erstürmung einer Stadt der Mallier, wurde auf der Jagd von einem Bären gebissen, und Alexander erkundigte sich genau danach, ob er von seinen Jagdgenossen im Stiche gelassen worden wäre, um dann dieselben bestrafen zu können; und bei der Jagd auf ein Ichneumon fiel Krateros in des Perdikkas Spieß. Endlich übte auch Philopömen in Friedenszeiten seinen Körper durch Jagd und Ackerbau.

Bei den älteren Römern herrschte dieselbe Ansicht über den bildenden Einfluß der Jagd; aber mit der steigenden Verweichlichung ließ die Passion nach und hörte bald auf, allgemeine Sitte zu sein. Horaz räth seinem Freunde Lollius, sich als Gast den Neigungen vornehmer Gönner anzubequemen: „So oft Dein mächtiger Freund die mit ätolischen Netzen beladenen Lastthiere und die Hunde ins Freie führen wird, erhebe Dich und lege den Ernst des ungeselligen Gelehrten ab, damit Du gleichfalls durch eigene Anstrengung erkauftes Fleisch genießest; diese Beschäftigung war einst eine gewöhnliche des Römers, und sie nützt dem Ruf, dem Leben und den Gliedern, zumal Du gesund bist und im Laufe das Windspiel, an Stärke den Eber zu übertreffen vermagst." Anderswo nennt der Dichter das Reiten und die Jagd den „römischen Felddienst". Damals war aber eben die Zeit vorüber, wo „der Jäger, der zarten Gattin uneingedenk, trotz der Kälte im Freien blieb,

wenn die treuen Hunde eine Hindin erblickt hatten, oder das festgedrehte Netz vom marsischen Eber zerrissen worden war." Sowie es dem römischen Grundbesitzer nicht mehr einfiel, den Pflug anzurühren, sondern es ihm bequemer war, seine Felder von den in Ketten klirrenden Ackersklaven bestellen zu lassen, so besorgte auch ein Leibeigener die herrschaftliche Jagd, und Sallust nennt daher geradezu Ackerbau und Jagd „Sklavendienste". Doch sagt noch der jüngere Plinius, der freilich selbst ein Nimrod eigenthümlicher Art war — er setzte sich nämlich mit Griffel und Schreibtafel bewaffnet in die Nähe des Netzes und hatte seine Freude daran, wenn sich gelegentlich ein Wildschwein fing —: „Die Jagd war einst die erste Probe, das Vergnügen der Jugend; in diese Künste wurden die künftigen Feldherren eingeweiht, mit dem fliehenden Wilde im Laufe zu wetteifern, mit dem muthigen in der Kraft, mit dem listigen in der Verschlagenheit, und es galt für keinen geringen Ruhm im Frieden, den Einfällen der wilden Thiere in die Felder ein Ende gemacht zu haben." Ja noch der späte Symmachus, obgleich er niemals der Jagd Geschmack abgewinnen konnte, protestirt gegen die aristokratische Ansicht Sallusts entschieden und sieht in dem Waidwerk eine passende Beschäftigung der Jugend. Und von den jungen Leuten wurde wol auch stets die Jagd, wenn auch nur als modische Liebhaberei, getrieben. In der treffenden Charakterisirung der verschiedenen Lebensalter bei Horaz heißt es: „Der unbärtige Jüngling freut sich, endlich des Hüters entledigt, der Rosse, Hunde und des sonnigen Marsfeldes," und unter den Verführungsmitteln, die Katilina bei den Jüngeren anwendete, spielten nach Sallust auch schöne Pferde und Jagdhunde eine Rolle.

Die Jagdmethode selbst unterschied sich wenig von der griechischen. In kretischen Jagdstiefeln, auch zuweilen auf der Saujagd in Beinschienen, mit dem Regenmantel, im Winter mit der Pelzmütze, nicht ohne Brottasche und Weinflasche, bewaffnet mit Jagdmesser, Bogen und Wurfspieß, zog der Jäger

aus. Die Netze und Schlingen waren auch in Italien nothwendiges Jagdrequisit. Die schwereren für die Sauhetze waren aus fingerdickem Garn gestrickt und mußten auf Lastthieren hinausgeschafft werden; es gab aber auch so feine, daß man sie mit den Einfassungsschnüren durch einen Fingerreif ziehen konnte, und daß ein Mann eine große Quantität derselben zu tragen vermochte. Außerdem verlappte man, wie bei uns, große Strecken mit langen über Gabelstangen gezogenen Spartseilen, an denen buntgefärbte Federn, am liebsten von Schwänen und Geiern, flatterten. „Die größten Wildheerden", sagt Seneka, „hält die mit Federn behängte Leine zusammen und treibt sie in die Falle. Auch der Zorn wird gefürchtet, wie der Schatten von kleinen Kindern, die rothe Feder vom Wilde." Für die Parforcejagd auf Hasen sprechen mehrere, besonders Martial, in folgenden Versen:

„Doch wenn im weißen Winter und Dezembermond
Ohnmächtig heult der heis're Nord,
Dann kehrst Du heim zum sonn'gen Strande Tarrako's
Und Deinem Laletania.
Dort fängst Du Rehe, welche weiches Garn verstrickt,
Und eingeborne Keiler ab,
Und holst auf muth'gem Roß den schlauen Hasen ein;
Die Hirsche sind des Meiers Jagd."

Das beliebteste und wegen seines Fleisches geschätzteste Jagdthier war das Wildschwein, dessen Erlegung auch den Gegenstand vieler auf uns gekommener bildlicher Darstellungen geliefert hat. Durch lakonische und molossische Hunde aus dem Lager gehetzt, wurde es entweder ins Garn getrieben, oder man ließ es in offenem Kampfe gegen das auf die Stirn gefällte Fangeisen anlaufen. Der von Horaz verspottete Sonntagsjäger Gargilius pflegte des Morgens mit großartigem Jagdtrosse durch den belebtesten Theil der Stadt hinauszuziehen, worauf dann eines von den vielen Maulthieren einen gekauften Eber mit heimbrachte! Nach Symmachus war es auch Sitte, die Hauer des Wildschweines und das Geweih des Hirsches in den Tempeln der die Jagd pro-

tegirenden Gottheiten aufzuhängen. Der 13. August aber war ein besonderer, der Diana geheiligter Feiertag, an welchem nicht gejagt werden durfte und die Hunde mit Blumen bekränzt wurden.

Gewaltige Nimrode unter den römischen Kaisern waren Trajan, von dem Plinius rühmt: „Welche Erholung gab es für Dich, als die Wälder zu durchstreifen, das Wild aus seinen Lagern zu scheuchen, die höchsten Berggipfel zu überklettern und ohne fremde Hilfe auf steile Felsen den Fuß zu setzen?“ Hadrian liebte in seiner Jugend die Jagd, „bis zum Vorwurfe“, erlegte auch später häufig auf seinen Reisen Löwen und brach einst Schlüsselbein und Hüfte auf der Jagd. Auch Antoninus Pius, Antoninus der Philosoph und Verus liebten das Waidmannsvergnügen. Beim Kaiser Tacitus hat der Biograph die Jagdpassion nicht vergessen. Von Odenatus aber, dem Gemahl der heldenmüthigen Zenobia, berichtet Trebellius Pollio: „Von Jugend auf wandte er die Anstrengungen der männlichen Pflicht auf Erlegung von Bären, Löwen, Panthern und anderen Waldthieren, und lebte immer in Wäldern und Bergen, Hitze, Regen und alle Beschwerden ertragend, welche mit dem Jagdvergnügen verbunden sind.“ Endlich rühmt Klaudian die vom jungen Stilicho, als Gesandten am persischen Hofe, gezeigte Fertigkeit auf der Löwen- und Tigerjagd. Domitian, der allen körperlichen Bewegungen abhold, dabei aber außerordentlich gewandt im Bogenschießen war, ließ sich die Jagdthiere zu Hunderten in seiner albanischen Villa zusammentreiben, um sie dann in Muße niederzuschießen.

Auch diejenigen unter den Römern, welche niemals die Mauern der Stadt verließen, hatten schon früh Gelegenheit, die jagdbaren Thiere fast aller Zonen in wildem und gezähmtem Zustande vorführen zu sehen und die verschiedenen Weisen der Erlegung kennen zu lernen. Die nächste Veranlassung zu dem Einfalle, wilde Thiere entweder unter sich oder mit Menschen kämpfen zu lassen, gaben jedenfalls die Triumphzüge siegreich

heimkehrender Feldherren, bei denen die erbeuteten, seltneren Thiere Afrikas und Asiens unter den gefangenen Königen und den eroberten Kostbarkeiten mit paradiren mußten. So sind schon im Jahre 275 v. Chr. die dem Könige Pyrrhus in der Schlacht bei Benevent abgenommenen Elephanten (die Römer die sie in Lukanien kennen gelernt hatten nannten sie „lukanische Ochsen") von Kurius Dentatus dem Volke vorgeführt worden. Die erste Thierhetze im Cirkus soll nach Verrius Flakkus bereits im Jahre 252 stattgefunden haben, als C. Metellus 140 oder 142 den Puniern entrissene Elephanten aus Sizilien mit nach Rom geschafft hatte. Zwar behauptete der Annalist Piso, dieselben seien blos, um dem Volke die Furcht vor ihnen zu benehmen, mit stumpfen Lanzen durch den ganzen Cirkus getrieben worden, und der Geschichtschreiber Fenestella (unter August) meinte gar, erst im Jahre 99 v. Chr. hätte der Aedil Klaudius Pulcher die erste Elephantenhetze gegeben. Allein dieser wird durch Livius widerlegt, der schon im Jahre 169 die kurulischen Aedilen P. Kornelius Lentulus und Scipio Nasika 63 afrikanische Bestien und 40 Bären und Elephanten in den Cirkus schicken läßt. Auch Plinius scheint sich dem Verrius Flakkus anzuschließen, indem er sagt, die demselben opponirenden Schriftsteller könnten nicht angeben, was mit jener Menge von Elephanten geworden sei, wenn man sie nicht getödtet hätte. Derselbe erzählt übrigens auch, daß bereits bei den Puniern im zweiten punischen Kriege Kämpfe zwischen Thieren und Menschen angestellt wurden. Hannibal ließ wenigstens einen römischen Gefangenen einem Elephanten gegenüberstellen, der zu seinem Leidwesen unterlag. Endlich bezeichnet Livius bei den Spielen des M. Fulvius Nobilior im Jahre 186, wo nach der gewöhnlichen Annahme die erste Thierhetze, und zwar mit Panthern und Löwen, vorkam, zwar das Auftreten der Athleten als eine Neuerung, keineswegs aber die Thierhetze. Sogar der von Plinius erwähnte „alte" Senatsbeschluß gegen die Einfuhr von Panthern aus Afrika, den der Volkstribun Aufidius

im Jahre 143 v. Chr. durch ein Plebiszit zu Gunsten der circensischen Spiele beseitigte, deutet sicher auf keine vereinzelten Importe zu Anfang des 2. Jahrhunderts hin.

Den Thiergattungen nach scheinen die Elephanten zuerst wie die übrigen Thiere entweder mit anderen Bestien gekämpft zu haben oder von einem sichern Orte aus erlegt worden zu sein. So bestanden im Jahre 79 Elephanten mit Stieren ein Gefecht, das die Aedilen Likinius und Markus Lukullus veranstaltet hatten. Nach Seneka wäre Pompejus der erste gewesen, welcher verurtheilte Verbrecher mit 18 Elephanten ein Gefecht bestehen ließ. „Der erste Mann des Staates," setzt er hinzu, „und, wie die Geschichte überliefert hat, unter den alten Staatsoberhäuptern ein Mann von ausgezeichneter Güte, hat es für ein denkwürdiges Schauspiel gehalten, auf eine außerordentliche Weise Menschen zu vernichten! Sie kämpfen wol auf Leben und Tod? Nicht genug! Sie werden zerrissen? Nicht genug! Sie werden durch die ungeheure Last der Thiere zermalmt." Nach Plinius dagegen waren die Jäger dieser Elephanten geborene Afrikaner, und verwandelte sich das anfängliche Vergnügen des Volkes über einen an den Füßen verwundeten Elephanten, der auf den Knieen den Bewaffneten entgegen rutschte und mit seinem Rüssel ihnen die Schilde entriß und wie mit Kunstfertigkeit in die Höhe schleuderte, in jähen Schrecken, da endlich die noch übrigen Thiere insgesammt das eiserne Gitter der Arena zu durchbrechen versuchten. Als dieselben aber alle Hoffnung des Entkommens abgeschnitten sahen und in ganz besonderer Weise das Volk um Mitleid anzuflehen schienen, wurde das Publikum so gerührt, daß es weinte und sogar Verwünschungen gegen den Festgeber ausstieß. Unter Cäsar, welcher, um das Ausbrechen zu hindern, die Arena mit Wassergräben umgeben ließ, fochten wieder 20 Elephanten gegen 500 Infanteristen, und später 20 mit Thürmen und je 60 Vertheidigern versehene gegen 500 Fußgänger und eben so viele Reiter. Dio Kassius erwähnt, daß unter Augustus ein Ele-

phant mit Glück gegen ein Nashorn kämpfte. Unter Klaudius und Nero traten nur einzelne Elephanten auf, unter Titus vier. Martial besingt einen Elephanten, der nach seinem Siege über einen Stier dem Kaiser seine Reverenz machte. Auch unter den Jagdthieren, die Kaiser Kommodus erlegte, waren Elephanten. Auf den Münzen der Antonine erscheinen Elephanten, die mit einer Art von Gitterpanzer bekleidet sind. Uebrigens scheint man sie in späterer Zeit lieber zu Kunststücken abgerichtet zu haben, und Plinius erzählt, daß sie außer dem Seiltanze sogar das Schreiben gelernt hätten.

Löwen, Panther und Bären waren bei den Venationen am meisten an der Tagesordnung. Bei den erwähnten ädilischen Spielen des Jahres 169 sah man bereits 63 Löwen und 40 Bären. Bis Sulla waren die Löwen gefesselt vorgeführt worden. Er ließ im Jahre 93 über 100 Wüstenkönige im Cirkus frei herumlaufen, die ihm vom Könige Bocchus von Mauretanien geschenkt worden waren und von afrikanischen Speerschützen erlegt wurden. Plinius berechnet die Löwen bei den Spielen des Pompejus auf 600 (worunter 325 gemähnte), bei denen Cäsars auf 400. Kommodus erlegte 100 Löwen mit eigener Hand auf einmal. Panther lieferte (im Jahre 58) Aemilius Skaurus 150, Pompejus 400, Augustus zuerst 420, dann bei der Einweihung des Marcellustheaters 600. Im Ganzen rühmt sich August auf dem Monumente von Ankyra 3500 Panther und Löwen dem Vergnügen des Volkes geopfert zu haben! Bruder Petz durfte bei diesen Gelegenheiten nie fehlen. Der Prätor P. Servilius machte sich zur Zeit des ersten Kaisers einen Namen dadurch, daß er 200 Bären dem Volke vorführte. Nero ließ 400 Bären und 300 Löwen von seiner berittenen Garde niederschießen, und 300 Bären und eben so viele Panther waren unter Klaudius in einer Hetze abgeschlachtet worden. Ferner hatte Rom auch seine Stiergefechte, die Cäsar zuerst eingeführt haben soll, nachdem sie aber längst in Thessalien sich eingebürgert hatten. Der Stier wurde durch

aufgestellte Strohmänner und durch Bewerfen mit Bränden wüthend gemacht und zu Pferde gejagt. Plinius schreibt hierüber: „Es ist eine Erfindung des thessalischen Volkes, auf nebenher galoppirendem Rosse beim Horne den Nacken der Stiere zu drehen und sie zu tödten.“ Etwas anders beschreibt die Jagd Sueton, indem er vom Kaiser Klaudius sagt: „Er ließ auch thessalische Reiter auftreten, welche wilde Stiere durch den Cirkus jagen, auf die ermüdeten springen und sie an den Hörnern zur Erde herabziehen.“ Es ist diese Angabe jedenfalls genauer. Denn auch in Heliodors „äthiopischen Geschichten“ schwingt sich der Held des Romanes, ein geborener Thessalier, auf ein Roß, galoppirt hinter einem losgerissenen Opferstiere her, holt ihn ein, springt nach einer Weile vom Pferde auf den Nacken des Stieres, und läßt sich so lange am rechten Buge desselben herabhängen, bis des Thieres Sehnen erschlaffen und dasselbe, zu Boden stürzend und mit den Hörnern sich in den Boden spießend, in des Feindes Gewalt geräth. Dieselben Hauptakte des Kampfes zeigen auch ein im 17. Jahrhundert zu Smyrna gefundenes Marmorrelief und viele Münzen. Freilich erfordert dieses Stiergefecht ganz andere Kraft und Gewandtheit als die eines spanischen Toreador! Auch Nero fand hieran sein Vergnügen.

Den ersten Tiger, und zwar im gezähmten Zustande, erblickte Rom erst unter Augustus im Jahre 11 n. Chr. Er wurde im Theater auf der Bühne ausgestellt. Im Jahre darauf kamen schon mehrere Exemplare mit einer indischen Gesandtschaft an. Klaudius besaß bereits vier gezähmte Tiger. Noch häufiger wurden sie zu Domitians Zeit, dem Martial deshalb schmeichelt, weil Rom unter ihm so viele neue Tiger gesehen habe, als nicht einmal der Gangesbewohner zu fürchten brauche. Zehn Tiger figurirten bei der Thierhetze Gordians, und nach Dio sollen bei Elagabals Hochzeit sogar 51 aufgetreten sein.

Zu Klaudius Zeit führten einmal Pferde und Kameele

in zwölf Gängen ein Wettrennen aus; Kraniche kämpften bei den Spielen, mit welchen Titus das Flavische Amphitheater einweihte; 60 Eber stürzten bei dem zehnjährigen Regirungsjubiläum des Kaisers Severus (202 n. Chr.) auf einander los. Sie bildeten einen kleinen Theil von der riesigen Menagerie, die im Amphitheater in Gestalt eines Schiffes erbaut war und die, auf einen Wink auseinanderfallend, mehrere hundert Bären, Löwen, Panther, Strauße, wilde Esel und Auerochsen ausspie. Damals erschien auch zum erstenmal der Krokotas oder Korokottas in der Arena, den Dio nach eigener Anschauung also beschreibt: „Sein Fell ist das der Löwin, mit dem des Tigers gemischt, seine Gestalt ist jener ähnlich, hat aber außerdem noch etwas vom Hunde und vom Fuchse.“ Er erscheint auch bei den Spielen des Antoninus Pius und wird von Plinius als Abart der Hyäne bezeichnet. Als etwas nicht Ungewöhnliches nennt auch Dio unter Karakalla den Hippotigris oder das Tigerpferd, wahrscheinlich das Zebra oder das Quagga. Der Strauß ist ein vielgenanntes Jagdthier bei diesen Gelegenheiten. Kommodus zeigte in dessen Erlegung außerordentliche Fertigkeit, und bei des Kaisers Probus Spielen waren nicht weniger als 1000 zugegen. Außer den Gazellen und Antilopen der afrikanischen Wüste wurden auch die wilderen und gefährlicheren Bewohner des Nils nach Rom geschafft. M. Aemilius Skaurus zeigte als Aedil (58 v. Chr.) zum erstenmal fünf Krokodile und einen Hippopotamos in einem besonders dazu gegrabenen Kanale. Doch schon 5 n. Chr. ließ Augustus 36 Krokodile in dem deshalb unter Wasser gesetzten Flaminischen Cirkus erlegen. Noch Symmachus hatte eine Menge dieser Thiere zu seinen Spielen angeschafft und schreibt den Söhnen des Nikomachus, er habe die Krokodile auf deren Ankunft aufsparen wollen; da dieselben sich aber 50 Tage lang aller Nahrung enthalten hätten, sie am zweiten Tage der Spiele im Cirkus tödten lassen. Nur zwei hebe er für sie auf, doch stehe er nicht dafür, daß sie nicht Hungers stürben. Von den so schwer zu jagenden Nilpferden

hatte auch Augustus ein Exemplar aus Aegypten mitgebracht. Bei den Spielen des Kaisers Antoninus Pius kamen Nilpferde und Krokodile vor. Elagabal hielt sich mehrere Nilpferde und Rhinocerosse zum Vergnügen; Kommodus erlegte an einem Tage fünf Stück mit eigener Hand, und auch bei den Spielen des Karinus wird eines Hippopotamos Erwähnung gethan. Ueberhaupt hatten sie bald aufgehört eine Seltenheit zu sein, denn bei Dio heißt es: „Wie das Nilpferd aussieht, haben bereits Viele beschrieben, noch mehr Leute aber gesehen;" und Ammian sagt über dieselben Thiere: „Nachdem man sie viele Menschenalter hindurch nach Rom geschafft hat, können sie jetzt nirgend mehr gefunden werden, und die Einwohner (Aegyptens) vermuthen, daß sie aus Verdruß über die Menge der sie verfolgenden Jäger zu den Blemmyern (Negern, südl. und westl. von Aegypten) ausgewandert seien." Wie Plinius behauptet, hatte Pompejus den Ruhm, zuerst das Rhinoceros und den fabelhaften Hirschwolf (jedenfalls unseren Luchs, loup-servier) aus Gallien gezeigt zu haben. Während aber bei Plinius und Dio nur das einhörnige erwähnt wird, sah der Perieget Pausanias unter den Antoninen in Rom auch doppelhörnige, und Martial besingt ein Rhinoceros mit zwei Hörnern, welches einen Stier wie einen Strohmann in die Luft schleuderte. Die Giraffe, die wie Gibbon sagt, seit der Wiedererweckung der Wissenschaften bis zu seiner Zeit nicht wieder in Europa gesehen worden ist, brachte Cäsar nach Rom. Unter Kommodus geschieht ihrer Erwähnung, und zehn zierten die Spiele Gordians, mehrere den Triumph Aurelians. Auch das scheue Elenthier wurde aus den nordischen Wäldern herabgeführt, um seine merkwürdige Gestalt zur Schau zu tragen, und bei Gordians Spielen gab es auf einmal zehn Elke.

Außer diesen seltenen, meist reißenden Thieren aus allen Gegenden des großen Reiches, wurde auch das gewöhnliche zahme Wild in ungeheuern Massen zu den Thierhetzen verwendet. So nennt Dio unter den 9000 Thieren, die bei den großen

Spielen des Kaisers Titus auftraten, ausdrücklich auch die gewöhnlichen „Grasfresser" und ebenso vergißt er dieselben nicht, bei den 10,000 Trajans, den 700 Severs und den Jagden des Kommodus. Unter Probus wurden aber auf einmal 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Damhirsche, Steinböcke, wilde Schafe u. s. w. durch alle Eingänge in den Cirkus gelassen. Nach Ovids Festkalender scheint auch bei den Spielen der Flora, den lustigen Floralien, nur zahmes Wild gejagt worden zu sein; denn er läßt die Göttin auf die Frage: „Warum werden Dir anstatt lybischer Löwinnen im Netze gefangen das friedsame Reh und der zaghafte Hase?" antworten, weil ihr nicht die Wälder zugefallen seien, sondern die Gärten und die den reißenden Thieren nicht zugänglichen Auen. Die Herbeischaffung einer so riesigen Menge von Thieren kostete natürlich viel Mühe und Geld, und setzte in den Jagdrevieren eine Menge Jäger in Bewegung. Die größte Last fiel den abhängigen Fürsten und den Statthaltern der Provinzen anheim, deren Gefälligkeit oft durch die Ansprüche der Festgeber in Rom auf harte Proben gestellt wurde. Die Briefe Ciceros erhalten wiederholte Bitten seines Freundes Cölius um Panther, die ihm der Konsular als Statthalter von Cilicien aus dem phrygischen Kibyra besorgen sollte.

Vorwurfsvoll schreibt jener: „Fast in allen meinen Briefen habe ich Dir wegen der Panther geschrieben. Es wird Dir Schande bringen, daß Patiskus (röm. Ritter und Negotiant) dem Kurio 10 Panther geschickt hat. Wenn Du die Sache nur merken willst, wirst Du alles erreichen." Cicero antwortet ihm darauf: „Was die Panther betrifft, so wird Dir von den gewöhnlichen Jägern auf meine Anordnung sorgfältige Nachsuchung gehalten; es herrscht aber ein außerordentlicher Mangel und man sagt, daß die vorhandenen Thiere sich darüber beschweren, daß Niemandem außer ihnen in meiner Provinz Nachstellungen bereitet werden. Sie sollen darum beschlossen haben, nach Karien auszuwandern." Gegen Attikus dagegen äußert er sich

unwillig über Cölius, weil derselbe noch außerdem das Verlangen gestellt hatte, die Panther möchten auf Kosten der Gemeinden herbeigeschafft werden. Doch verliert die Forderung des Cölius ihr unverschämtes, wenn man hört, daß die Provinzialen damals ganz gewöhnlich Geld und wilde Thiere zu den Spielen der Freunde ihrer Statthalter hergeben mußten. Der Bruder Ciceros erwarb sich ein Verdienst dadurch, daß er während seiner Verwaltung der Provinz Asien (63—65) seine Untergebenen von dieser Last befreite. Doch mußten die Bewohner der Provinzen auch in der Folge noch für den Transport und den Unterhalt der Thiere unterwegs sorgen und erst unter Honorius wurde der Aufenthalt der Züge in jeder Stadt auf das Maximum von einer Woche festgesetzt.

Wie viele Leute mußte nicht der Stadtpräfekt Symmachus um Gefälligkeiten angehen, um nur sich und seiner Familie Ehre machen zu können! Edle Rosse ließ er durch Bekannte in Spanien aufkaufen, starke Hunde verschrieb er aus Schottland, Bären aus Dalmatien, Gazellen aus Afrika, Krokodile aus Aegypten. Der Landtransport machte sehr große Beschwerden, indem die Thiere unter Bedeckung in ihren eisernen oder hölzernen Käfigen langsam die Provinzen durchzogen, noch mehr aber der Seeweg. Endlich mußten wieder von Rom aus Leute abgeschickt werden, um die Thiere in Empfang zu nehmen, die Zollämter machten Schwierigkeiten wegen des zu bezahlenden Hafenzolles, von dem die Senatoren frei zu sein behaupteten, und schließlich ging auch noch nach der Reise Manches zu Grunde. So hatte Symmachus von einem spanischen Freunde vier Viergespanne zum Geschenk erhalten. Von diesen erreichten aber nur 11 Pferde Italien, und auch hiervon krepirte noch ein Theil. Ein anderesmal ging eine Ladung Bären, mit der ihn ein gefälliger Freund überraschen wollte, im Sturm unter. Natürlich kam aber die Rechnung hinterdrein, und Symmachus mußte sich zur Zahlung bequemen. Zuweilen kamen auch die erwarteten Bestien, von Stürmen zurückgehalten, zu spät in

Rom an, was z. B. Maximus, dem Freunde des jüngeren Plinius, mit afrikanischen Panthern und Bären passirte. Uebrigens war zu Symmachus Zeit die Beschaffung schon bequemer, weil sich längst die Spekulation auf den Handel mit wilden Thieren geworfen hatte. Die in den Provinzen zerstreuten Negotianten, besonders aus dem Ritterstande, vermittelten, wie der oben erwähnte Patiskus, mit eigenem Vortheil den Ankauf und Transport, und Symmachus spricht sogar von besonderen Bärenhändlern, die, weil sie „dem Gewinne dienten", zur Bezahlung der Eingangssteuern verpflichtet waren. Daß auch mit Löwen, Leoparden und Panthern Handel getrieben wurde, erhellt aus der Liste zollbarer Waaren bei dem unter Karakalla lebenden Juristen Marcianus. Jedenfalls hielten diese Spekulanten auch ihre Menagerien (vivaria) in der Hauptstadt, sowie es Thiergärten für Hasen, Hirsche, Rehe und Wildschweine zum Einzelverkauf gab. So sagt auch Dio über die durch die Jagdmanie Karakallas verursachte Verschwendung: „Alles Geld verwendete er auf Soldaten, wilde Thiere und Pferde. Denn er erlegte eine Unzahl wilder und zahmer Thiere, die er zum größten Theil uns mit Gewalt abnahm, zuweilen aber auch kaufte." Die Kaiser besaßen natürlich auch ihre eigenen Vorrathszwinger, aus denen, wie die Briefe des Symmachus bezeugen, verkauft und verschenkt wurde

Kaligula fütterte einst nach Sueton „die zum Thierkampf bereit gehaltenen Thiere" wegen Fleischtheuerung mit Verbrechern. Unter Gallienus befanden sich 10 Elephanten in der kaiserlichen Menagerie, unter Gordian 32 Elephanten, 10 Elenthiere, 10 Tiger, 60 zahme Löwen, 30 zahme Leoparden, 10 Hyänen, 1 Rhinoceros, 1 Hippopotamos, 10 Giraffen, 20 wilde Esel, 40 wilde Pferde. Aurelian verschenkte die bei seinem großartigen Triumphe über den Orient mit aufgeführten 20 Elephanten und 200 zahmen Löwen und Panther an Privatleute, „um", wie Vopiskus sagt, „den Fiskus nicht durch die Fütterungskosten zu belasten." Freilich begreift man

nicht, was die glücklichen Empfänger mit den Bestien anfangen sollten; allein schon in den ersten Zeiten des Kaiserreiches gehörten gebändigte und abgerichtete wilde Thiere zu den Liebhabereien der Vornehmen und den äußeren Zeichen des Reichthumes. So liest man bei Juvenal: „Der unglückliche Numitor hat nichts, was er dem Freunde schenken könnte; doch für die Freundin besitzt er genug, auch fehlt es ihm nicht an Geld, um einen zahmen Löwen zu kaufen, der mit vielem Fleische gefüttert werden muß; natürlich erfordert die Bestie geringeren Kostenaufwand, und weit mehr faßt der Magen eines Dichters.“ Mit Bezug auf diese Sitte sagt auch Plutarch in seiner Schrift über den Zorn: „Wir erziehen und zähmen wilde Thiere, indem wir junge Wölfe und Löwen auf den Armen herumtragen; Kinder aber, Freunde und Vertraute jagen wir im Zorne fort!“ und Seneka in seinem Werkchen über dieselbe Leidenschaft: „Blicke hin auf die Elephanten, welche ihren Nacken unter das Joch beugen, auf die Stiere, welche von tanzenden Knaben und Mädchen ungestraft ihre Rücken betreten lassen, auf die zwischen Bechern und Kleidern unschädlich herumschlüpfenden Schlangen, auf die Bären und Löwen, welche in den Häusern ruhig ihre Köpfe betasten lassen, und auf die ihrem Herrn schmeichelnden wilden Thiere.“ Unter Domitian ward ein zahmer Löwe im Amphitheater plötzlich wieder wild.

Elagabal endlich hatte viele zahme und unschädlich gemachte Löwen, Bären und Pardel, ließ dieselben sich oft plötzlich unter die Gäste zu Tische lagern oder gar mit Berauschten in ein Gemach die Nacht hindurch einschließen, und schirrte Tiger, Löwen und Hirsche vor seinen Wagen, was freilich schon seit dem Triumvir Antonius, der mit der Ballettänzerin Kytheris auf einem mit Löwen bespannten Wagen in Rom eingefahren war, kein allzugroßes Aufsehen erregen konnte. Die für das Amphitheater verwahrten Bestien brachen übrigens nicht selten aus. Der Sohn des Kaisers Makrinus, Diadumenianus, wurde als kleines Kind in der Wiege von einem entsprungenen, wilden

Bären verschont, der seine Wärterin zerrissen hatte. Der plastische Künstler Pasiteles, ein Zeitgenosse des Pompejus, modellirte eben in einem Thierzwinger einen Löwen nach der Natur, als aus einem anderen Käfig ein Panther ausbrach und sein Leben in Gefahr brachte. Horaz vergleicht die Scheu vor einem lästigen Dichtergenie mit der Flucht vor einem Bären, „der das Gitter seines Käfigs zu brechen vermochte". Das römische Recht bestimmte, daß, wenn ein wildes Thier seiner Haft entfloh und Schaden anrichtete, der Herr nicht gestraft werden konnte, weil er nicht mehr der Besitzer wäre, dagegen gehörte auch das Thier jedem, der es erlegte. Ueberhaupt war die Jagd frei; doch hatten die Eigenthümer der Grundstücke das Recht, das Betreten derselben den Jägern und Vogelstellern zu verbieten. In der späteren Kaiserzeit, wo die Löwen anfingen seltener zu werden, wurde die Löwenjagd zu einem kaiserlichen Vorrecht und sogar die Tödtung der Löwen untersagt. Honorius milderte dieses harte Jagdgesetz im Jahre 409 dahin, daß er wol die Tödtung der Löwen, aber nicht ihre Jagd und ihren Verkauf erlaubte, und Justinian hob es ganz auf.

Die Kämpfe mit wilden Thieren wurden anfangs im Cirkus zwischen den Pferdezwingern und der am Beginne der Spina stehenden ersten Spitzsäule gegeben. Da aber die Bauart des Cirkus weder zum Schauen günstig war, noch den Zuschauern genug Sicherheit gewährte, so dachte man gerade dieser Vorstellung wegen zunächst an die Errichtung des aus zwei aneinander gesetzten Theatern entstandenen Amphitheaters. Zuweilen wurden auch besondere Gebäude zu diesem Zwecke aufgeführt, und Hadrian veranstaltete in Athen eine Thierhetze im Stadium. Manchmal fanden diese Produktionen auch als Intermezzo bei den circensischen Spielen statt, und Klaudius ließ nach je fünf Rennen eine Venatio eintreten. Gewöhnlich aber waren die Thierkämpfe mit Gladiatorengefechten verbunden, und dann pflegten sie denselben am frühen Morgen voranzugehen.

Ovid nimmt sich irgendwo zum Vergleich den Hirsch, „der, dem Tode geweiht, in der Arena am Morgen eine Beute der Hunde ist“, und bitter klagt Seneka über die Erbarmungslosigkeit der Zeitgenossen. „In der Frühe werden Menschen den Bären und Löwen, Mittags ihren Zuschauern vorgeworfen.“ Wahrscheinlich hieß auch deshalb die kaiserliche Hauptübungsschule für Thierkämpfer: „Morgenschule“ (ludus matutinus). Die Venationen selbst trugen bald mehr den Charakter von Jagden, bald von Kämpfen unter den Thieren selbst, bald von Exekutionen, bald von Thierzähmungskünsten. Das bloße Erlegen der Thiere wird wol historisch den anderen Produktionen vorangegangen sein. Die Jäger, insbesondere die Kaiser, welche dieser Liebhaberei fröhnten, blieben später entweder auf sicheren Standpunkten oder stiegen in die Arena hinab. Bei der in Puteoli von Nero veranstalteten Hetze schoß der armenische König Tiridates von seinem Sitze aus zwei Stiere mit einem Pfeile nieder. Kommodus ließ, wie Dio und Herodian berichten, durch zwei sich im Centrum schneidende Galerien die Arena in vier Verschläge theilen, und erlegte von oben herab die gefährlichen Thiere durch Lanzen und Pfeile. Unter anderem tödtete er einen Panther in dem Augenblicke, wo derselbe einen Thierkämpfer gepackt hatte, und schnitt vermittelst sichelförmig am Ende gekrümmter Geschosse Straußen im vollen Laufe die Köpfe ab. Dann begab er sich aber auch in den Sandplan hinab und erlegte Hirsche und Gazellen, indem er neben ihnen herlief und sie jagte, oder auch laufend vorauseilte und sie mit einem tödtlichen Schlage niederstreckte. Reißende Thiere ließ er nur von Netzen umgeben gegen sich ankommen. In des Probus Spielen wurden nach Vopiskus 100 Löwen von den Eingängen der Arena aus niedergeschossen, und viele Menschen kamen dabei durch Pfeilschüsse um, die zu früh von der kaiserlichen Erlaubniß, das Wild als gute Beute zu betrachten, Gebrauch machen wollten. Daß bei der Hetze auch Hunde gebraucht wurden, erhellt aus vielen Anzeichen. Ein Epigramm Martials ist

dem Hunde Lydia gewidmet, dessen Erziehung „unter den Meistern der Amphitheaterjagd“ gerühmt wird. In einem anderen Gedichtchen erzählt der Dichter, daß ein von molossischen Hunden verfolgter Damhirsch endlich gerade vor dem Kaiser Halt gemacht, ohne daß die Hunde ihre Beute anrührten. Bei der Jagd des gewöhnlichen Wildes wurde zuweilen in späterer Zeit, wie unter Gordian I. und Probus, die ganze Arena in einen grünenden Wald verwandelt, in dem sich die zahllosen Thiere durch einander drängten. Es scheint aus einigen Andeutungen hervorzugehen, daß das Ergötzliche des Schauspieles noch dadurch gesteigert wurde, daß man dem Pöbel erlaubte, gleich unter den lebenden Thieren seine Auswahl zu treffen.

Die Fechter, welche sich den wilden Thieren entgegen stellten, waren beinahe in derselben Lage, wie die Gladiatoren, nur daß der Tod durchs Schwert eine Gnade sein mußte gegen die fürchterlichen Wunden, welche die Zähne und Tatzen von Löwen und Bären schlugen. Oft bildeten Kriegsgefangene die Mehrzahl derselben. Seneka erwähnt Deutsche als solche Unglückliche, und noch Konstantin opferte die gefangenen deutschen Brukterer in Masse den Bestien Afrikas und Asiens. Unter Konstantius brachen die Isaurier den Frieden mit Rom, weil einige Gefangene ihres Stammes in Ikonium, einer Stadt Pisidiens, zum Kampfe mit wilden Thieren verwandt worden waren. Es gab jedoch auch freie Leute darunter, die sich aus Noth und Verzweiflung zu diesem Gewerbe vermiethet oder verkauft hatten oder aus bloßer Liebhaberei sich dazu hergaben. Noch Tertullian sagt: „Selbst zu den wilden Thieren steigen sie aus Eitelkeit hinab und kommen sich in Folge von Bissen und Narben schöner vor.“ Schon unter Titus hatten sich sogar Weiber aus den niederen Ständen an den Thierhetzen betheiligt. Einen anderen Theil der nöthigen Mannschaft bildeten gekaufte Sklaven. Cicero erzählt von seinem Feinde Klodius, derselbe habe sich als Aedil zu seinen Spielen 200 Sklaven, und zwar nicht auf dem Sklavenmarkte, sondern aus den Sklavenarbeits-

häusern der Privatleute gekauft, ihnen Gladiatorennamen beigelegt und sie in die verschiedenen Waffengattungen getheilt. Da er aber nach dem Tullischen Gesetz kein Gladiatorengefecht veranstalten durfte (s. den Artikel über die Gladiatoren), so habe er plötzlich geäußert, er werde die Gladiatoren als Thierkämpfer verwenden. Cicero ist nicht entrüstet über diese Aenderung um der Menschen willen, sondern spottet nur über den Mangel an Thieren: „Ein treffliches Aedilenspiel! Ein Löwe: zweihundert Thierkämpfer!“ Der Herr hatte ja überhaupt das Recht, mit seinem Sklaven zu machen was er wollte, ihn zu quälen und zu tödten. Deshalb fällt es auch nicht auf, daß bei den geringsten Vergehungen Sklaven von ihren Herren den wilden Thieren des Amphitheaters überliefert wurden. Erst zu Anfang der Kaiserzeit verbot das Petronische Gesetz, die Sklaven eigenmächtig und ohne Richterspruch zum Thierkampfe zu bestimmen, und mehrere Senatskonsulte bestätigten in der Folge diese Verordnung. Natürlich war es aber später vornehmen Herren immer leicht, eine rechtskräftige Verurtheilung verhaßter Sklaven zu erlangen. Der von Seneka und dem gelehrten Apion in Rom gesehene, durch die wunderbare Wiedererkennung von Seiten eines Löwen bekannte Androklus war nach des Grammatikers Gellius Erzählung Sklave eines Statthalters von Afrika gewesen, hatte sich durch die Flucht in die Einöde der grausamen Behandlung seines Herrn entzogen, und war nach dreijährigem Umgange mit einem Löwen von Soldaten ergriffen und nach Rom an seinen Herrn gesandt worden, der ihn sofort zum Thiergefecht verurtheilen ließ. Der Kaiser Gallienus machte sich den Spaß, einen Juwelier, der seiner Gemahlin gläserne Edelsteine für echte verkauft hatte, auf deren Bitte zwar zum Kampfe mit wilden Thieren zu bestimmen, am Tage des Thierkampfes aber für den zitternden Delinquenten anstatt eines Löwen einen — Kapaun aus dem Käfig treten zu lassen, worauf er dann dem verwunderten Publikum durch den Herold ansagen ließ: „Er hat eine Täuschung verübt und

erlitten!" Als es unter Kaligula einst an solchen Verurtheilten fehlte, befahl dieser Leute, die gerade an den Schranken der Arena standen, aufzugreifen und den Thieren vorzuwerfen, ihnen aber zuvor die Zungen auszuschneiden, damit sie nicht schreien und ihn verwünschen könnten! Zuweilen wurden auch Soldaten gegen die Bestien kommandirt, und der Kaiser Klaudius ließ eine Schwadron von der Garde zu Pferde unter ihren Offizieren gegen afrikanische Panther kämpfen. Es scheint jedoch auch unter den zum Amphitheater Kondemnirten einen Unterschied gegeben zu haben. Die schweren Verbrecher wurden nämlich schlecht bewaffnet oder völlig waffenlos den Thieren entgegengestellt, die leichteren in die Thierjägerschule gesteckt und theils zu tüchtigen Jägern, theils zu Thierbändigern herangebildet. Nach den vorhandenen Abbildungen focht man oft mit Helm, Schild und Panzer bewaffnet; zuweilen dringen auch die Kämpfer, wie die spanischen Thierfechter, in der rechten Hand das Schwert, in der linken einen farbigen Mantel vorhaltend, und den linken Arm und das linke Bein mit Binden umwickelt, gegen Bären, Panther und Löwen vor, welche stets Hals- und Bauchgurte tragen, an deren Vereinigungspunkte im Nacken sich der Ring zum Anschließen befindet. Die Thierjäger waren stets noch etwas verachteter als die Gladiatoren. Wenigstens läßt Petron den Lumpenhändler Echion bei Trimalchios Gastmahl sagen: „Was hat uns jener zu Gute gethan? Gladiatoren, keinen Groschen werth, hat er uns gegeben, ganz abgelebte, die umgefallen wären, wenn man sie angeblasen hätte. Da habe ich schon bessere Thierkämpfer gesehen." Doch waren auch die Virtuosen in diesem Fache wohl im Stande, das Publikum für sich zu begeistern, und Martial hat in nicht weniger als drei Epigrammen einen gewissen Karpophoros besungen, der in einer Hetze einen Bären, einen Löwen und einen Panther erlegte, und ein anderesmal zwei Stiere, eine Gazelle, einen Ur und einen fliehenden Löwen abthat. Daß endlich die siegreichen bestiarii — so hießen die Thierkämpfer — auch

Belohnungen erhielten, lehrt eine andere Anekdote, welche Trebellius Pollio von Gallienus erzählt. „Als er einen riesigen Stier in die Arena gesendet hatte, und ein Jäger aufgetreten war, um denselben zu erlegen, aber ihn in zehn Gängen nicht bezwungen hatte, schickte er dem Kämpfer einen Kranz, und ließ der Menge, die darüber murrte, daß ein so ungeschickter Mensch bekränzt werden sollte, durch den Herold sagen: „So oft einen Stier nicht zu treffen, ist auch schwer!"

Die gröberen Verbrecher wurden nicht blos wehrlos, zuweilen auch gebunden den Bestien vorgeworfen, sondern mußten auch oft durch ihre theatralisch aufgeputzten Exekutionen an historisch oder mythisch-tragische Vorfälle erinnern, wozu freilich von Seiten des Publikums die Nerven von Kannibalen gehört hätten, wenn nicht auch hier die liebe Gewohnheit von Jugend auf Erzieherin gewesen wäre! Denn Plutarch sagt: „Einige unterscheiden sich gar nicht von den Kindern, welche, wenn sie die Verbrecher oft in golddurchwirkten und purpurnen Gewändern und bekränzt tanzen sehen, dieselben als Selige anstaunen und bewundern, bis jene gestachelt und gepeitscht werden und Feuer aus ihren bunten und prächtigen Kleidern hervorbricht." Deshalb meint auch Martial, daß eine andere oft vorkommende Exekution, bei der ein Delinquent, den Mucius Scävola vorstellend, die Hand über dem Kohlenbecken verbrennen ließ, keinen Beweis für Muth und Standhaftigkeit abgebe, da jener in diesem Falle nur zwischen dem Kohlenbecken und dem feuerfangenden Gewande die Wahl gehabt habe! Großen Aufwand an Dekoration und Maschinerie erforderte die Inszenirung des „Orpheus". Hier fehlten nach Martial weder die wandernden Felsen, noch der sich bewegende Wald; zahllose Thiere der Wildniß umgaben den Sänger, und viele Vögel schwebten über seinem Haupte; endlich zerfleischte ihn aber ein grimmiger Bär! Ja, nach Martial wurden Verbrecher zur Kurzweil in der Arena gekreuzigt und dann von Bären stückweise zerfleischt!

Weniger schauderhaft waren da doch noch die Kämpfe der

wilden Thiere unter sich, wozu gewöhnlich auch Abrichtung derselben vorherging, und wobei man es an komischen Szenen nicht fehlen ließ. So schmierte man dem Bären im Sande dicken Vogelleim, auf welchem er dann im Fliehen kleben blieb. Oder man band den Bären und Stier zusammen und freute sich ihres Kampfes, bis über beide der Jäger kam und sie erlegte. Merkwürdiger Weise besitzen wir hierzu noch Bild und Beschreibung. Jenes befindet sich am Grabmal des Scaurus zu Pompeji und stellt einen Bären oder Panther vor, der gegen einen mit zwei Wurfspießen bewaffneten Jäger anspringt, aber mit einem langen Strick an einen Stier gebunden ist und von diesem, zwar auch durch die Lanze eines Bestiariers angespornten, aber doch langsamer trabenden Gefährten im Sprung gehemmt wird. In Bezug auf solche Szenen schreibt nun aber Seneka: „Wir pflegen bei den morgendlichen Schauspielen der Arena zu lachen über den Kampf zwischen dem Bären und dem Stier, die unter sich zusammengebunden sind. Wenn einer den andern genug gezaust hat, wartet ihrer der Jäger." Selbst Damhirsche lernten mit den Geweihen gegen einander zu rennen; am meisten Beifall aber fanden die gezähmten Löwen Domitians, welche Hasen fingen und wieder laufen ließen; freilich vergriff sich einer derselben einst an ein Paar Sand streuenden Knaben, auf die er nicht dressirt war! Bei den Spielen des Kaisers Karinus gab es einen „Mauerläufer", der sich durch seine Kunst vor einem ihn verfolgenden Bären rettete. Man brauchte auch später allerhand bewegliche Maschinen, um theils die Leute zu schützen, theils die Thiere zu täuschen, wie schnell sich drehende Räder, an denen schwebend die Bestiarier den Thieren zurollten, und eben so schnell wieder ihrem Rachen entführt wurden; Rohrkörbe, in die sie sich rasch verkrochen, und Springstöcke, vermittelst welcher sie sich über die anrennenden Bestien hinwegschwangen.

Die Thierhetzen als Volksbelustigungen theilten das Schicksal der Gladiatorengefechte nicht; Honorius ließ sie fortbestehen

und noch Justinian traf Bestimmungen über sie, die damals zu den großartigen konsularischen Spielen gehörten; doch scheint es, als ob häufiger als früher für Geld gedungene Thierfechter auftraten. Für alle Zeiten aber hat Giltigkeit, was Cicero über des Pompejus großartige Spiele an M. Marius schreibt: „Welches Vergnügen kann es einem gebildeten Manne gewähren, wenn entweder ein schwacher Mensch von einer riesig starken Bestie zerrissen wird, oder ein herrliches Thier der Jagdspieß durchbohrt!“

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt.





